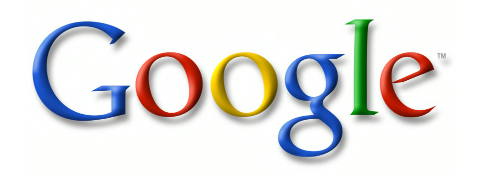




Geschichte

der

deutschen National-Litteratur.

Zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten

und

zum Selbststudium bearbeitet

von

Dr. Hermann Kluge,
Professor am Gymnasium zu Altenburg.

Siebzehnte, verbesserte Auflage.

Altenburg.
Druck und Verlag von Oskar Bonde.
1886.



Vorwort zur ersten Auflage.

Während noch im Anfange unseres Jahrhunderts auf dem Gebiete der deutschen Litteraturgeschichte kaum eine nennenswerte Leistung existierte, ist nach und nach für diesen Gegenstand ein immer regeres Interesse erwacht, und es sind namentlich die letzten Jahrzehnte nach dieser Seite hin außerordentlich fruchtbar gewesen. Wir besitzen nicht bloß eine zahllose Menge von Monographieen über einzelne Dichter nebst zum Teil sehr weitschichtigen Kommentaren über ihre Werke, es haben auch die einzelnen Perioden ihre Bearbeiter gefunden. Endlich ist das gesamte Gebiet der deutschen Litteraturgeschichte in ausführlichen Werken bearbeitet worden, von denen ein jedes seine besonderen Vorzüge hat. Hier begegnen wir freilich bisweilen in etwas schwerfälliger Gestalt der gründlichsten Gelehrsamkeit und einem wahrhaft deutschen Fleiße, wie bei Koberstein und Goedeke, dort vereinigt sich Wissenschaftlichkeit mit einer meisterhaften Gewandtheit der Form, mit einer wohlthuenden Wärme und Frische der Darstellung, wie bei Vilmar, Roquette und zum Teil auch bei Gervinus, wozu sich noch in andern eine reiche Auswahl von Proben gesellt, wie in dem großen, vierbändigen Werke von Heinrich Kurz.

Wenn wir demnach zugeben, daß es eine reiche Auswahl von umfangreichen und vortrefflichen Werken giebt, welche den Forderungen der Wissenschaft in jeder Hinsicht genügen, so muß unser Urteil über die für den Schulgebrauch bestimmten Darstellungen der Litteraturgeschichte anders lauten. Es giebt auch deren eine unabsehbare Menge, aber von allen den Grundrissen und Leitfäden, die mir bekannt sind, entspricht keiner vollständig den Ansprüchen, die an ein für den Unterricht bestimmtes Buch zu stellen sein möchten. Einzelne darunter haben zwar den Vorzug der Kürze, allein sie bieten nicht mehr als ein mageres Gerippe von Namen und Zahlen, wie dies z. B. in dem Grundrisse von Helbig (6. Aufl. 1862) der Fall ist, worin Lessing noch nicht eine, Goethe und Schiller zusammen noch nicht drei kleine Oktavseiten einnehmen, und worin von den Meisterwerken dieser Dichter nur die Titel ohne jeglichen Zusatz angeführt werden. Die in dem eben genannten Buche enthaltenen Namen und Zahlen haben andere um das Zehnfache dadurch vermehrt, daß sie bei Behandlung der neueren Litteraturgeschichte

alle bedeutenderen Theologen und Kanzelredner, Sprachforscher und Grammatiker, Philosophen, Naturforscher, Historiker ꝛc. mit ihren Werken anführen. Außer verschiedenen andern gehören hierher die vielgebrauchten und weitverbreiteten Schulbücher von Pischon (13. Aufl. 1868) und Heinrich Kurz (2. Aufl. 1865). Der Leitfaden von Pischon hat zwar durch die Bearbeitung von Passow und Palm eine wesentliche Beschränkung der für die Jugend unbrauchbaren bibliographischen Notizen, die z. B. über die Werke unserer Klassiker ganze Seiten füllten, sowie noch in mancher andern Hinsicht eine Verbesserung erfahren, allein auch jetzt noch lernt der Schüler Hunderte von Namen kennen, die ihm füglich unbekannt bleiben können, während er in die Meisterwerke unserer größten Dichter nicht eingeführt wird. — Noch unbrauchbarer für die Schule ist der „Leitfaden zur Geschichte der deutschen Litteratur von H. Kurz". In demselben ist der innerhalb der einzelnen Perioden festgehaltene Schematismus, nach welchem zunächst von der lyrischen, didaktischen, epischen, dramatischen Poesie, sodann von der Prosa, und zwar nacheinander von dem Roman, der historischen, didaktischen, rhetorischen Prosa gehandelt wird, für die neuere Zeit höchst störend und nicht durchführbar. Der Schüler hat denselben Namen unter den verschiedensten Rubriken zu suchen und kann sich nur mit Mühe in dem Gewirr zurecht finden. Außerdem stehen oft eine Reihe von Namen nebeneinander, ohne daß ein Urteil über dieselben beigefügt wäre. So werden, um nur eins der auffallendsten Beispiele anzuführen, auf Seite 300 nicht weniger als 54 zum Teil ganz unbekannte politische Redner der neuesten Zeit ohne jegliche erläuternde und erweiternde Zuthat nacheinander aufgezählt. Mit einem solchen Register von Namen kann am allerwenigsten die Jugend etwas anfangen.

Wenn es aber mit Recht die Ansicht der bedeutendsten Pädagogen unserer Tage ist, daß der Unterricht in der deutschen Litteraturgeschichte sich vor allem auf Lektüre gründen und mit derselben in lebendigem Zusammenhange stehen müsse, so darf ein für den Unterricht bestimmtes Lehrbuch nicht ein Chaos von Namen und Zahlen bieten, aus denen der Schüler keine Nahrung für Herz und Gemüt ziehen kann, vielmehr muß dasselbe eine weise Beschränkung üben, es darf nur die hervorragendsten und einflußreichsten Erscheinungen der deutschen Litteratur vorführen. Anfänge zu einer richtigen Behandlung des Gegenstandes sind bereits vorhanden. Es haben u. a. Wilhelm Pütz und Werner Hahn den glücklichen Versuch gemacht, den Schwerpunkt auf die Werke der Dichter zu legen. Allein während W. Pütz in seiner „Uebersicht" (Koblenz 1855) von mehreren Zeiträumen nur ein unvollkommenes Bild giebt und einzelne Meisterwerke unserer Klassiker zu dürftig charakterisiert, bietet das in mancher Beziehung vortreffliche Buch von W. Hahn (4. Aufl. 1868), indem es weitergehenden Forderungen gerecht zu werden sucht, zu viel und zu vielerlei, was im Unterricht nicht zu verwerten ist. Ueberdies enthalten die letzten Seiten dieses Werkes eine Unmasse von Namen, Büchertiteln und Zahlen, mit denen wohl anderen Kreisen, aber nicht der Schule gedient sein kann.

Demgemäß habe ich, gestützt auf eine zwölfjährige Erfahrung in diesem Unterrichtsgegenstande, es unternommen, ein Lehrbuch zu schreiben,

das auf erschöpfende Vollständigkeit Verzicht leistend, sich vor allem auf die Bedürfnisse der Schule beschränkt. Dasselbe will zunächst dem Schüler dazu verhelfen, daß er im allgemeinen den Entwicklungsgang überschaue, den die deutsche Litteratur genommen hat. Vor allem aber hat es sich die Aufgabe gestellt, die Jugend mit den klassischen Werken unseres Volkes vertraut zu machen. Es fehlen daher in diesem Buche Hunderte von Namen, die in anderen Werken stehen, dafür werden aber die bedeutenderen Erscheinungen aus den beiden Blüteperioden unserer deutschen Litteratur um so eingehender besprochen. In der älteren Zeit verweilt dasselbe am längsten bei dem Nibelungenliede, Gudrun, Parzival, Walther von der Vogelweide; in der neuern bei Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Goethe, Schiller. Was die Litteratur der Gegenwart betrifft, so hängt diese Entwicklungsstufe in dem geistigen Leben unseres Volkes zu eng mit den Interessen des Tages zusammen und ist noch zu wenig zum Abschluß gekommen, als daß sie mit allen ihren Erscheinungen in den Kreis des Unterrichts gezogen werden könnte, zumal schon unsere beiden klassischen Perioden überreichen Stoff bieten. Nur einzelne der hervorragendsten Erscheinungen aus unsern Tagen durften nicht übergangen werden.

Sollte trotz der geübten Beschränkung das Buch vielleicht für manchen Lehrer noch mehr enthalten, als er im Unterricht brauchen kann, so wird derselbe bei der Uebersichtlichkeit des Ganzen je nach Bedürfnis eine mehr oder weniger begrenzte Auswahl treffen können. Dieses Bedürfnis aber ist an den verschiedenen Anstalten je nach den Verhältnissen ein verschiedenes, und auch die Zahl der für unsern Gegenstand angesetzten Stunden ist nicht allenthalben die gleiche. Ja es wird vielleicht an einer und derselben Anstalt der Lehrer mit den verschiedenen Jahrgängen einen Wechsel eintreten lassen und bald dieses, bald jenes Werk eingehender betrachten, über andere dagegen kürzer hinweggehen. Gewiß aber wird die Mehrzahl der Lehrer auch darauf Gewicht legen, daß die Jugend angeleitet werde, die eine und die andere klassische Dichtung, zu deren Lektüre im Unterrichte die Zeit mangelt, privatim zu lesen. Für diesen Zweck sollen die im Buche enthaltenen Angaben ein Wegweiser sein, sie sollen dem Schüler das Verständnis erleichtern, ihn aber auch zur Selbstthätigkeit anregen.

Die in einigen einleitenden Paragraphen über den indogermanischen Sprachstamm und über die deutschen Dialekte vorausgeschickten Bemerkungen, sowie die wenigen einander gegenübergestellten grammatischen Formen, die in kürzester Fassung eine Anschauung von dem geschichtlichen Entwicklungsgange unserer Sprache geben, werden hoffentlich vielen Lehrern willkommen sein.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß das Buch, dessen Bestimmung es ist, in die Schätze deutschen Geistes und deutschen Gemütes einzuführen, eine Liebe zu unserer nationalen Litteratur in den jugendlichen Herzen erwecken möge.

Altenburg, den 20. Februar 1869.

Vorwort zur fünfzehnten Auflage.

Das Vorwort zu einer neuen Auflage meines Buches beginne ich mit dem Ausdruck innigsten Dankes gegen Gott, der mir zu diesem Werke Kraft gegeben, und gegen die zahlreichen Freunde, die dasselbe mit Beifall aufgenommen haben. Dasselbe hat einen Erfolg gehabt, den weder ich noch mein Freund und Verleger zu hoffen wagen durften. Nachdem das Büchlein im Jahre 1869 seinen ersten Gang mit 1500 Exemplaren angetreten, stieg die Zahl auf 3000 und 5000. Bald konnten Auflagen mit 10 000 Exemplaren versucht werden, ja mit der neunten konnten wir zu 15 000 übergehen, eine Zahl, die wir auch bei jeder folgenden Auflage festgehalten haben, so daß also allein die Höhe der letzten 6 Auflagen 90 000 beträgt, und das Buch in etwa 150 000 Exemplaren verbreitet ist.

Auch im Auslande hat das Buch eine weite Verbreitung gefunden. Bereits seit einigen Jahren ist eine französische Bearbeitung desselben erschienen unter dem Titel: Histoire de la Littérature Allemande d'après le Dr. Hermann Kluge par J. Philippi avec une préface de L. Crouslé. Paris, J. Bonhoure et C[ie]. Editeurs rue de Lille 48."

Dieser außergewöhnliche und unerwartete Erfolg war für mich ein Sporn, das Werk immer mehr zu vervollkommnen und die Fortschritte der Wissenschaft für dasselbe nutzbar zu machen.

Altenburg, im Januar 1884.

Vorwort zur siebzehnten Auflage.

Auch die vorliegende Auflage darf in mannigfacher Beziehung eine verbesserte genannt werden, ohne daß der Charakter des Ganzen irgendwie beeinträchtigt worden wäre.

Neu aufgenommen wurden in § 60 E. Th. Amadeus Hoffmann, in § 65 die beiden Schweizer Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer.

So möge das Büchlein auch ferner freundliche Aufnahme finden und zu den alten Freunden neue gewinnen.

Altenburg, Ende März 1886.

Hermann Kluge.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Erste Periode.

Von der ältesten Zeit bis auf Karl den Großen. 800.

Zweite Periode.

Von Karl dem Großen bis zum Anfange des 12. Jahrhunderts. 800—1100.

Dritte Periode.

Erste Blütezeit unserer deutschen Litteratur. 1100—1300.

Blüte des Volksepos.

Blüte des ritterlichen und höfischen Epos.

Die höfische Lyrik.

Didaktische Poesie.

Vierte Periode.

Entwicklung der Poesie in den Händen des Bürger- und Handwerkerstandes. 1300—1500.

Fünfte Periode.

Die deutsche Litteratur im Zeitalter der Reformation. 1500—1624.

Sechste Periode.

Die Poesie in den Händen der Gelehrten oder die Periode der Nachahmung. 1624—1748.

Siebente Periode.

Zweite Blütezeit unserer deutschen Litteratur seit Klopstock.

Goethe.

Schiller.

Die romantische Schule und die neueste Zeit.

Einleitung.

---

§ 1. Begriff der deutschen Litteraturgeschichte.

Die deutsche Litteratur im weitesten Umfange ist der Inbegriff aller in Sprache und Schrift niedergelegten Geisteswerke des deutschen Volkes. Von dieser Gesamtheit bildet die deutsche Nationallitteratur nur einen Teil. Sie hat es nicht mit allen Geistesprodukten unsers Volkes zu thun, am wenigsten mit der sogenannten gelehrten oder wissenschaftlichen Litteratur, sie umfaßt vielmehr nur diejenigen litterarischen Kunstwerke, welche ein eigentümlich deutsches Gepräge tragen, d. h. die unserm deutschen Volke eigentümliche Anschauung, Gesinnung, Sitte abspiegeln. Da nun in der Poesie, der ältesten und eigentümlichsten Sprache aller Völker, vor allem deutscher Geist und deutsches Leben sich ausprägt, so wird vorzugsweise die poetische Nationallitteratur der Deutschen ins Auge zu fassen sein. Die Geschichte dieser Litteratur stellt den Entwickelungsgang der geistigen Bildung des deutschen Volkes dar, so wie diese sich aus jenen Werken erkennen läßt [1]).

---

[1]) Die bedeutendsten und brauchbarsten Werke, welche die deutsche Litteraturgeschichte von der ältesten bis auf die neueste Zeit behandeln, sind: August Koberstein (Prof. in Schulpforta, † 1870 in Kösen), Grundriß der Geschichte der deutschen Nationallitteratur, 6. von Karl Bartsch in Heidelberg umgearbeitete Auflage 1884 ff., 5 Bände. — Georg (Gottfried) Gervinus († 1871 als Hofrat und Professor in Heidelberg), Geschichte der deutschen Dichtung, 5. gänzlich umgearbeitete Auflage 1870 ff., 5 Teile. — Heinrich Kurz († 1873 in Aarau), Geschichte der deutschen Litteratur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller, 7. Aufl. 1877, 4 Teile. — Wilhelm Schäfer († 1880 in Bremen), Handbuch der Geschichte der deutschen Litteratur, 2. Aufl. 1855, 2 Teile. — Karl Goedeke (in Göttingen), Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung (bibliographisch bedeutend), 2. Aufl. 1884 ff., 3 Bände. — August (Friedrich Christian) Vilmar († 1868 als Konsistorialrat und Prof. der Theologie in Marburg), Geschichte der deutschen Nationallitteratur, 21. von K. Goedeke besorgte Auflage 1883. — Wilhelm Wackernagel († 1869 als Professor in Basel), Geschichte der deutschen Litteratur, 2. von Ernst Martin (in Straßburg) besorgte Auflage 1879, 2 Bände. — Wolfgang Menzel († 1873 in Stuttgart), Geschichte der deutschen Dichtung, 2. Ausg. 1875, 3 Bände. — Otto Roquette (in Darmstadt), Geschichte der deutschen Dichtung, 3. Aufl. 1879, 2 Bände. — Wilhelm Lindemann († 1879 in Niederkrüchten am Rhein), Geschichte der deutschen Litteratur, 5. Aufl. 1879. — Werner Hahn (in Berlin), Geschichte der poetischen Litteratur der Deutschen, 10. Aufl. 1883. — Edmund Höfer († 1882 in Canstatt), deutsche Litteraturgeschichte, 1876. — Robert Koenig (Leipzig), deutsche Litteraturgeschichte (wertvoll durch die Faksimiles und Illustrationen), 15. Auflage 1884. — Wilhelm Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur, *Berlin* (Weidmann) 2. Aufl. 1884. — Friedrich Sehrwald (Eisenach), deutsche

Grimm (geb. 1785, gest. 1863) in Beziehung auf die deutschen Sprachen der höchsten Vollendung entgegengeführt worden ist [1]).

§ 3. Dialekte des germanischen Sprachstammes [2]).

Die Germanen teilten sich schon frühzeitig wieder in verschiedene Stämme, und infolge dessen nahm auch die Volkssprache eigentümliche Gestaltungen an. Es entstanden verschiedene Dialekte oder Mundarten, deren bedeutendste folgende sind:

1. der gotische Dialekt, der sich auszeichnet durch reine und volltönende Vokale auch in den End- und Flexionssilben, durch die reichste Mannigfaltigkeit und die größte Regelmäßigkeit in der Bildung der Formen. Es können fast alle Kasus durch Endungen von einander unterschieden werden, z. B. dags (der Tag), gen. dagis, dat. daga, acc. dag; plur. nom. dagôs, gen. dagê, dat. dagam, acc. dagans. Sing. nom. giba (die Gabe), gen. gibôs, dat. gibai, acc. giba; plur. nom. gibôs, gen. gibô, dat. gibôm, acc. gibôs. Beim Pronomen und beim Verbum hat das Gotische noch einen Dualis. So bedeutet veis wir, vit wir beide, so heißt von galeitham, gehen, der Dualis galeithôs, wir beide gehen, der Plural galeitham, wir gehen. Das Präteritum von salbôn, salben, lautet: salbôda, salbôdês, salbôda; Dualis salbôdêdu (1. pers.), salbôdêduts (2. pers.); Plural: salbôdêdum, salbôdêduth, salbôdêdun. Auch ein Passivum kann das Gotische bilden ohne Hülfszeitwort, z. B. haita, ich rufe; haitada, ich werde gerufen.

2. der altnordische Dialekt, der sich in den Mundarten des Norwegisch-Isländischen und des Schwedisch-Dänischen fortentwickelt hat. Die altnordischen Schriftdenkmäler sind die Hauptfundgrube für die deutsche Mythologie [3]). Diese Mythologie hatte sich gebildet, als die germanischen Stämme noch in Gemeinschaft mit einander lebten, und es war dieselbe neben der gemeinsamen Sprache ein zweites Band, das sie alle unter einander zusammenhielt. Desgleichen deuten die Grundzüge der Göttermythen nicht minder wie die Sprache auf den Zusammenhang des germanischen Volkes mit dem indischen, persischen und griechischen Altertume. In Deutschland verhinderte die frühere Verdrängung des Heidentums durch das Christentum die schriftliche Aufzeichnung der Göttersagen. Anders war es bei den Skandinaviern in Island, wohin das Christentum erst um das Jahr 1000 kam, und wo sich

---

[1]) J. Grimm, deutsche Grammatik, 1819 ff., 4 Teile. Geschichte der deutschen Sprache. 4. Aufl. 1880, 2 Bände.

[2]) Im Folgenden ist die Schleichersche Einteilung festgehalten worden, während eine neuere durch Heinrich Zimmer (Greifswald) und Adalbert Bezzenberger (Königsberg) vertretene Ansicht nur eine Zweiteilung in Ostgermanisch (gotisch und nordisch) und Westgermanisch (deutsch mit allen seinen Zweigen) annimmt.

[3]) J. Grimm, deutsche Mythologie, 4. Aufl. (besorgt von Hugo Meyer in Bremen), 3 Bände, 1875 ff. — Wilhelm Müller (in Göttingen), Geschichte und System der deutschen Religion, 1844. — Karl Simrock († 1876 in Bonn), Handbuch der deutschen Mythologie, 5. Aufl. 1878. — E. Bratuschek, germanische Göttersage, 1873. — Wilhelm Wägner (in Kettenheim), unsre Vorzeit. 3. Ausg. 1884. — Theodor Colshorn (in Hannover), deutsche Mythologie (Vorhalle zu wissenschaftlichem Studium), 2. Aufl. 1877. — Albert Freybe (Parchim), Altdeutsches Leben, 1. Band, 1878 (enthält u. a. interessante Aufsätze über Island und seine Litteratur, deutsche Mythologie, die Edda u. s. w.).

ein besonderer Sängerstand der Skalden gebildet hatte, in deren Verpflichtung es lag, die alten Sagen des Volkes zu bewahren. Hier entstanden zwei Sammelwerke, welche als die ältesten und reichhaltigsten Quellen der germanischen Mythologie zu betrachten sind, es sind dies die sogenannte ältere und die jüngere, richtiger die poetische und die prosaische Edda (Edda im Altnordischen = Urgroßmutter). Die Lieder der ersten hat gesammelt und aufgezeichnet der gelehrte Isländer Sämund Sigfusson († 1133); sie befindet sich jetzt handschriftlich in Kopenhagen unter dem Namen des codex regius; die prosaische oder sogenannte jüngere Edda ist nur ein Auszug der vorigen und soll den isländischen Geschichtsschreiber Snorri Sturleson (um 1200) zum Verfasser haben [1]).

3. die niederdeutschen Dialekte. Hierher gehören das Altniederdeutsche oder Altsächsische, woraus sich das Plattdeutsche entwickelt hat; das Niederländische, welches sich in das Holländische und Vlämische (in Belgien) abzweigte; das Friesische; das Angelsächsische, woraus unter Beimischung eines romanischen Elements das Englische entstand. In angelsächsischer Sprache wurde das altgermanische Epos Beowulf gedichtet, das wie die spätere Gudrun an den Küsten der Nordsee spielt und Kämpfe mit Meerungeheuern schildert [2]).

4. die ober- oder hochdeutschen Dialekte, die, im gebirgigen südlichen Deutschland gebildet, härtere Laute haben und vorherrschend mit Brust und Kehle gesprochen werden, während die den nördlichen ebeneren Gegenden angehörige niederdeutsche Sprache weichere Laute hat und vorherrschend mit Zunge und Lippe gesprochen wird. Die bedeutendsten oberdeutschen Dialekte sind der schwäbisch-alemannische (Schweiz, Teil Badens, Elsaß = Alsatia, d. h. Alesaß = Alemannensitz), bayrisch-österreichische, fränkische.

§ 4. Das Hochdeutsche. Die Lautverschiebung.

Der Umstand, daß der Entwickelungsgang der deutschen Bildung in der älteren Zeit vom südlichen Deutschland ausging und sich erst allmählich über den Norden verbreitete, hat zur Folge gehabt, daß die oberdeutschen und hochdeutschen Dialekte für die deutsche Litteratur eine überwiegende Geltung haben. Diese hochdeutsche Sprache, in der sich recht eigentlich das geistige Leben des deutschen Volkes offenbart, entwickelt sich in den drei auf einander folgenden Perioden

1. des Althochdeutschen (Ahd.), dem zunächst die fränkische Mundart zu Grunde liegt; denn nachdem die Goten sich Wohnsitze außerhalb Deutschland gesucht, waren die Franken das herrschende Volk. Die beiden

---

[1]) Die Lieder der älteren Edda (Sämundar Edda) herausgegeben von Karl Hildebrand († 1875 in Halle) 1876. Die jüngere (Snorra Edda) gab heraus (im Auszuge) Ernst Wilken 1877. — Die ältere und die jüngere Edda übersetzt von K. Simrock, 8. Aufl Stuttgart 1882. Die ältere (Sämundar Edda) von Bodo Wenzel, 2. Ausgabe Leipzig 1882.

[2]) Ausgaben von Heinrich Leo († 1878 in Halle) 1839; Christian (Michael) Grein († 1877 in Hannover) 1867; Moritz Heyne (Göttingen), 4. Aufl. 1879 und Richard Wülcker (in Leipzig) 1883. Uebersetzungen von Ludwig Ettmüller († 1877 in Zürich) 1840; M. Heyne 1863; K. Simrock 1859; Christian Grein, 2. Aufl. 1883 (besorgt von Richard Wülcker).

andern Hauptmundarten waren die bayrische und alemannische. (Dieses Streng-althochdeutsche ist namentlich in und um St. Gallen heimisch, dem Hauptsitze des ahd. Schriftentums.) Der Zeit nach reicht dasselbe etwa bis zum Jahre 1100 [1]).

2. des Mittelhochdeutschen (Mhd.), mit verschiedenen einzelnen Mundarten, namentlich der schwäbischen und österreichischen, von 1100—1500 [2]).

3. des Neuhochdeutschen (Nhd.), dem vorzugsweise die obersächsische Mundart zu Grunde liegt, seit etwa 1500 [3]).

Im Vergleich mit dem Gotischen haben sich schon im Ahd. die Flexionsformen sehr vereinfacht, namentlich ist der Dualis in der Konjugation gänzlich verschwunden, ebenso wie das Passivum. Indem der Ton immer entschiedener auf die Wurzelsilbe tritt, entsteht eine Abschwächung der Endungen, die je länger, je mehr zunimmt. Doch finden sich im Ahd., das an sinnlicher Fülle dem Gotischen am nächsten kommt, zumeist noch da volltönende Vokale in den Endungen, wo im Mhd., besonders aber im Nhd. das stumme und tonlose e eingetreten ist. Das gotische dags, dagis, daga, dag; dagôs, dagê, dagam, dagans (§ 3, 1) wird im Ahd. tac, takes, taka, tac; takâ, takô, takum, takâ; im Mhd. tac, tages, tage, tac; tage, tage, tagen, tage. Das gotische giba, gibôs, gibai, giba; gibôs, gibô, gibôm, gibôs wird im Ahd. kepa, kepô, kepô, kepa; kepô, kepônô, kepôm, kepô; im Mhd. gebe, gebe, gebe, gebe; gebe, geben, geben, gebe. Die ahd. Adjektivformen kuatônô und liohtêrâ lauten im Mhd. guoten, liehter, im Nhd. guten,

---

[1]) Eberhard Gottlieb Graff († 1841 in Berlin), althochdeutscher Sprachschatz, 6 Bände, 1834—42, Band 6 herausgegeben von Hans Ferdinand Maßmann (Prof. in Berlin, † 1874 in Muskau), der auch 1846 einen selbständigen alphabetischen Index hinzufügte. — Althochdeutsche Grammatik von Karl August Hahn († 1857 in Wien), 5. Auflage, besorgt von Joseph Strobl 1881.

[2]) Die beliebte Ansicht, daß sich das Mhd. auf die schwäbische Mundart gründe, bestreitet Franz Pfeiffer († 1868 in Wien), freie Forschung, kleine Schriften zur Geschichte der deutschen Litteratur und Sprache, Wien 1867 (Abhandlung über die mhd. Hofsprache). Nach einer jedenfalls irrigen Annahme von Adolf Holtzmann († 1870 in Heidelberg) ist das Mhd. wesentlich fränkisch (vergl. dessen altdeutsche Grammatik). Hermann Paul (in Jena), „Gab es eine mittelhochdeutsche Schriftsprache?“ 1873, verneint diese Frage, und während Pfeiffer noch eine gemeinsame über allen Mundarten stehende Schriftsprache annahm und nur leugnete, daß das Schwäbische die Grundlage des Mhd. sei, behauptet Paul, daß jeder Dichter in seiner heimischen Mundart gedichtet habe. — Von den zahlreichen mittelhochdeutschen Grammatiken mögen die von Karl Weinhold (Wien) 2. Aufl. Paderborn (Schöningh) 1883; Hermann Paul, Halle 1881; und Ernst Martin (nebst Wörterbuch zu den Nibelungen und Walther) 10. Aufl. Berlin (Weidmann) 1882 genannt werden. Das umfassendste mittelhochdeutsche Wörterbuch bearbeiteten mit Benutzung des Nachlasses von Georg Friedr. Benecke († 1844 in Göttingen) Wilhelm Müller und Friedr. Zarncke (in Leipzig) 1854—1866. Für weitere Kreise berechnet ist das im Anschluß an das vorige bearbeitete mittelhochdeutsche Handwörterbuch von Matthias Lexer (in Würzburg), 3 Bände, 1869 ff. Ein Auszug daraus ist das mittelhochdeutsche Taschenwörterbuch von M. Lexer 1878. — Zu nennen ist auch das altdeutsche Wörterbuch von Oskar Schade (in Königsberg), 2. Auflage 1872—1882.

[3]) Das großartigste neuhochdeutsche Wörterbuch, begonnen von den Brüdern J. und Wilhelm Grimm († 1859 in Berlin), fortgesetzt von Rudolf Hildebrand (in Leipzig), Karl Weigand († 1878 in Gießen) und Moritz Heyne 1854 ff. ist noch unvollendet. Unter den fertigen kleineren Wörterbüchern zeichnet sich durch wissenschaftliche Zuverlässigkeit aus das von Karl Weigand, 3. Aufl., 2 Bände. Für praktische Zwecke bestimmt ist das Wörterbuch von Daniel Sanders (in Altstrelitz) 1860 ff. 3 Bde.

lichter. Aus der gotischen Verbalform salbôdêdum ist im Ahd. salpôtumês (2. p. salpôtut, 3. p. salpôtun), im Mhd. salbeten geworden, so daß der Wegfall der vollen Endung der 1. pers. plur. die Vorsetzung des persönlichen Fürworts nötig gemacht hat. Während ferner das Gotische eine Trübung der ursprünglich reinen Vokale durch den Umlaut noch nicht kennt, beginnt derselbe im Ahd., wo sich schon der Einfluß der Endung auf die Wurzel geltend macht; im Mhd. aber ist er in voller Kraft. Durch diesen Umlaut, d. h. die Trübung des reinen Wurzelvokals durch ein ursprünglich folgendes i der Endung wird aus dem ahd. mohti im Mhd. möhte; aus zâhi: zaehe; aus brûti: briute u. s. w.

Von ihren europäischen Schwestern (dem Lat., Griech., Slav., Celt. u. s. w.) und ihren asiatischen Verwandten (Sanskrit, Zend) trennt sich die deutsche Sprache durch einen eigentümlichen Wechsel der mutae, den man (nach dem Vorgang von J. Grimm) Lautverschiebung nennt. Nach diesem Gesetze verschieben sich die stummen Konsonanten des Griechischen, Lateinischen, oder einer andern urverwandten Sprache im Gotischen dergestalt, daß die media (d, b, g) zur tenuis (t, p, k), die tenuis zur aspirata (th, f, ch), die aspirata wieder zur media wird. Diese Lautverschiebung setzt sich dann weiter fort im Hochdeutschen. In demselben Verhältnisse nämlich, in welchem das Griechische, Lateinische u. s. w. zum Gotischen steht, steht dieses zum Hochdeutschen, so daß die got. media zur hochdeutschen tenuis, die tenuis zur aspirata, die aspirata wieder zur media wird. Es läßt sich dieses Gesetz sowohl an den Lippenbuchstaben (labiales: b, p, f), als an den Gaumenlauten (palatales: g, k, ch), freilich in beiden Fällen mit zahlreichen Ausnahmen, vornehmlich aber an den Zungenlauten (dentales: d, t, th, an dessen Stelle im Hochdeutschen z als aspirata dient) nachweisen. So wird das lat. dens im Got. tunthus, neuhochdeutsch Zahn; lat. decem, goth. taihun, nhd. zehn; griech. ἔδειν und lat. edere, got. itan, nhd. essen (ahd. ezzan, mhd. ezzen); griech. τρεῖς und lat. tres, got. threis, nhd. drei, lat. tu, got. thu, hochd. du; griech. ϑήρ, got. dius, nhd. Tier (ahd. tior, mhd. tier); griech. ϑύρα, got. daúro, ahd. turi (mhd. tür, nhd. Thür). Auf dem Standpunkte des Gotischen steht auch das Niederdeutsche nebst dem Englischen, daher wird griech. ϑυγάτηρ im Engl. daughter (got. daúhtar), nhd. Tochter; ϑάνατος: death (got. dauthus), Tod; desgl. griech. τρεῖς: three (got. threis). In derselben Weise stehen sich engl. day, deep, ten, tooth, thief, thick und nhd. Tag, tief, zehn, Zahn, Dieb, dick gegenüber. Schon nach diesem Gesetz der Lautverschiebung ist die Schreibung „teutsch“ unrichtig. Da ein Wort, das im Gotischen mit einer aspirata geschrieben wird, im Hochdeutschen eine media haben muß, so entspricht dem got. thiudisk im Ahd. diutisc, mhd. diutsch, nhd. deutsch. Die Form thiudisk aber ist ein Adjektiv, das durch die Endung isk (isch) abgeleitet worden ist von dem got. Substantiv thiuda, ahd. diot, mhd. diet, das Volk. Hiernach bedeutet das Wort „deutsch“ seiner Abstammung nach so viel als volkstümlich, heimatlich. Als gemeinsamer Volksname drang dieses Wort, das ursprünglich nur die Sprache bezeichnete, erst unter den Ottonen durch [1].

---

[1] A. Schleicher, die deutsche Sprache. 4. Aufl. (herausgeg. von J. Schmidt in Bonn) 1879. — Heinrich Rückert († 1875 in Breslau), Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. 2 Bände. 1875. — Wilhelm Scherer, zur Geschichte der deutschen Sprache, 2. Aufl. 1878.

§ 5. Perioden der deutschen Litteraturgeschichte.

Am einfachsten teilt man die Geschichte der deutschen Litteratur in folgende sieben Perioden:

1. Von den ältesten Zeiten bis auf Karl den Großen, 800. Es ist dies vorwiegend die Zeit des altheidnischen Volksgesanges und die Periode, in der sich die alten Heldensagen bildeten.

2. Von Karl dem Großen bis Anfang des 12. Jahrhunderts, 800 bis 1100. In dieser Zeit unterliegt das alte nationale Heidentum nach hartem Kampfe dem Christentume. Die Litteratur steht vorzugsweise unter dem Einflusse der Geistlichkeit.

3. Erste Blütezeit unserer deutschen Litteratur, von 1100—1300. Die Poesie wird vorzugsweise von den Rittern geübt und gepflegt.

4. Entwickelung der Poesie in den Händen des Bürger- und Handwerkerstandes, von 1300—1500.

5. Die deutsche Litteratur im Zeitalter der Reformation, von 1500 bis 1624.

6. Die Poesie in den Händen der Gelehrten; Zeit der Nachahmung von 1624—1748.

7. Die zweite Blütezeit unserer deutschen Litteratur seit 1748.

Erste Periode.

Von der ältesten Zeit bis auf Karl den Großen. 800.

---

§ 6. Die ersten Spuren deutscher Dichtung.

Was wir mit Sicherheit von der ältesten Poesie der Deutschen wissen, beschränkt sich allein auf das, was uns der römische Geschichtsschreiber Tacitus um 100 n. Chr. in seiner Germania darüber berichtet. Unter den Nachrichten, die uns derselbe von den Verhältnissen des Landes und den Zuständen des Volkes giebt, findet sich auch die Angabe, daß die Germanen Lieder gehabt haben, welche sie teils vor der Schlacht, teils beim fröhlichen Mahle anstimmten. In diesen Gesängen, die Tacitus als alte, sowie als die einzigen Urkunden und Geschichtsdenkmäler bezeichnet, welche die Deutschen besessen, feierten sie Götter und Helden, insbesondere die Stammväter ihres Geschlechts, den Tuisko oder Tuisto und dessen Sohn Mannus (Germania cap. II: „Sie — die Deutschen — verherrlichen in alten Liedern, der einzigen Art von Jahrbüchern und Urkunden, die sie besitzen, den Tuisko, den erdgebornen Gott, und dessen Sohn Mannus als Stammväter und Gründer des Volks") [1]. In gleicher Weise sollen sie auch

[1]) Celebrant carminibus antiquis, quod unum apud illos memoriae et annalium genus, Tuisconem (Tuistonem) deum terra editum et filium Mannum, originem *gentis* conditoresque.

den Herkules besungen haben (Germania cap. III: „Man erzählt, daß auch Herkules bei ihnen gewesen sei, und ihn besingen sie vornehmlich unter allen tapfren Männern, wenn sie in die Schlacht ziehen") [1]). Derselbe Schriftsteller bezeugt in seinen Annalen, daß die Deutschen auch den Arminius, den Befreier vom Römerjoch, in Liedern feierten (Annal. II, 89: „Noch jetzt wird Arminius bei den Barbaren — d. h. Deutschen — besungen, den Jahrbüchern der Griechen unbekannt, da diese nur das Ihre bewundern, bei den Römern nicht in gleicher Weise berühmt, da wir nur das Alte erheben, um das Neue uns nicht kümmern") [2]).

Zugleich gedenkt Tacitus einer eigentümlichen Sitte der Deutschen, wenn sie singend in die Schlacht zogen. Damit nämlich der Klang der Kampfgesänge ein recht voller werde und durch den Widerhall anschwelle, deshalb hielten sie die Schilde vor den Mund [3]). Ihre Absicht war, dadurch die Feinde zu schrecken, und je kräftiger die Töne klangen, um so sicherer erwarteten sie den Sieg. Diese Art zu singen nannten sie barditus, eine Bezeichnung, die entweder auf das altnordische bardhi Schild zurückzuführen, oder nach Müllenhoff als „Bartgesang" („in den Bart murmeln") zu erklären ist. (Germ. III: „Die Deutschen besitzen auch solche Lieder, durch deren Vortrag, Barditus genannt, sie den Mut anfeuern und den Ausgang des erwarteten Kampfes aus dem Gesange selbst vorausdeuten. Denn je nachdem der Gesang in der Schlachtreihe ertönt, werden sie entweder ermutigt oder mutlos und es ist, als wenn nicht Menschenstimmen, sondern der Kriegsmut selbst also sänge") [4]). Dieses Wort barditus gab zu der irrtümlichen Meinung Veranlassung, als hätten die alten Deutschen einen besonderen Sängerstand, den der Barden, gehabt. Diese Ansicht war namentlich allgemein verbreitet zur Zeit Klopstocks, der selbst in seinen vaterländischen Schauspielen, die er Bardiete nannte, Nachahmungen jener alten Bardensänge dichtete, worin ihm dann Männer, wie Denis (Lieder Sineds, des Barden) und Kretschmann (Gesang Ringulphs, des Barden) folgten. Einen besonderen Stand von Sängern, die im Besitz jener Lieder gewesen und als Harfner dem Heere vorangezogen wären, um dieses durch ihre Gesänge anzufeuern, hat es bei den Deutschen in der ältesten Zeit nicht gegeben, vielmehr waren diese Lieder Eigentum und Gemeingut des ganzen Volkes, und es entspricht dies ganz der sangesreichen Natur unsrer Vorfahren. Wohl mag es Barden gegeben haben, allein diese gehörten dem Völkerstamme der Celten an, wie auch die skandinavischen Völker ihre Sänger, die Skalden, hatten.

---

[1]) Fuisse apud eos et Herculem memorant primumque omnium virorum fortium ituri in proelia canunt.

[2]) Canitur adhuc barbaras apud gentes, Graecorum annalibus ignotus, qui sua tantum mirantur, Romanis haud perinde celebris, dum vetera extollimus, recentium incuriosi. — Hinzuweisen ist hier auf Lohensteins Roman, Klopstocks Bardiete, auf die den Cherusker verherrlichenden Dramen von Köster, Gustav Wacht, Kösting, Heinrich von Kleist, Grabbe, Alexander Nowack, sowie auf das Hermannsdenkmal bei Detmold. Aus neuester Zeit ist hervorzuheben Maria Eugenia delle Grazie (Wien) Hermann, deutsches Heldengedicht in 12 Gesängen, Wien (A. Hartleben) 1883.

[3]) Objectis ad os scutis, quo plenior et gravior vox repercussu intumescat.

[4]) Sunt illis haec quoque carmina, quorum relatu, quem barditum vocant, accendunt animos futuraeque pugnae fortunam ipso cantu augurantur. Terrent enim trepidantve, prout sonuit acies, nec tam vocis quam virtutis concentus videtur. — Zu wenig beglaubigt ist die Lesart barritus oder baritus, die gewöhnlich von dem friesischen Worte barja, schreien, abgeleitet wird.

Von jenen Dichtungen, deren Tacitus gedenkt und die sich nur durch mündliche Ueberlieferung fortpflanzten, hat sich keine erhalten, vielmehr sind dieselben durch die Völkerwanderung in Vergessenheit geraten.

§ 7. Die Bibelübersetzung des Ulfilas.

Unter allen deutschen Völkerschaften war die der Goten die bildungsfähigste, und es war dies auch derjenige germanische Volksstamm, der zuerst das Christentum annahm und eine Uebersetzung der h. Schrift in der Volkssprache erhielt. Diese gotische Bibelübersetzung ist das älteste Denkmal, das in deutscher Sprache geschrieben ist. Veranstaltet wurde dieselbe von dem Bischof der Westgoten, Ulfilas (die got. Form lautet Vulfila, d. h. Wölflein, Wölfl), geb. ums Jahr 311 und † 381 in Konstantinopel[1]). Dieser übersetzte angeblich die ganze h. Schrift ins Gotische, mit Ausnahme der Bücher der Könige, weil er dem Kriegseifer seines Volkes nicht neue Nahrung geben wollte, und zwar legte er dem Alten Testamente die Septuaginta, die griechische Uebersetzung des hebräischen Urtextes, bei dem Neuen Testamente das griechische Original zu Grunde[2]). Das Alphabet, dessen sich Ulfilas bediente, bestand zunächst aus den Runen (rûna ahd. Geheimnis, geheimes Wissen), den ältesten Schriftzeichen der Germanen, die ursprünglich nicht zu zusammenhängendem Schriftgebrauch, sondern zu religiösen Zwecken (Los, Weissagung, Zauber) gebraucht wurden[3]). Zu den Runen fügte er noch lateinische und griechische Schriftzeichen und schuf aus diesen drei Bestandteilen das gotische Alphabet. — Ein vollständiges Exemplar dieser Bibelübersetzung hat sich bis heute noch nicht gefunden, wohl aber besitzen wir mehrere Handschriften, welche bedeutende Bruchstücke derselben enthalten. Am vollständigsten sind uns die vier Evangelien (namentlich Lucas) erhalten in der sogenannten silbernen Handschrift (codex argenteus). Dieselbe wurde im 16. Jahrhundert in der Abtei Werden an der Ruhr (Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf) aufgefunden und befindet sich jetzt zu Upsala in Schweden. Den Namen der silbernen Handschrift erhielt sie wegen der Silberschrift auf purpurfarbigem Pergament; später ließ sie Marschall Lagardie noch mit einem silbernen Einbande versehen. Eine zweite kurze Handschrift ist der codex Carolinus in Wolfenbüttel (im 18. Jahrh. von dem Abt Knittel aus Braunschweig entdeckt), in dem sich einzelne Teile des Römerbriefs finden. Endlich befinden sich noch in Mailand Handschriftenfragmente, welche aus dem lombardischen Kloster Bobbio stammen. Dieselbe entdeckte der Kardinal

---

[1]) Beide Jahre sind durch die Untersuchung von Wilhelm Bessell (Prof. in Göttingen, † 1864 in Hannover) über das Leben des Ulfilas, 1860, festgestellt worden. Es muß hiernach wohl die Ansicht von Georg Waitz (über das Leben und die Lehre des Ulfilas 1840), der 318 als Geburts- und 388 als Todesjahr annahm, aufgegeben werden. — Daß Ulfilas von Geburt ein Gote war, hat aufs neue bewiesen Karl Kirchner (Chemnitz), über die Abstammung des Ulfilas (Programm) 1879.

[2]) Ernst Bernhard (in Erfurt), kritische Untersuchungen über die gotische Bibelübersetzung (2 Programme 1864 und 1868).

[3]) W. Grimm, über deutsche Runen, 1821. — Adolf Kirchhoff, das gotische Runenalphabet 2. Aufl. Berlin 1854. — Jul. Zacher (Prof. in Halle), das gotische Alphabet Vulfilas' und das Runenalphabet, 1855, Rochus von Liliencron (in Schleswig), und Karl Müllenhoff († 1884 in Berlin), zur Runenlehre, 2 Abhandlungen, Braunschweig 1852.

Angelo Mai und gab sie im Vereine mit dem Grafen Castiglione heraus. Es enthalten diese Fragmente Bruchstücke aus dem Matthäus, aus den paulinischen Briefen, aus Esra und Nehemia [1]).

Als eine Probe aus Ulfilas geben wir die Uebersetzung des Vater Unser:

Atta unsar, thu in himinam, veihnai namô thein, qimai thiudinassus
Vater unser, du in Himmeln, geweihet werde Name dein, es komme Herrschaft
theins; vairthai vilja theins, svê in himina, jah ana airthai; hlaif unsarana
dein; es werde Wille dein, wie im Himmel, auch auf Erden; Brot unseres,
thana sinteinan, gif uns himma daga; jah aflêt uns, thatei skulans
das fortwährende, gieb uns an diesem Tage; und erlasse uns, daß Schuldige
sijaima, svasvê jah veis aflêtam thaim skulam unsaraim; jah ni briggais
wir seien, so wie auch wir erlassen den Schuldigern unsern; und nicht bringe
uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin; untê theina ist
uns in Versuchung, sondern löse uns von dem Uebel; denn dein ist
thiudangardi jah mahts jah vulthus in aivins. Amên.
Herrscherhaus und Macht und Glanz in Ewigkeit. Amen.

§ 8. Die Volkspoesie während der Völkerwanderung.

Jene Wanderzüge der Germanen im 4., 5., 6. Jahrhundert, die wir mit dem Namen der Völkerwanderung bezeichnen, übten auf die Poesie des deutschen Volkes einen umgestaltenden Einfluß aus. An diese große Weltbegebenheit lehnte sich nämlich eine neue deutsche Heldensage an, die wir zwar erst aus spätern Bearbeitungen kennen, deren Ursprung aber in der Zeit der Völkerwanderung selbst zu suchen ist [2]). Indem sich die im Munde des Volks lebenden Gesänge einen oder mehrere in der Zeit der Völkerwanderung hervorragende Helden zum Mittelpunkt nehmen, entstehen eine Reihe von Sagenkreisen, in denen die frei schaffende Phantasie manches zeitlich und räumlich Getrennte mit einander verband, desgleichen Historisches mit Mythischem untermischte. Es bildeten sich um jene Zeit namentlich folgende Sagenkreise:

---

[1]) Die erste Gesamtausgabe des Ulfilas ist die der beiden Altenburger Hans Conon von der Gabelentz († 1874) und Julius Löbe, 2 Bände, 1836—46 (1836 Text, lat. Uebersetzung und krit. Anmerkungen, 1843 Glossar, 1846 Grammatik). — Später erschien die Ausgabe von Maßmann, Ulfilas, gotischer, griechischer und lateinischer Text, Anmerkungen, Wörterbuch, Sprachlehre und geschichtliche Einleitung, 1857. — Große Verdienste um den Text des Ulfilas erwarb sich der schwedische Gelehrte Andreas Uppström († 1865 in Upsala), namentlich hat er aus den italienischen Handschriften große Ausbeute gewonnen und hiernach den Text berichtigt. Zuerst gab Uppström 1850 den Matthäus heraus, 1854 die vier Evangelien nach der silbernen Handschrift, dann nach einander die sämtlichen erhaltenen gotischen Sprachdenkmale. (Sein Sohn Wilhelm Uppström vollendete die Arbeit 1868.) — Die neuesten Ausgaben sind die von Friedrich Ludwig Stamm († 1861 als Pastor in Helmstedt), Ulfilas, Text, Grammatik und Wörterbuch, 7. Aufl., besorgt von M. Heyne 1878, und von E. Bernhardt, die gotische Bibel des Vulfila, herausgegeben und erklärt, Halle 2. Aufl. 1884; (kleinere Ausgabe, Halle 1884). — Für den ersten Anfang bestimmt sind Karl August Hahn Auswahl aus Ulfilas mit Grammatik und Wörterbuch, 3. Aufl. (besorgt von Adalbert Jeitteles) 1874 und Wilhelm Braune, gotische Grammatik (mit einigen Lesestücken und Wortverzeichnis) 2. Aufl. 1882.

[2]) Theodor Gräße (Hofrat und Direktor des Grünen Gewölbes in Dresden), die großen Sagenkreise des Mittelalters 1842. — W. Grimm, die deutsche Heldensage, 2. Aufl. (von Müllenhoff besorgt) 1867. — A. Raßmann (Pfarrer zu Holzhausen in Oberhessen), die deutsche Heldensage, 2 Bände, 1857—1859.

1. der **ostgotische.** Der Held der älteren Sage, welche aus der frühesten Zeit der Völkerwanderung stammt, ist Ermanrich oder Hermanrich, jener tapfre und kriegerische König der Ostgoten (am Schwarzen Meere), der sich als 100jähriger Greis bei der Ankunft der Hunnen selbst den Tod gab, um den Untergang seines Reiches nicht mit anzusehen († 375). Der Held der späteren Sage ist der berühmte König der Ostgoten Theodorich der Große († 526), der ein ostgotisches Reich in Italien gründete und seine Residenz in Ravenna, zuweilen auch in Verona wählte, daher in der Sage Dietrich von Bern (d. h. Volksfürst von Verona) genannt [1]).

2. der **fränkische** oder niederrheinische, der sich um Siegfried, den Helden von Niederland, dessen Wohnsitz Xanten (Santen) am Niederrhein ist, gebildet und frühzeitig mit mythologischen Elementen vermischt hat.

3. der **burgundische,** dessen Helden die Burgundenkönige Gunther (die Geschichte kennt einen König Gundikar, dessen Macht von den Hunnen vernichtet wurde), Gernot und Giselher sind, mit ihren Mannen, unter denen Hagen und Volker besonders hervorragen, und ihrer Schwester Kriemhilde. Ihre Residenz ist Worms am Rhein.

4. der **hunnische,** dessen Mittelpunkt Attila, der König der Hunnen († 453), bildet, der in der Sage den Namen Etzel führt (attila das Diminutiv vom got. atta, Vater), dessen Gemahlin Helche ist, und unter dessen Mannen vor allen Rüdiger von Bechlarn sich auszeichnet.

5. der **longobardische,** der sich um König Rother [2]), König Ortnit (Otnit), Hugdietrich und dessen Sohn Wolfdietrich gebildet hat.

Von allen diesen Helden gingen Jahrhunderte hindurch zahlreiche Lieder von Mund zu Mund, aber dieselben sind gleichfalls wie die von Tacitus erwähnten verloren gegangen. So sind uns also aus den ersten 7 Jahrhunderten nach Christus mancherlei Sagenstoffe bekannt, aber es ist uns aus dieser Zeit kein vollständiges Denkmal deutscher Volkspoesie erhalten worden.

§ 9. Hildebrandslied. Alliteration.

Der einzige Ueberrest jener reichen Volksdichtung stammt aus dem 8. Jahrhundert und ist **das Hildebrandslied,** welches einen Teil der gotischen Dietrichsage behandelt. Seinen Namen hat das Lied erhalten von Hildebrand, dem Waffenmeister Dietrichs von Bern. Beide waren der Sage zufolge vor Odoaker zum Hunnenkönige Etzel geflohen. Nach vielen Jahren kehrt Hildebrand, der zu Hause einen unerwachsenen Sohn Hadubrand zurückgelassen hatte, in sein Heimatland Italien zurück. An der Grenze des Landes tritt ihm ein Ritter an der Spitze einer Gefolgsmannschaft entgegen und wehrt ihm den Eintritt. Ein Kampf soll beginnen; zuvor aber fragt Hildebrand nach dem Namen seines Gegners. Dieser giebt sich als Hadu-

---

[1]) Der Reichtum, den die Goten an Volkssagen besaßen, ist erkennbar aus Jordanes de Gothorum s. Getarum origine et rebus gestis, herausgegeben von Cloß 1861, und Alfred Holder 1881. (Nur die Form Jordanes oder Jordanis, nicht aber Jornandes ist urkundlich gesichert!)

[2]) Die Geschichte kennt einen lombardischen König Rothari, der 614 geboren wurde, 636 zur Regierung gelangte und 650 starb, der Schöpfer der Gesetzgebung seines Volkes und seines Staates.

brand, den Sohn Hildebrands, zu erkennen, glaubt aber der Aussage des letzteren nicht, daß er Hildebrand, sein Vater, sei. Ueber dessen Tod durch glaubwürdige Männer unterrichtet, wirft Hadubrand seinem Gegner Lüge und Feigheit vor. In Hildebrands Seele kämpfen väterliche Freude und ritterliche Ehre. Von seinem Schmerz übermannt beginnt er mit seinem Sohn den Kampf, dessen Ausgang unser Gedicht, das eben nur ein Bruchstück ist, nicht enthält. Aus dem 15. Jahrhundert hat uns Kaspar von der Roen in seinem Heldenbuche eine andere Bearbeitung desselben Gegenstandes hinterlassen. Hiernach wird der Sohn vom Vater überwunden und dadurch zur Anerkennung gezwungen. — Das Hildebrandslied wurde auf den innern Deckblättern eines im Kloster zu Fulda aufbewahrten lateinischen Gebetbuches entdeckt und befindet sich jetzt in Kassel [1]).

Die Sprache des Gedichts ist vorwiegend altniederdeutsch, aber mit althochdeutschen Elementen gemischt. Die Form ist die der **Alliteration.** Der alliterierende Vers ist eine Langzeile mit 8 Hebungen, d. h. stark betonten Silben, neben unbestimmt vielen Senkungen. Jede Langzeile zerfällt durch einen Einschnitt in zwei Halbzeilen mit je 4 Hebungen. Die 4 Hebungen ruhen jedoch nicht ausschließlich auf den Stammsilben, sondern auch auf den im Altdeutschen viel klangreicheren Flexionsendungen. Auf jenen ruht allerdings der Hauptaccent oder Hochton, während die Hebung der Flexionssilben den Nebenaccent oder Tiefton erhielt; z. B. lándé, síttén (sitzen), úntar hérjún tuém (zwischen zwei Heeren). Die Senkungen fehlen zuweilen ganz, z. B. bárn únwáhsán ein unerwachsenes Kind [2]). Diese Alliteration, welche in der angelsächsischen, altnordischen und ältesten deutschen Poesie den fehlenden Endreim ersetzt, besteht darin, daß diejenigen Wörter oder Silben der Langzeile, welche die stärkste Betonung haben, mit dem gleichen Anfangskonsonanten beginnen. Eine Langzeile konnte 4, mußte aber mindestens zwei Alliterationen haben; in der Regel haben zwei Wörter in der ersten Vershälfte mit einem Worte in der zweiten Vershälfte gleichen Anlaut; z. B. **d**éganó **d**échistó | wás er **D**éotriché (der Helden liebster war er dem Dietrich), aber auch **g**érú scál mán | **g**éba ínfáhán (mit dem Gere soll der Mann Gabe empfangen). Daß nicht immer die Anfangskonsonanten der Wörter, sondern überhaupt der Hebungssilben alliterierten, zeigen Beispiele wie ér fur**l**ét in **l**ánté | **l**úttila síttén | prút in **b**úré, | **b**árn únwáhsán | d. h. er ließ im Lande elend sitzen die Frau im Hause (und) ein unerwachsenes Kind. Neben der konsonantischen findet sich in der altdeutschen Poesie auch

[1]) Herausgegeben wurde das Lied zuerst von den Brüdern Grimm 1812 (zugleich mit dem Wessobrunner Gebet). Facsimile der Handschrift gab W. Grimm 1830. Erklärung des kritisch hergestellten Textes von Karl Lachmann 1833. — Einen wesentlichen Fortschritt in der Kritik und Erklärung der kleinen Ueberreste aus der althochdeutschen Zeit bezeichnet die Sammlung von K. Müllenhoff und Wilhelm Scherer (in Berlin), Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8.—12. Jahrh., 2. Aufl. 1873. Mit photographischen Facsimiles hat das Hildebrandslied nebst den Merseburger Zaubersprüchen herausgegeben Eduard Sievers (in Tübingen) 1872. — Ein dem Hildebrandsliede urverwandter Sagenstoff tritt uns entgegen in Rückerts Epos Rostem und Suhrab (§ 63).

[2]) Es darf nicht verschwiegen werden, daß eine andere von W. Wackernagel, Ferdinand Vetter (Bern), Max Rieger, E. Sievers u. a. vertretene Theorie jene 4 Hebungen für die Alliterationspoesie verwirft und als einziges Maß der Kurzzeile zwei betonte Wörter anerkennt, Verse also wie lúttila sítten und géba ínfáhan nur mit 2 Accenten liest.

vokalische Alliteration, bei der aber die Vokale nicht die gleichen zu sein brauchen. So beginnt das Hildebrandslied mit den Worten: **Ik gihorta dhat seggen | dhat sih urhèttun ênôn muotin** (ich hörte das sagen, daß sich herausforderten zu einem Einzelkampf oder: wie sich erwählten zu einem Waffengang). Eine der schönsten Stellen des Liedes lautet:

welaga nu, waltant got, wêwurt skihit!
ih wallôta sumarô enti wintrô sêhstic,
dâr man mih êo scerita in folc sceotanterô,
sô man mir at burc aenîgeru banun ni gifasta;
nu scal mih suâsat chind suertû hauwan,
bretôn mit sînû billjû, eddo ih imo ti banin werdan.
Wehe nun, waltender Gott, Wehgeschick naht (geschieht)!
Ich wallete der Sommer und Winter sechzig.
Wo man mich immer scharte in die Schar (Volk) der Schützen (Streiter).
Doch vor keiner Burg man den Tod mir brachte (gab);
Nun soll mein eigenes Kind mich mit dem Schwerte hauen,
Morden mich mit der Mordaxt, oder ich ihm zum Mörder werden. —

Die hervorragendsten alliterierenden Worte, die Träger des Verses, nannte man auch Liedstäbe, auf denen die Zeile gleichsam ruht (Hauptstab und Nebenstäbe), daher man die Alliteration auch den Stabreim nannte.

Diese Alliteration, welche schon im 9. Jahrhundert dem Endreim Platz machte, hat sich bis auf den heutigen Tag in gewissen sprichwörtlichen Redensarten erhalten, z. B. Mann und Maus, Stock und Stein, Bausch und Bogen, Wind und Wetter, Kind und Kegel, Stumpf und Stiel.

Nicht ohne Geschick hat sich auch die Kunstpoesie der alliterierenden Form bemächtigt. Bekannt ist Rückerts alliterierendes Gedicht: „Roland der Ries' am Rathaus zu Bremen steht er ein Steinbild standhaft und wacht"; desgleichen die Strophe von Bürger: „Wonne weht von Thal und Hügel, weht von Feld und Wiesenplan, weht vom glatten Wasserspiegel; Wonne weht mit weichem Flügel des Piloten Wange an." Hierher gehört auch die „Frostnacht" von Karl Lappe (Friede dir, freudiger Frost der Nacht!). Viele Dichter lassen zum Zweck einer bestimmten Wirkung einzelne Worte im Verse alliterieren, z. B.: „Und hohler und hohler hört man's heulen." In größerem Umfange bediente sich der Alliteration Fouqué in „Sigurd der Schlangentöter"; Chamisso in seinem „Liede von Thrym", aus dem Isländischen übersetzt. Mit der größten Meisterschaft hat sie Wilhelm Jordan gehandhabt in seinem Epos „Die Nibelungen" (§ 65).

Anmerkung. Ohne poetischen Wert und nur durch ihr Alter bedeutsam, das bis in die Zeit des deutschen Heidentums hinaufreicht, sind die beiden sogenannten Merseburger Zauber- oder Heilsprüche, der eine zur Befreiung eines Kriegsgefangenen, der andere gegen die Fußverrenkung eines Rosses. Diese zwei kurzen Sprüche, in deren einem alte heidnische Götter genannt werden, wurden in Merseburg vom Prof. Georg Waitz (vormals in Göttingen, jetzt in Berlin) entdeckt. Die Form derselben ist die der Alliteration[1]). In neuester Zeit kamen dazu ein Hunde- oder Hirten-

---

[1]) Die beiden Merseburger Zaubersprüche gab heraus J. Grimm 1842, vergl. auch dessen kleinere Schriften 6 Bände, 1865—1882 (Band 2). — Sammlung von Müllenhoff und Scherer. 2. Aufl. 1873. — Ausgabe von E. Sievers 1872.

segen, den Theodor von Karajan († 1873 in Wien) entdeckte, und ein Bienensegen, den Franz Pfeiffer herausgab. Dieselben sind jedoch jüngeren Ursprungs, verraten statt heidnischer schon christliche Anschauung und weisen zum Teil bereits den Endreim auf.

Zweite Periode.

Von Karl dem Großen bis zum Anfange des 12. Jahrhunderts. 800—1100.

---

§ 10. Die Karolingische Zeit.

Einen bedeutenden Wendepunkt für das geistige Leben, sowie für die Litteratur des deutschen Volkes bildet die Zeit Karls des Großen (768—814). Derselbe verfolgte den großen Plan, alle Völker germanischer Abkunft unter seinem Zepter zu vereinigen und sie dem Christentum und dadurch der Civilisation entgegenzuführen. Daher hat er nicht nur äußerlich sein Reich nach allen Seiten hin siegreich erweitert und namentlich durch Unterwerfung der Sachsen das Christentum über das ganze nördliche Deutschland verbreitet, sondern er war auch im Innern rastlos thätig, den neuen Glauben zu befestigen und die Bildung des Volkes zu fördern. Vor allem lag ihm daran, die Geistlichen, welche zu Lehrern des Volks berufen waren, auf eine höhere Stufe der Bildung emporzuheben. Da es unter den Franken an gelehrten Männern mangelte, berief er tüchtige Gelehrte des Auslandes an seinen Hof, namentlich den gelehrten Angelsachsen Alkuin († 804), den Longobarden Paul Warnefried (Paulus Diaconus) und den Italiener Peter von Pisa. Nach dem Muster der von Alkuin gegründeten Schule von Tours stiftete er eine große Anzahl Klosterschulen im fränkischen Reiche, unter denen namentlich die von Hrabanus Maurus († 856), dem berühmten Schüler von Alkuin, seit 804 geleitete zu Fulda den ersten Rang einnahm, der ihr nur später durch St. Gallen streitig gemacht wurde. Karl selbst fing in dem Streben nach Bildung bei sich und seinem Hause an. Er selbst schämte sich nicht, noch in seinen männlichen Jahren sich im Lateinischen und als Greis sogar in der Schreibkunst unterweisen zu lassen, desgleichen stiftete er an seinem Hofe eine eigene Schule für seine und seiner Dienstleute Kinder. Vor dem deutschen nationalen Wesen hatte Karl große Hochachtung; er führte unter anderem deutsche Monatsnamen ein (wintarmanoth, hornung, lenzinmanoth, ostarmanoth, winnemanoth u. s. w.) und begann die Abfassung einer deutschen Grammatik. Vor allem aber ließ er nach der Erzählung seines Geschichtsschreibers Eginhard die alten deutschen Volkslieder aufschreiben und sammeln [1]).

---

[1]) Barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum actus et bella canebantur, scripsit memoriaeque mandavit. Einhardi vita Caroli Magni c. 29. Nach den Ausgaben von Pertz-Waitz (1880) und Jaffé-Wattenbach (1876) zuletzt herausgegeben von Alfred Holder.

Allein sein Nachfolger Ludwig der Fromme (814—840) verfolgte ganz andere Grundsätze und vernachlässigte das Vaterländische und Nationale. Unter ihm gingen wahrscheinlich jene gesammelten Volkslieder verloren und sind seitdem nicht wieder aufgefunden worden. Der altheidnische Volksgesang erlosch immer mehr, seitdem die Deutschen zum Christentume bekehrt waren. Die Geistlichkeit, welche in fast ausschließlichem Besitze der Schreibkunst war, suchte, anstatt jene Lieder aufzuzeichnen, bei den Neubekehrten alles auszurotten, was an die alte Götterwelt erinnern und einen Rückfall ins Heidentum herbeiführen konnte. Durch die Concilien aber und durch die Capitularien der fränkischen Könige wurde das Absingen der altheidnischen Volkslieder aufs strengste verboten. Statt dessen bildete sich eine christliche Poesie, die in den Klöstern gepflegt wurde und im 9. Jahrhundert einige bedeutende Erzeugnisse hervorbrachte, dann aber auf längere Zeit erlosch.

§ 11. Christliche Poesie des 9. Jahrhunderts.

Die wichtigsten Denkmäler der christlichen Poesie des 9. Jahrhunderts sind:

1. **das Wessobrunner Gebet**, das seinen Namen von dem bayrischen Kloster Wessobrunn oder Weißenbrunn führt, wo dasselbe gefunden wurde. Es besteht aus einigen allitterierenden Versen, welche die Zeit vor der Schöpfung schildern, als nur der eine allmächtige Gott mit seinen Engeln da war. Nach Wilhelm Wackernagels Vermutung, die viel für sich hat, bildeten diese Verse den Eingang zu einer Geschichte der Schöpfung, oder vielmehr zu einer Uebertragung des ganzen Alten Testaments, die ursprünglich darauf folgte, jetzt aber nicht mehr vorhanden ist. Nach der Ansicht desselben Gelehrten waren die Verse ebenso wie die sich anschließende und verloren gegangene Bibeldichtung ursprünglich altsächsisch und wurden dann ins Althochdeutsche umgeschrieben [1]). Wenn auch einzelne Ausdrücke an die altheidnische Poesie, an die Edda, insbesondere an die Völuspa, d. h. jenen Gesang erinnern, welcher den altgermanischen Schöpfungsmythus enthält, so haben wir doch ein christliches Gedicht vor uns. An die allitterierenden Verse reiht sich ein Gebet um den rechten Glauben und um Kraft, Gottes Willen zu thun [2]).

2. **Muspilli**, ein gleichfalls allitterierendes Gedicht [3]), das vom Ende der Welt und vom jüngsten Gericht handelt. Die Benennung Muspilli (die althochd. Form für das altnord. muspel = der Allzerstörer), womit die altdeutsche Mythologie den Weltbrand bezeichnete, hat das Gedicht von dem Herausgeber Prof. Johann Andreas Schmeller in München († 1852) erhalten. Zwar enthält die biblische Schilderung des jüngsten Gerichts scheinbar Anklänge an den Glauben der alten Germanen von einem allgemeinen Weltbrande. Die Erde führt den mythologischen Namen mittilgart

---

[1]) Vergl. den Aufsatz über die altsächsische Bibeldichtung und das Wessobrunner Gebet in der Zeitschrift für deutsche Philologie von Höpfner und Zacher, 1. Bd. 1869, S. 291 ff. Anderer Ansicht sind Müllenhoff und Scherer, Denkmäler S. 252 ff.

[2]) Ausgabe von den Brüdern Grimm 1812. W. Wackernagel 1827. Müllenhoff und Scherer, Denkmäler.

[3]) F. Vetter zum Muspilli und zur germanischen Allitterationspoesie, Wien 1872. *Vergl. S. 13 Anm. 2 zum Hildebrandsliede.*

(Mitgard), d. h. der mittlere Garten, ein Ausdruck, mit welchem die Heimat der Menschen bezeichnet wurde, welche zwischen Jötunheim, der Welt der Riesen, und zwischen Asgard, der Burg der Götter, wohnten. Nach unserem Gedicht wird zur Ankündigung des jüngsten Gerichts ins himmlische Horn gestoßen, gleichwie nach der Edda bei Beginn des Göttergerichts (ragnarök, d. h. Götterdämmerung) Heimdall, der Wächter der Götter, ins Horn bläst. Wie hier der Kampf der Asen und der Einherier (die Helden der Walhalla) mit Surtur an der Spitze von Muspells Söhnen geschildert wird, so dort der Kampf des Elias mit dem Antichrist. Aus dem Blute des Elias, das auf Mittilgart herabträufelt, entzündet sich Muspilli, das große Weltfeuer, das alles verzehrt. Dennoch ist die Grundlage des Muspilli keine heidnische, und die in unserem Gedichte enthaltenen Vorstellungen sind nicht in der germanischen Mythologie, sondern in der christlichen Anschauung und der kirchlichen Ueberlieferung zu suchen. Es ist sonach unser Gedicht „ein schönes Zeugnis von dem jugendlich kräftigen Sinn, mit dem der germanische Geist sich des Christentums bemächtigte.“ — Leider ist das an erhabenen Schilderungen reiche Gedicht nur ein Fragment. Dasselbe wurde im bayer. Kloster Emmeran in einem König Ludwig dem Deutschen (828 König von Bayern, 843—876 deutscher König) gewidmeten Buche aufgefunden, auf dessen Rändern es wahrscheinlich vom Könige selbst aus dem Gedächtnis niedergeschrieben wurde.

3. **Heliand** (die altsächsische Form für das ahd. Heiland: diese Benennung erhielt das Gedicht von dem Herausgeber Schmeller), ein Leben Jesu nach den vier Evangelien in altsächsischer Sprache und in der Form der Alliteration. Dieses Werk, das gegen 6000 Verse enthält, wurde auf Veranlassung Ludwigs des Frommen angeblich durch einen sächsischen Bauer (d. h. durch einen ungelehrten Volkssänger sächsischen Stammes) verfaßt. Ist dies auch nur eine Sage, und kann der Dichter, der außer der lateinischen Evangelienharmonie des Tatian noch eine Reihe von Kirchenvätern benutzte, nur ein Gelehrter, und zwar ein sächsischer Geistlicher gewesen sein[1]), so hat er doch den schlichten Ton des Volksepos aufs glücklichste getroffen. Indem der Sänger sich an das Volksleben anschloß, das sich eben erst aus dem Heidentum erhoben, braucht er zuweilen Ausdrücke, welche an den alten Glauben anklingen. So wird der Tod personifiziert und führt den Namen der Todesnorne, Wurd (= Urd d. h. das Gewordene, die Vergangenheit); so besitzt Satan den unsichtbar machenden Helm (helidhelm, Hehlhelm) der heidnischen Sage; so setzt sich der h. Geist Christo in Gestalt einer Taube auf die Achsel, gleichwie dem Odin der Rabe als Symbol der Allwissenheit auf der Schulter saß. Das Feuer des Gerichts führt in diesem, wie in dem vorigen Gedichte den mythologischen Namen Muspell. Der Schauplatz der h. Geschichte ist nach Deutschland gerückt, und die Städte des jüdischen Landes erscheinen wie Burgen, die sich im Innern des Sachsenlandes erhoben, auf denen die Edelinge des Volks hausten. Der Saal, in welchem Herodes sein Festmahl hält, ist die hölzerne Halle der Germanen. Die Gäste saßen auf

[1]) Ernst Windisch (in Leipzig) hat in seiner Schrift „der Heliand und seine Quellen 1868“ nachgewiesen, daß neben Tatian auch Hrabanus Maurus, Beda und Alkuin benutzt sind. Nach ihm entstand das Gedicht, das wir noch in zwei Handschriften, der Münchener und Londoner, haben, um 830; nach Middendorf (über die Zeit der Abfassung des Heliand, Münster 1862) etwas früher.

Bänken (an benkium), der König auf seinem Königsstuhl (koning stôle). Das Schiff, in welchem der Herr über das Galiläische Meer fährt, ist das Hochbordschiff (hôh-hurnid skip, das hochgehornte Schiff) der alten nordgermanischen Seehelden. Die Weisen aus dem Morgenlande sind gewaltige Helden (snelle thegnôs, schnelle Degen), die dem Gottessohn den Vasalleneid leisten. Während es im Evangelium von der Geburt des Herrn bei Lucas heißt: „und es waren Hirten in derselbigen Gegend“, sagt der Dichter des Heliand: werôs warun wiggeô an wahtu, d. h. Männer waren auf der Wacht der Rosse; sie werden deshalb auch ehuskalkôs, Rossehüter, genannt. Wie Christus als ein mächtiger Volkskönig erscheint, der durch das Land zieht, so die Jünger als seine Mannen, die ihm in Dienst- und Lehnstreue ergeben sind. Demgemäß wird er auch bei der Bergpredigt dargestellt als ein König, der mit seinen Fürsten und Herzögen im Angesichte des ganzen Heeres und Volkes eine Beratung, gleichsam einen Dingtag, unter freiem Himmel hält. Als mächtiger Herrscher thront er vor den Versammelten, die mit ihrem Gefolge von allen Burgen und Vesten gekommen sind[1]). Die betreffende Stelle, welche den Eingang zur Bergpredigt enthält, möge als Probe im Urtext und in der Uebersetzung folgen:

Thô umbi thana neriendon Krist nâhor gêngun
Da um den heilbringenden Krist näher gingen
sulîke gisidôs, sô he im selbo gikôs,
solche Gefährten, die er sich selbst erkor,
waldand undar them werode. Stôdun wîsa man,
der Waltende unter dem Volke. Es standen die weisen Männer,
gumon umbi thana godes sunu gerno swido,
die Mannen um den Gottes Sohn begierig gar sehr,
werôs an willeon, was im therô wordô niud;
die Männer williglich, es war ihnen nach den Worten Verlangen;
thâhtun endi thagôdun, hwat im therô thiodô drohtin
sie sannen und schwiegen, was ihnen der Völker Herrscher
weldi, waldand self, wordun kudian,
wollte, der Waltende selber, mit Worten künden,
thesun liudiun te liobe. Than sat im the landes hirti
diesen Leuten zu Liebe. Dann saß der Landeshirt
geginward for thêm gumun, godes êgan barn
angesichts der Mannen, Gottes eignes Kind,
welda mid is sprâkun spâhword manag
er wollte mit seiner Sprache kluger Worte manches
lêrean thea liudî, hwô sie lof gode
lehren die Leute, wie sie Lob Gotte
an thesum weroldrikea wirkean skoldin.
in diesem Weltreiche wirken sollten.
Sat im thô endi swîgôda endi sah sie an lango,
Er saß da und schwieg und sah sie an lange,
was im hold an is hugi hêlag drohtin,
war ihnen hold in seinem Herzen der heilige Herr,

[1]) Außer von Schmeller, der 1830 den Text, 1840 das Glossar herausgab, wurde der Heliand mit Uebersetzung, Wörterbuch und Anmerkungen herausgegeben von Köne († 1860 in Münster) 1855. (Nach ihm soll der Verfasser des Gedichts ein Münsterländer sein.) Eine sehr handliche Ausgabe mit ausführlichem Glossar ist die von M. Heyne, 3. Auflage, 1883. Andere Ausgaben sind die von H. Rückert 1876, E. Sievers 1878 und Otto Behaghel (Basel) 1882. — Uebersetzungen erschienen von Karl Ludwig Kannegießer († 1864 in Berlin) 1847, Georg Rapp 1856, K. Simrock, 3. Aufl. 1882, Grein, 2. Aufl. 1869. — Vergl. außerdem noch Vilmar, *deutsche Altertümer im Heliand*, 2. Aufl. 1862. Grein, die Quellen des Heliand, 1869.

mildi an is môde, endi is mud antlôk,
mild in seinem Gemüte, und seinen Mund öffnete er,
wîsda mid is wordun waldandes sunu
wies mit seinen Worten des Waltenden Sohn
manag mârlik thing, endi them mannum
manches herrliche Ding, und den Mannen
sagda spâhun wordun, thêm, the he te theru sprâku thârod
sagte er in weisen Worten, denen, die er zu der Beratung dorthin
Krist alowaldo gekoran habda,
Krist der Allwaltende erkoren hatte,
hwilîke wârin allarô irminmannô
welche wären von allen Erdenbewohnern
gode werdôston gumanô kunnies
Gotte die wertesten von dem Menschengeschlechte,
sagda im thô te sôde, quad, that the sâlige wârin
sagte ihnen da sicherlich, sprach, daß die selig wären
man an thesoro middilgard, thie her an irô môde wârin
die Männer in diesem Mittelgarten, die hier in ihrem Gemüte wären
arme thurh ôdmôdi, thêm is that êwiga rîki,
arm durch Demut, denen ist das ewige Reich,
swido hêlaglîk an heban wange
sehr heiliglich auf der Himmelsaue
sinlîf fargeban.
unvergängliches Leben verliehen.

4. **Das Evangelienbuch** in althochdeutscher Sprache von Otfried, einem Benediktinermönche aus Franken. Dieser, ein Schüler des berühmten Hrabanus Maurus an der Klosterschule zu Fulda, später Vorsteher der Klosterschule zu Weißenburg im Elsaß (damals Speiergau, zu Ostfranken gehörig), ist der erste deutsche Dichter, den wir dem Namen nach kennen. Das von ihm um das Jahr 870 vollendete und Ludwig dem Deutschen gewidmete Werk hat den Stabreim durch den Endreim ersetzt, und wir haben in demselben das früheste größere Denkmal der Reimpoesie. Das Werk besteht aus 5 Büchern, weil es allen 5 Sinnen zur Reinigung und Heiligung gereichen soll. Das Ganze ist strophisch gegliedert, und zwar besteht jede Strophe aus 2 Langzeilen, jede zu 8 Hebungen, oder aus 4 Kurzzeilen mit je 4 Hebungen neben unbestimmt vielen Senkungen. Wie früher die Allitteration, so ist es jetzt der Reim, d. h. der Gleichklang im In- und Auslaut der vierten Hebungen, der die beiden Vershälften zu einer Langzeile verbindet. In diesen stets stumpfen Reim können bei Otfried auch solche Silben treten, welche bei uns zu unbetonten Endsilben geworden sind, z. B. nist mán nihein in wóroltí, ther ál io tház irságeti, d. h. es ist kein Mensch in der Welt, der alles dies aussagete. Während der Heliand den Inhalt der Evangelien mehr zusammenhängend erzählt, unterbricht Otfried die Erzählung häufig durch allerhand Reflexionen und moralische Betrachtungen. Während der Heliand durch und durch episch gehalten ist, finden sich im Krist neben den epischen viele lyrische und didaktische Stellen. So steht an poetischem Werte der Krist unter dem Heliand, dagegen ist das Gedicht wertvoll für die deutsche Metrik, namentlich aber unschätzbar als Sprachquelle des Althochdeutschen[1]). Als Probe der Sprache Otfrieds mögen folgende zwei Strophen mit Angabe der Hebungen angeführt werden:

[1]) Nach Graff (1831), der unsrer althochdeutschen Evangelienharmonie den Namen „Krist" gab, wurde Otfrieds Evangelienbuch herausgegeben von Johann Kelle (in

Thô wárun thár in lánté hírtâ hálténtê,
Da waren dort im Lande Hirten haltend,

Thes féhes dátun wárta wídar fîántâ;
Des Viehes thaten sie Wartung wider Feinde;

Zi‿ín quam bóto scôní, éngil scînéntí,
Zu ihnen kam ein Bote schön, ein Engel glänzend,

Joh wúrtun si‿ínliúhtê fon hímilísgen líohtô.
Und wurden sie erleuchtet von himmlischem Lichte[1]).

5. **Das Ludwigslied**, ein Gedicht auf den Sieg, den Ludwig III., Sohn Ludwigs des Stammlers, Enkel Karls des Kahlen, seit 879 König in Westfranken, über die Normannen in der Schlacht bei Saucourt in der Picardie 881 erfocht. Der Dichter dieses Liedes, das ein gleichzeitiges Ereignis darstellt, ist wahrscheinlich ein Mönch. Hucbald, der in dem flandrischen Kloster St. Amand sur l'Elnon bei Valenciennes lebte, wo das Gedicht aufgefunden wurde[2]). Das Lied, in welchem, wie bei Otfried, statt des Stabreimes der Endreim herrscht, beginnt mit den Worten:

Eínan kúning wéiz íh, héiszit hér Hlúdwíg,
Einen König weiß ich, heißet er Ludwig,

Ther gérno góde thíonôt: Ih wéiz her ímos lônôt.
Der gerne Gotte dienet: Ich weiß, er ihm's lohnet.

Es gehört unser Lied, wie eine Anzahl andere (Lied auf den heiligen Petrus, den heil. Georg, Christus und die Samariterin) zu der Gattung der sogenannten Leiche. Mit diesem Ausdrucke, der ursprünglich Weise, Melodie, wohl auch Chorgesang bedeutete, bezeichnete man ungleichstrophige Lieder. Ueber die Form des Leichs im Mittelhochdeutschen s. § 20.

§ 12. Lateinische Poesie der Geistlichen im 10. Jahrhundert.

Vom Jahre 900 an ruht die deutsche Poesie einige Zeit. Am Hofe der Ottonen (Otto I. 936—973, Otto II. 973—983, Otto III. 983 bis 1002), unter denen durch die Verbindung mit Italien und sogar mit Konstantinopel die klassische Litteratur in Deutschland heimisch wurde, sang man nur lateinisch; es gab eine lateinische Hofdichtung. Dasselbe gilt auch von den fränkischen (salischen) Kaisern. Vor allem aber wurde in den Klöstern die gelehrte Bildung gepflegt und zu allen poetischen Arbeiten ausschließlich die lateinische Sprache angewendet. So entstand eine latei-

Prag), Band 1 Text mit Einleitung und Metrik 1856; Band 2 die Laut- und Formenlehre der Sprache Otfrieds 1869; Band 3 Glossar 1881. Zuletzt von Paul Piper (Altona) 1882, und Oskar Erdmann, Halle 1882; und zwar beide in je einer großen und kleinen Ausgabe. — Ueberſetzt von G. Rapp 1858 und von J. Kelle 1870.

[1]) Zwei mit dem Zeichen ‿ versehene Silben werden nur als eine gelesen, z. B. zi‿ín = zín.

[2]) Hoffmann von Fallersleben, Elnonensia, 1837. — Eduard Samhaber (Laibach) hat zwei Programme über das Ludwigslied geschrieben (Freistadt in Oberösterreich 1877 und 1878).

nische Klosterdichtung. Die bedeutendsten dieser lateinischen Gedichte sind folgende:

1. **Walther von Aquitanien** (Waltharius), ein dem burgundisch-hunnischen Sagenkreise angehöriges Gedicht, ist nicht als ein Werk frei-schöpferischer Phantasie in romantischer Einsamkeit entstanden, wie dies Joseph Viktor Scheffel in seinem trefflichen Roman „Eckehard“ ausführt, sondern eine Schularbeit, die der Mönch Eckehard von St. Gallen († 973) in lateinischen Hexametern für seinen Lehrer Geraldus verfaßte, der dieselbe verbesserte, worauf sie später der Chronist Eckehard IV. († um 1060) nochmals überarbeitete. Der Dichter hat zwar die Sprache Virgils nachgeahmt und dem Ganzen eine antike Form gegeben, der Gehalt aber des Gedichts mit seiner heroischen Freude an Kampf und Wunden ist ein durchaus deutscher. Der Inhalt desselben ist folgender: Attila, der mächtige König der Hunnen, zieht aus Pannonien, um die Völker des Westens zu bezwingen und sich zinspflichtig zu machen. Am Rheine stößt er auf die Franken, an der Saone und Rhone auf die Burgunder, und von da dringt er weiter nach Aquitanien vor. Alle diese Reiche unterwerfen sich freiwillig und stellen Geiseln. Der König der Franken, Gibich, der zu Worms residierte, sendet, weil sein Söhnlein Gunther noch allzujung war, dem Attila den Hagen von Troja mit unermeßlichen Schätzen. Von burgundischer Seite ward Hildegund, die Tochter des Königs Herrich, der zu Chalons saß, als Geisel gestellt. Alpharis endlich, der König von Aquitanien, überantwortete dem Attila seinen Sohn Walthari, der schon im Kindesalter mit Hildegund verlobt worden war. Mit solcher Beute ziehen die Sieger nach Pannonien zurück. Dort werden die Geiseln freundlich gehalten und vom König Attila, sowie von seiner Gemahlin Ospirin ausgezeichnet. Allein die Liebe zur Heimat ist zu mächtig und sie sinnen auf Flucht. Zuerst entflieht Hagen, nachdem er Kunde erhalten, daß Gibich im Frankenlande gestorben sei und sein Sohn Gunther den Zins verweigere. Später gelingt es auch Walther und Hildegunde, mit reichen Schätzen glücklich zu entkommen. Am vierzigsten Tage kommen sie an den Rhein in die Nähe von Worms. Der Fährmann, der sie übersetzt, bringt dem Könige Gunther Kunde von den reichen Schätzen, die die Flüchtlinge mit sich führten. Sofort beschließt derselbe, den Helden zu verfolgen, um ihm seine Schätze abzunehmen. Zu diesem Zwecke erwählt er sich zwölf erprobte Kämpfer, unter denen sich auch Hagen befindet, der vergebens den König von seinem Vorhaben abzuhalten sucht und für seinen alten Waffenbruder Fürsprache einlegt. An einem Engpaß der Vogesen (Wasgau) werden die Fliehenden ereilt. Mit allen Helden Gunthers muß Walther kämpfen und elf derselben tötet er im Zweikampfe, darunter auch den Neffen Hagens. Jetzt beginnt auch dieser, der bis dahin den Bitten des Königs widerstanden, mit seinem Jugendfreunde den Kampf, an dem auch Gunther teilnimmt. Vom Morgen bis Mittag währt der ungleiche Kampf, bis endlich alle drei Helden schwer verwundet und verstümmelt sich versöhnen. Walther setzt seinen Weg fort und erreicht mit Hildegunden glücklich sein Land. Hier vermählt er sich mit ihr und regiert nach des Vaters Tode noch 30 Jahre [1]).

---

[1]) Ausgabe von Jakob Grimm (Lateinische Gedichte des 10. und 11. Jahrh. von Grimm und Schmeller), 1838. Neuere Ausgaben von Rudolf Peiper (Breslau).

2. **Ruodlieb,** ein gleichfalls in lateinischen Hexametern verfaßtes Gedicht, das wir nur noch in Bruchstücken besitzen. Während im Waltharius der Geist der Völkerwanderung sich ausspricht, stellt der Ruodlieb, dessen Verfasser ein unbekannter Mönch des Klosters Tegernsee in Bayern ist, ein schon verfeinertes höfisches Ritterwesen dar[1]).

3. Einzelne Abschnitte der **Tiersage,** welche damals lateinisch behandelt wurde. Die dem deutschen Volke eigene gemütliche Betrachtung der Tierwelt, welche man mit dem Ausdrucke der Tiersage bezeichnet, entwickelte sich frühzeitig neben der Heldensage, und zwar zunächst bei dem Stamme der Franken. Mit diesen wanderte sie nach den Niederlanden, und hier wurde sie zuerst aufgezeichnet, und zwar in lateinischer Sprache. Das erste, noch dem 10. Jahrhundert angehörige Gedicht ist die sogenannte Ecbasis (die Erlösung), von einem lothringischen Geistlichen in Toul verfaßt, der im Bilde der Tiere seine eigene Errettung aus dem Klosterkerker darstellt (abgedruckt bei Grimm und Schmeller, Lateinische Gedichte des 10. und 11. Jahrh., 1838; sorgfältiger bei Ernst Voigt in Berlin, ecbasis captivi, das älteste Tierepos des Mittelalters, 1875). Die Feindschaft zwischen Fuchs und Wolf, die uns fortan im Tierepos vielfach begegnet, desgleichen die Darstellung des Wolfes als Mönch zeigt sich schon hier. Ferner erscheint hier bereits der Löwe als König der Tiere, während in früheren Zeiten der Bär der Herrscher war. Eine zweite, von einem südflandrischen Geistlichen Anfangs des 12. Jahrhunderts herrührende Bearbeitung ist der Isengrimus (herausgegeben von Ernst Voigt, Halle 1884). Es werden darin zwei Abenteuer der Tiersage, die Wallfahrt der Gemse Bertiliana und — was auch die Ecbasis enthält — die Krankheit und Heilung des Löwen erzählt (abgedruckt bei Jakob Grimm, Reinhart Fuchs, 1834). Da hierbei der Wolf eine wichtige Rolle spielt, so wird das Gedicht nach ihm genannt. Isangrim, Eisenhelm, ist die epische Bezeichnung des Wolfes mit Beziehung auf seine Raubluft und sein zermalmendes Gebiß. (Die Deutung isangrim = eisengrimmig, welche u. a. Vilmar gegeben hat, ist nicht zulässig.) Eine dritte Bearbeitung, welche dieselben beiden Erzählungen und noch verschiedene andere enthält, führt den Titel Reinardus von einem Magister Nivardus, einem nordflandrischen Geistlichen (Ausgabe von Mone 1832). Reginhart ist der altdeutsche Name des Fuchses und bedeutet so viel als der kluge Ratgeber oder der Schlaue. Daraus entstand Reinhart und dieser deutsche Name verdrängte sogar den französischen goupil und setzte sich als renard an dessen Stelle. Das niederdeutsche Diminutivum ist Reinecke[2]).

Ekkehardi primi Waltharius, 1873, Scheffel und Holder (1874). Ueberſetzt wurde das Lied von San Marte 1853, August Geyder († 1874 in Breslau) 1854, Scheffel in seinem trefflichen Romane Eckehard, 55. Aufl. 1853, desgleichen von K. Simrock 5. Aufl. 1873 und von Franz Linnig (in Koblenz) 2. Aufl. 1884; von dem ersteren in Hexametern, von den anderen im Nibelungenversmaße.

[1]) Lat. Gedichte von Grimm und Schmeller. — Friedrich Seiler (Eisenberg), Ruodlieb, der älteste Roman des Mittelalters, Halle 1882. Seiler beseitigt auch die Ansicht, daß Froumund der Dichter des Ruodlieb sei. Der unbekannte Dichter des Ruodlieb ist jünger als jener Froumund, wenn er auch derselben Schule angehört.

[2]) Das Schönste, was über die Tiersage geschrieben worden ist, findet sich bei J. Grimm, Reinhart Fuchs, 1834. Vergl. desselben Sendschreiben an Lachmann über Reinhart Fuchs, 1840.

4. **Geistliche** Stoffe, die gleichfalls lateinisch bearbeitet wurden. Es wird uns namentlich eine Nonne des Benediktinerklosters Gandersheim im Braunschweigischen, Roswitha (eigentlich Hrosvitha oder Hrotsvitha), genannt. Derselben werden sechs lateinische Komödien, welche den Terenz verdrängen sollten, mehrere Legenden und ein Lobgedicht auf Kaiser Otto I. in gereimten Distichen zugeschrieben [1]). In neuerer Zeit ist zwar die Echtheit dieses Werkes in Zweifel gezogen worden, und es hat Professor Joseph Aschbach († 1882 in Wien) mit großem Scharfsinn und dem Aufgebote großer Gelehrsamkeit den Beweis zu führen versucht, daß die Werke der Dichterin eine Fälschung des ersten Herausgebers, des Humanisten aus der Zeit Maximilians I. Conrad Celtes und seiner Freunde seien [2]). Allein diese Annahme ist durch Professor Rudolf Köpke in Berlin († 1870) glänzend widerlegt worden [3]).

Anmerkung 1. Nicht für die Litteraturgeschichte, wohl aber als Sprachquellen von hohem Werte sind eine Anzahl Prosadenkmäler dieser Periode. Es sind dies insgesamt keine Kunstwerke des freischaffenden dichterischen Geistes, sondern wissenschaftliche Arbeiten fleißiger und gelehrter Mönche, namentlich der Klöster zu Fulda und St Gallen [4]). Wir besitzen eine ganze Litteratur von Glossen [5]), d. h. deutschen Uebersetzungen lateinischer Worte, und das bedeutendste Werk dieser Art ist das Glossar oder Vokabular des heil. Gallus. Es giebt Uebersetzungen und Umschreibungen des Vater Unsers, des apostolischen Glaubensbekenntnisses, der Psalmen und anderer heil Bücher. Eine Uebersetzung und Umschreibung der Psalmen giebt es vom St. Gallener Mönche Notker Labeo (d. h. der Großlippige, † 1022), der, wie aus seinen vielen Schriften [6]) erhellt, nicht bloß Gottesgelehrter, sondern auch Dichter, Musiker, Astronom, Mathematiker, in den Kirchenvätern und Klassikern wohlbewandert, der lateinischen und griechischen Sprache ebensowohl wie der deutschen mächtig war. Eine Paraphrase des Hohen Liedes verfaßte Williram, der früher Mönch in Fulda, später Abt des Klosters Ebersberg in Bayern war [7]). Desgleichen wurden theologische Abhandlungen und geistliche Regeln ins Althochdeutsche übersetzt. So haben wir u. a. eine Interlinearversion (welche jedem Wort der lat. Urschrift die deutsche Bedeutung überschreibt, ohne auf den Zusammenhang und Bau des Satzes Rücksicht zu nehmen) der Benediktinerregel, angeblich von dem St. Gallener Mönche Kero. Auch die lateinische Evangelienharmonie des Tatian wurde ins Althochdeutsche übertragen (Ausgabe von E. Sievers, 1872).

Anmerkung 2. Nachdem im 10. Jahrhundert die deutsche Poesie eine Zeit lang geschwiegen hatte und an ihre Stelle eine lat. Kloster- und Hofdichtung getreten war, bietet

---

[1]) Die Werke der Roswitha gab heraus K. A. Barack 1858. Eine Ausgabe und Uebersetzung der drei Dramen Gallicanus, Dulcitius und Kallimachus besorgte J. Bendixen († 1879 zu Glücksburg in Schleswig-Holstein) 1858.

[2]) Roswitha und Conrad Celtes, 2. Aufl. Wien 1868.

[3]) Hrosuit von Gandersheim. Zur Litteraturgeschichte des 10. Jahrh. 1869. Von dems. Verf. stammt auch eine kleine interessante Schrift über unsere Roswitha unter dem Titel: Die älteste deutsche Dichterin, ein kulturgeschichtliches Bild aus dem 10. Jahrh. 1869.

[4]) Ildefons von Arx, Geschichten des Kantons von St. Gallen, 3 Bände. 1811—13.

[5]) Die althochdeutschen Glossen, gesammelt und bearbeitet von Elias Steinmeyer (Erlangen) und E. Sievers, 2 Bände. 1879—81.

[6]) Notkers noch vorhandene deutsche Werke bilden den 2. und 3. Band der Denkmale des Mittelalters von H. Hattemer; 3 Bände, St. Gallen 1844—49. — Notkers Psalmen gaben heraus Richard Heinzel und Wilhelm Scherer, Straßburg 1876. — Ernst Henrici, die Quellen zu Notkers Psalmen, Straßburg 1878. — Paul Piper, Schriften Notkers und seiner Schule; 3 Bände, Freiburg (Mohr) 1883.

[7]) W. Scherer, Leben Willirams. Beitrag zur Kulturgeschichte des 11. Jahrh. 1866. — Joseph Seemüller, Willirams Uebersetzung des Hohenliedes, Straßburg 1878.

das 11. Jahrhundert wieder eine ganze Reihe von Denkmälern deutscher Sprache, die sich in der oben angeführten wichtigen Sammlung von Müllenhoff und Scherer finden. Zwar sind dieselben meist nicht von hohem poetischen Werte, allein sie beweisen doch, daß es auch in dieser Zeit eine deutsche Litteratur gegeben. — Zu den bedeutendsten geistlichen Gedichten jener Zeit gehört ein Lied, das Ezzo, ein Priester zu Bamberg, um das Jahr 1064 von dem Leben und den Wundern Christi dichtete, das Lied, das auf einer Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande gesungen werden sollte (ein Priester Willo hatte es komponiert), behandelt die gesamte heilige Geschichte und trägt zumeist den Charakter des Hymnus.

Dritte Periode.

Erste Blütezeit unserer deutschen Litteratur. 1100—1300[1].

---

§ 13. Umgestaltung der deutschen Dichtung.

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts beginnt eine großartige Blüte des deutschen Gesanges. Die Gründe dieses Aufschwunges lagen

1. in den Kreuzzügen, welche den Ideenkreis der abendländischen Völker durch einen Reichtum von Anschauungen der verschiedensten Art erweiterten, die Phantasie belebten und eine Fülle poetischen Stoffes, allerhand Sagen, Märchen, Legenden nach dem Abenlande brachten;

2. in dem Glanze des hohenstaufischen Kaiserhauses, das von 1138—1254 den deutschen Thron inne hatte. (Konrad III. 1138 bis 1152. Friedrich I. 1152—1190. Heinrich VI. 1190—1197. Nach dessen Tode bei der Unmündigkeit seines Sohnes Doppelwahl. Philipp von Schwaben 1198—1208, ermordet durch Otto von Wittelsbach. Otto IV. von Braunschweig 1198—1215. Friedrich II. 1215—1250. Konrad IV. † 1254.) Die Kaiser aus diesem Hause haben die Dichtkunst auf alle Weise geschützt und gefördert;

3. in der Blüte des Ritterstandes, der die Poesie vorzugsweise übte und sich durch feine Sitte auszeichnete (die mittelhochdeutsche Sprache hat dafür den Ausdruck hövisch, hövischheit, im Gegensatz zu dörperlich und dörperheit, ähnlich wie courtois, courtoisie und vilain, vilainie; vergl. § 20, 1);

4. in den Vorbildern, welche die Deutschen namentlich bei den Franzosen fanden. Diese zeichneten sich unter allen Völkern, mit welchen

---

[1]) Karl Goedeke, deutsche Dichtung im Mittelalter, 2. Aufl. 1871 (vermehrt um ein zwölftes Buch: niederdeutsche Dichtung von Oesterley) Karl Barthel († 1853 in Braunschweig), die klassische Periode der deutschen Nationallitteratur im Mittelalter, 1857. Ludwig Uhland (§ 64), Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, 8 Bände, 1865—1872 (Band 1 und 2: Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter). Alwin Schultz (Prag), das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger, 2 Bände (Leipzig, Hirzel) 1880.

die Deutschen durch die Kreuzzüge in Berührung kamen, durch ritterliche und höfische Bildung aus. Die Poesie ihrer Sänger, der Troubadours im südlichen, der Trouvères im nördlichen Frankreich, wirkte auf die Entwickelung der deutschen Dichtung anregend und fördernd. (Beide Worte, troubadours und trouvères, sind abzuleiten von trouver, erfinden.)

Drei Richtungen der Poesie lassen sich in dieser Periode unterscheiden.

a) Die **höfische** (ritterliche) **Poesie**, die in dieser Periode die vorwaltende ist und der ganzen Zeit einen bestimmten Charakter aufprägt. Sie wurde vorzugsweise von Dichtern ritterlichen Standes gepflegt, welche an den Höfen der Kaiser und der Fürsten, besonders dem der Herzöge von Oesterreich (Leopold VI. 1177—1194, Friedrich I. 1194—1198, Leopold VII. 1198—1230, Friedrich II. 1230—1246) und der Landgrafen von Thüringen (Ludwig II. 1140—1172, Ludwig III. 1172—1190, Hermann 1190—1216) ihre Lieder vortrugen. Wie die höfische Bildung vor allem auf Eleganz und Feinheit der äußern Sitte beruhte, so strebte auch die Poesie vorzugsweise nach Schönheit der Form, nach Vollendung im Ausdruck und ließ nur solche Gedanken und Redeweisen zu, welche der höfischen Sitte entsprachen. Die höfischen Dichter wandten sich mit Vorliebe fremden Stoffen zu (§ 17) und bedienten sich der sogenannten Reimpaare ohne strophische Gliederung. Diese Reimpaare, welche durch Teilung der althochdeutschen Langzeile entstanden sind, bestehen aus Versen mit drei oder vier Hebungen, je nachdem die Reime klingend (weiblich) oder stumpf (männlich) sind. Die Eintönigkeit dieses einfachen Metrums wird dadurch verhindert, daß der Sinn häufig mit dem ersten Reime des Reimpaares schließt (Reimbrechung) und Hebungen mit Senkungen nicht regelmäßig abwechseln. Als Beispiel solcher Reimpaare diene eine Stelle aus dem „Armen Heinrich" des Hartmann von Aue:

Ín ergreíf diu míselsúht.	Ihn ergriff der Aussatz.
Dô mán die swáeren Gótes zúht	Da man die schwere Gottes Zucht
Gesách an sínem líbe,	sah an seinem Leibe,
Mán únde wíbe	dem Mann und dem Weibe
Wart ér dô wíderzáeme.	ward er da widerwärtig.

b) Die **Volkspoesie**, die auf den Straßen und Märkten von Volkssängern gepflegt wurde, welche von Stadt zu Stadt, auch wohl von Dorf zu Dorf zogen und für bescheidenen Lohn die noch im Munde des Volks lebenden alten Heldenlieder vortrugen. Man nennt diese Volkssänger fahrende Leute (varnde liute), auch diu varnde diet, das fahrende Volk, oder diu gerne diet, das begehrende, nach Lohn verlangende Volk, auch wohl Spielleute (spilman, singaere, nach dem begleitenden Instrument auch videlaere). Die Form, in welcher sie die der heimatlichen Heldensage entlehnten Stoffe vortrugen, war nach Lachmanns Ansicht die sogenannte Nibelungenstrophe.

c) Die **geistliche Poesie**, d. h. eine Poesie geistlichen Ursprungs oder mindestens geistlichen Inhalts und geistlicher Auffassung.

Was die **poetischen Gattungen** betrifft, so blühten neben einander Epos, Lyrik und Didaktik. Das Epos oder Heldengedicht trägt einen objektiven Charakter. Der epische Dichter will ein bedeutendes Ereignis klar und anschaulich erzählen, und zwar so, daß er mit seiner Persönlichkeit ganz hinter seinen Gegenstand zurücktritt. Das Epos erscheint in zwiefacher Gestalt, als Volksepos und Kunstepos. Im Volksepos kommt der Gattungscharakter des Epos am meisten zur Geltung; es ist objektiv im vollsten Sinne des Wortes; schmucklose Einfachheit und Naturwahrheit sind ihm vor allem eigen. Dem Kunstepos fehlt die frische Unmittelbarkeit und Naivetät, vielmehr liebt dasselbe glänzende Darstellung, Ausschmückung von Haupt- und Nebenumständeu, breite Schilderung und Einmischung von Betrachtungen über das Erzählte. — Im Gegensatz zum Epos trägt die Lyrik einen durchaus subjektiven Charakter, indem der lyrische Dichter nur seine eigenen Gedanken und Empfindungen ausspricht und mit seiner Persönlichkeit ganz in den Vordergrund tritt. Die didaktische Poesie ist eine Mischgattung, trägt teils einen objektiven, teils einen subjektiven Charakter und hat zum Zweck die Belehrung im Gewande der Dichtung. — Die dramatische Poesie, welche es mit der Darstellung einer Handlung zu thun hat und gleichfalls objektiv und subjektiv zugleich ist, entsteht erst in der folgenden Periode.

Die **Sprache,** welcher sich die klassischen Dichter dieser Zeit bedienen, ist die sogenannte mittelhochdeutsche. Dieselbe ist zwar die Fortsetzung des Althochdeutschen, schließt sich aber in der Geschichte unserer Literatur nicht unmittelbar an dasselbe an, vielmehr schiebt sich zwischen beide eine Uebergangsperiode ein, welche den größten Teil des 12. Jahrh. ausfüllt und worin sich eine Neiguug zum Einmischen niederdeutscher Formen und Ausdrücke wahrnehmen läßt. Diese zwischen Ober- und Niederdeutsch in der Mitte liegende Sprache hat man als die mitteldeutsche bezeichnet. Unter den Mundarten desselben ist die thüringisch-hessische die bedeutendste.

§ 14. Anfänge der neu-aufblühenden Dichtung.

Der ersten Blüte unserer nationalen Litteratur ging eine Vorbereitungszeit voraus, welcher noch die Reinheit des Mittelhochdeutschen, ein vollendeter Versbau und eine sorgfältige Behandlung des Reims fehlen. Die Sprache ist jene obengenannte mitteldeutsche. Die Dichter dieser Vorbereitungszeit sind zumeist noch Geistliche, doch nicht mehr ausschließlich, wie im vorigen Zeitraum, sondern zum Teil auch Laien, vorzugsweise Adelige, wie im 13. Jahrhundert.. Die bedeutendsten Werke dieser Zeit sind:

1. Das **Annolied** (maere von Sente Annen), ein Lobgesang auf den h. Anno, Erzbischof von Köln, der im Jahre 1075 starb. Profangeschichte und Sage werden in diesem Liede mit der heiligen Geschichte vermischt. Nach der kurzen Bemerkung, daß er nicht Helden und irdische Kämpfe besingen, sondern auf das ewige Seelenheil hinführen wolle, beginnt der Dichter mit der Schöpfung der Welt und dem Sündenfall. Er erzählt weiter von der Geburt Christi, von den Aposteln und den Heiligen, zu denen auch Anno, der Erzbischof von Köln, gehörte. Der Name Köln führt den Dichter auf die Gründung der Städte und Burgen, auf Ninus und Semiramis, auf die vier Weltmonarchieen des Daniel, vor allem auf die römische Geschichte, und er schildert namentlich in echt epischer Weise den Kampf zwischen Cäsar und Pompejus in der Schlacht bei Pharsalus. Von da geht er auf die

Gründung Kölns über, erzählt die Ausbreitung des Christentums unter den Franken, deren erster Bekehrer in jener Stadt seinen Sitz hatte. Das Gedicht schließt mit dem Lobe des 33. Nachfolgers jenes ersten Heidenbekehrers, d. h. Anno, dessen Charakter, Wunderthaten, Verfolgungen und seliges Ende geschildert werden. — Die Erhaltung des Annoliedes haben wir Martin Opitz (vergl. § 36) zu verdanken, der es kurz vor seinem Tode 1639 herausgab. Opitz starb an der Pest, und die kostbare Handschrift, welche unser Gedicht enthielt, ging verloren. Da es nun bis jetzt nicht hat gelingen wollen, eine andere Handschrift aufzufinden, so ist die von dem Haupte der ersten schlesischen Dichterschule besorgte Ausgabe die einzige Quelle für die Kenntnis unseres Liedes [1]).

2. Die **Kaiserchronik** (der kaiser und kuonige buoch), die an vielen Stellen mit dem Annoliede verwandt ist, vereinigt gleichfalls Weltgeschichte mit heiliger Geschichte [2]).

3. Das **Alexanderlied** des Pfaffen Lamprecht. Die Geschichte Alexander des Großen wird mit allerhand orientalischen Wundergeschichten phantastisch ausgeschmückt, namentlich enthält der zweite Teil fast nur Märchen und Wunder, wie solche seit den Kreuzzügen und der Bekanntschaft mit dem Morgenlande der Lieblingsgegenstand damaliger Dichter und Leser waren. Lieblich ist die Schilderung der Blumenkinder, die im Frühlinge im Schatten eines Waldes aus den Blumenkelchen hervorgehen und im Herbste mit den Blumen sterben; tiefsinnig die Erzählung, daß Alexander an der Pforte des Paradieses habe umkehren müssen, da dieses nur durch Demut erlangt werde. Das Gedicht, das sich namentlich in der großartigen Darstellung der Schlachten vielfach dem alten volksmäßigen deutschen Heldengesang nähert, hat vor allen in Gervinus einen begeisterten Lobredner gefunden [3]).

4. Das **Rolandslied** (Ruolantes liet), das der Pfaffe Konrad (Chunrat) nach einem französischen Vorbilde verfaßte. Der Inhalt dieses Liedes ist folgender: Auf göttlichen Befehl zieht Karl der Große mit seinem Heere und zwölf Fürsten (darunter Roland, Olivier, Turpin, Naimes von Bayerland u. a.) nach Spanien, um die dort wohnenden Heiden zum Christentume zu bekehren. Siegreich dringt er bis Saragossa vor, wo der König Marsilie herrscht, der durch Friedensboten seine Bereitwilligkeit erklärt, sich taufen zu lassen. Um sich von seiner Treue zu überzeugen, schickt Karl eine Gesandtschaft an den heidnischen König und wählt auf den Rat seines Neffen Roland dessen Stiefvater Genelun. Dieser, in der Meinung, Roland habe diesen Vorschlag nur gemacht, um ihn dem gewissen Tode preis zu geben und um ihn zu beerben, schwört ihm Rache. Er beredet den König

---

[1]) Ausgaben von Karl Roth († 1880 in München) 1847, H. E. Bezzenberger in Merseburg 1848. Joseph Kehrein († 1876 in Montabaur) 1865. — Das Annolied ist, wenn nicht schon nach Müllenhoff um 1080, nach Roth zwischen 1106 und 1125 entstanden, jedenfalls nicht erst 1183, wie Lachmann und Bezzenberger annehmen.

[2]) Ausgabe des Textes nach der im Chorherrenstifte Voran in Steiermark aufgefundenen Handschrift von Joseph Diemer (Direktor der Universitätsbibliothek in Wien, † 1869) 1849. Gleichzeitig erschien die Ausgabe von Maßmann (mit Erläuterungen). 3 Bände. 1849—1854. — Verfaßt wurde die Kaiserchronik von einem Geistlichen, wahrscheinlich um 1147, nach Bartsch vielleicht schon um 1137.

[3]) Ausgaben von J. Diemer in den Gedichten des 11. und 12. Jahrh., und Heinrich Weismann in Frankf. a. M. (mit Uebersetzung u. s. w.), 2 Bände, 1850 und Kinzel, Halle 1885.

Marsilie, sich zum Schein zu unterwerfen, und bringt Karl durch trügerische Botschaft dazu, aus Spanien abzuziehen und Roland mit der Nachhut des Heeres im Lande zurückzulassen. Kaum hat Karl Spanien verlassen, so wird Roland in Folge des Verrates Geneluns in dem Thale Roncevalles van einem überlegenen Heere der Heiden überfallen. Aufs äußerste bedrängt stößt Roland in sein Horn Olivant (altfranz. elefant, von elephas, Elefant, Elfenbein), um Karl zu Hülfe zu rufen. Derselbe kehrt zurück, allein die Hülfe kommt zu spät: Roland ist mit allen seinen Getreuen gefallen, nachdem er sein Schwert Durandarte (altfranz. durandal, von durare, hart werden, dauern), das er vergebens an einem Felsen zu zerschlagen versucht, in die Hände des rechten Streiters, Christi, zurückgegeben. Es bleibt dem Kaiser nichts übrig, als an den Heiden blutige Rache zu nehmen und die Leiber seiner Tapfern zu bestatten. Ueber den Verräter Genelun wird in Aachen Gericht gehalten und derselbe von wilden Tieren zerrissen. — Das Rolandslied gehört zum Sagenkreise Karls des Großen. Derselbe wird als mächtigster Schutzherr der Christenheit hingestellt, und sein Kampf mit den Mauren in Spanien erscheint als ein Kampf des Christentums mit dem Heidentum. Wie der Heiland von zwölf Jüngern umgeben war, unter denen sich ein Judas befand, so hat die Sage Karl dem Großen zwölf Paladine beigegeben, unter ihnen einen Verräter Genelun [1]).

5. **König Rother**, ein Gedicht, das der sogenannten Spielmannspoesie angehört, welche im Lagerleben der Kreuzzüge aufblühte. Die deutsche Heldensage wird darin mit orientalischen Wundergeschichten ausgeschmückt. König Rother, der zu Bari in Apulien, einer der im Mittelalter besuchtesten Ueberfahrtsstätten nach dem heil. Lande, herrscht, schickt zwölf seiner Mannen nach Konstantinopel und läßt um die Tochter des Kaisers Konstantin werben. Als aber seine Gesandten dort ins Gefängnis geworfen werden, fährt er selbst unter fremdem Namen dahin, befreit seine Helden und entführt mit List die Königstochter. Allein durch einen von Konstantin abgeschickten Spielmann wird sie auf ein Schiff gelockt und wieder in ihre Heimat zurückgebracht. Deshalb sieht sich Rother genötigt, zum zweiten Male den Zug nach Konstantinopel zu unternehmen, dieses Mal jedoch mit einem großen Heere. Er erobert die Stadt und zwingt den Konstantin, ihm seine Gemahlin wieder herauszugeben [2]).

6. **Herzog Ernst**, ein Gedicht, das gleichfalls eine poetische Dar-

[1]) Herausgegeben wurde das Rolandslied von W. Grimm. 1838. Nach ihm und W. Wackernagel wurde das Lied zwischen 1173—1177 verfaßt, es scheint jedoch älter und der darin erwähnte Heinrich, auf dessen Anregung es entstand, nicht Heinrich der Löwe, sondern dessen Vater Heinrich der Stolze († 1139) zu sein. Müllenhoff nimmt 1130 an. — Die neueste Ausgabe ist die von Karl Bartsch 1874. — Das Rolandslied übersetzt von Wilhelm Hertz (in München), Stuttg. 1861. — Für die Jugend hat die Sage von Roland nebst denen von König Rother, Herzog Ernst, Kaiser Otto mit dem Barte, Tannhäuser, Lohengrin u. a. erzählt und erläutert Albert Richter (Leipzig), Deutsche Sagen, 2. Aufl. 1875.

[2]) König Rother, herausgegeben von Heinrich Rückert (deutsche Dichtungen des M.-A. v. Karl Bartsch, Bd. 1), 1872 und Karl von Bahder (altdeutsche Textbibliothek 6) 1884. Der Dichter, der eine ältere Vorlage benutzte, war ein Spielmann aus den Rheinlanden, wohin die Sprache weist, der das Gedicht in Bayern um die Mitte des 12. Jahrh. verfaßte. Neu bearbeitet hat das Gedicht Gotthold Ludwig Klee (Deidesheim a. Rh.) 1880. Die neueste geschmackvolle Umbildung des Liedes ist von Emil Taubert (Berlin), König Rother, Berlin (Walter und Apolant) 1883.

stellung der Wunder und Fabeln des Orients enthält, wie sie das Volk aus den Erzählungen der Kreuzfahrer schöpfte. Der Held des Liedes, der Sohn eines bayrischen Herzogs, unternimmt über Konstantinopel eine Fahrt nach dem heiligen Lande und besteht unterwegs die seltsamsten Abenteuer. So gelangt er zu einer einsamen Burg, die an Glanz und Pracht mit der Gralsburg wetteifert, besteht einen hitzigen Kampf mit langgeschnäbelten Ungeheuern, kommt an den Magnetberg im Lebermeer, gewinnt den prächtigen Edelstein, der später die Krone des Deutschen Kaisers schmückt, besiegt das Volk der Plattfüße, der Riesen und Zwerge, erreicht endlich das heilige Grab und kehrt, nachdem er große Thaten zum Heil der Christenheit vollführt, in sein Herzogtum zurück (Ausgabe von K. Bartsch 1869).

7. **Reinhart Fuchs** von einem elsässischen Dichter Heinrich dem Glichesäre (glichesaere, d. h. einer, der einen fremden Namen annimmt, Gleisner, Pseudonymus). Es ist dies die erste deutsche Bearbeitung der Tiersage, und zwar nach einem französischen Vorbilde. Das Gedicht, welches zehn Erzählungen vom Fuchs und vom Wolf umfaßt, ist in seiner ursprünglichen, Isengrines nôt genannten, um 1170 entstandenen Gestalt nur noch in Bruchstücken vorhanden. Ganz besitzen wir es unter obigem Titel nur in einer von einem Ungenannten herrührenden Ueberarbeitung des 13. Jahrhunderts (vergl. § 12, 3)[1].

8. Ein **Lobgedicht auf die h. Jungfrau**, das ein Geistlicher, namens Wernher, nach dem apokryphischen Evangelium de nativitate Mariae um das Jahr 1172 verfaßte[2]. Es gehört dieses Lied zu jener reichen Gattung von Gedichten, welche damals als Marienleben, Marienlegenden, Mariengrüße durch die Verehrung der Mutter Gottes hervorgerufen wurden, von denen aber die Verfasser zumeist unbekannt sind. — Von einem Dichter Wernher soll auch das Liedchen stammen: Dû bist mîn, ich bin dîn: des solt dû gewis sîn. Du bist beslozzen in mînem herzen. Verloren ist daz slüzzelîn; dû muost immer darinne sîn.

Blüte des Volksepos.

§ 15. Das Nibelungenlied.

Aus dem Anfang des 13. Jahrh. stammt, wenigstens in der Gestalt, in der wir es besitzen, unser größtes Nationalepos, das Nibelungenlied (der Nibelunge liet, oder, wie der Titel in einer andern Handschrift lautet, der Nibelunge nôt).

1. Dem **Inhalt** nach zerfällt das Lied in zwei Teile, deren erster Siegfrieds Tod, deren zweiter Kriemhildens Rache zum Mittelpunkte hat: 1. Zu Worms am Rhein, im Lande der Burgunden, herrscht König Gunther. An seiner Seite stehen zwei Brüder, Gernot und Giselher, und hochgemute Recken umgeben den Thron, unter denen namentlich Hagen von Tronje (Tronei) und Volker von Alzei hervorragen.

---

[1] Jakob Grimm, Reinhart Fuchs 1834.

[2] Dieser Pfaffe Wernher wurde früher fälschlich mit Wernher von Tegernsee identifiziert. Uebrigens haben wir das Lied in seiner ursprünglichen Gestalt in Bruchstücken; die zwei vollständigen Umarbeitungen stammen aus späterer Zeit.

Das schönste Kleinod der alten Königsburg ist aber Kriemhild, die Königstochter, die nach des Vaters frühem Tode unter der Pflege ihrer Mutter Ute und der Obhut ihrer Brüder heranwächst. Ein merkwürdiger Traum erfüllt das Herz der Jungfrau mit banger Ahnung. Sie träumt von einem Falken, den sie sorgsam aufgezogen und den zwei Adler mit ihren Klauen vor ihren Augen erwürgten. Nur zu bald sollte dieser ahnungsvolle Traum sich erfüllen. Um Kriemhild wirbt Siegfried, der Sohn des Königs Siegmund und der Königin Siegelinde zu Xanten am Niederrhein. Mit glänzendem Gefolge kommt derselbe nach Worms und wird sofort von Hagen als der erkannt, der das Zwerggeschlecht der Nibelungen überwunden, einen unermeßlichen Schatz, den Nibelungenhort, gewonnen, dem Zwerg Alberich das unsichtbar machende Gewand, die Tarnkappe, entrissen habe und durch Drachenblut unverwundbar geworden sei. Ein so gewaltiger Held wird freundlich bewillkommt. Ein Jahr lang weilt derselbe in Worms, ohne Kriemhilde zu sehen. Zum ersten Male trifft er mit derselben zusammen bei dem Siegesfeste, das in Worms gefeiert wird, nachdem Siegfried als Kampfgenosse Gunthers die Könige der Sachsen und Dänen besiegt. In dieser Zeit gelangte nach Worms die Kunde von einer Königin Brunhilde auf Isenland, die mit wunderbarer Schönheit, aber auch mit außerordentlicher Stärke begabt, jeden ihrer Freier, den sie im Speerschleudern, Steinwerfen und Springen überwindet, töten läßt. Gunther entschließt sich, um sie zu werben, und Siegfried sagt ihm gegen das Versprechen, Kriemhildens Hand zu erhalten, Hülfe zu. Von Hagen und Dankwart begleitet landen beide in Isenland, wo sich Siegfried der Brunhilde, die er bereits kennt, als Dienstmann Gunthers vorstellt. Mit Hülfe seiner Tarnkappe besteht Siegfried an Gunthers Stelle den Kampf mit Brunhilde und besiegt sie. Nachdem Siegfried noch das Nibelungenland besucht, wird die Heimfahrt nach Worms angetreten, wo eine doppelte Hochzeit gefeiert wird, indem sich Gunther mit Brunhilde, und zum Verdruß der letzteren Siegfried mit Kriemhilden vermählt. Nachdem Siegfried die Brunhilde, welche den König Gunther nicht als Gemahl anerkennen wollte, zum zweiten Male mit Hülfe seiner Tarnkappe überwunden, kehrt er mit seiner Gattin Kriemhilde in seine Heimat zurück, wo ihm sein Vater die Herrschaft überläßt. Nach Verlauf von zehn glücklichen Jahren kommen Siegfried und Kriemhilde in Begleitung des greisen Siegmund, der Einladung Gunthers folgend, wieder nach Worms, wo zu Ehren der Gäste prächtige Kampfspiele veranstaltet werden. Beim Zuschauen geraten die beiden Königinnen über die Vorzüge ihrer Gatten in einen unglückseligen Streit, der sich dann über den Vortritt beim Kirchgang erneuert. Bei dieser Gelegenheit verrät die erzürnte Kriemhilde ihrer Schwägerin, daß sie nicht von Gunther, sondern von Siegfried besiegt worden sei. Voll Wut über diesen Spott und diesen Betrug sinnt Brunhilde auf die furchtbarste Rache und gewinnt den Vasallen Gunthers, den grimmigen Hagen, für ihren Plan, Siegfried zu ermorden, auf den auch Gunther nach einigem Sträuben eingeht. Unter dem Vorwande, Siegfried auf einer bevorstehenden Heerfahrt gegen die Sachsen zu schützen, entlockt Hagen der arglosen Kriemhilde das Geheimnis der einzigen verwundbaren Stelle ihres Gatten zwischen den Schultern, die von derselben durch ein in das Gewand eingenähtes rotes Kreuz bezeichnet wird. Der Abschied Siegfrieds von seiner Gattin, die er zum letzten Male sah, war ein überaus schmerzlicher. Abermals haben schwere Träume ihre

Seele geängstigt. Zwei Berge sah sie auf Siegfried fallen, der von den stürzenden Bergestrümmern begraben wurde. Noch sucht sie ihn zurückzuhalten, aber der arglose Gatte lächelt über ihre Besorgnisse und eilt seinem Tode entgegen. Verabredetermaßen wird die Heerfahrt eingestellt, und eine Jagd im Odenwalde an ihrer Stelle angesagt. Auf derselben wird Siegfried, als er fern von dem Gefolge aus einer Quelle seinen Durst stillte, von dem tückischen Hagen mit einem Wurfspieß durchbohrt. Den Leichnam läßt der Mörder des Nachts vor das Gemach der unglücklichen Kriemhilde legen, die den Thäter alsbald errät und durch das Bahrrecht eine Bestätigung ihrer Vermutung erhält. — II. Kriemhilde, an ihrem Liebsten und Heiligsten so furchtbar gekränkt, ist fortan eine gänzlich andere: ihre bisherige Milde und Sanftmut haben einem glühenden Hasse Platz gemacht, alle ihre Gedanken und Empfindungen sind nur auf das eine Ziel gerichtet, Rache zu nehmen an dem Mörder ihres geliebten Siegfried. Auf Zureden ihrer Verwandten bleibt sie in Worms, während der greise Siegmund in die Heimat zurückkehrt. Um die Schwester wieder auszusöhnen, lassen die Brüder den Nibelungenhort, den Siegfried seiner Gattin hinterlassen, nach Worms bringen, und indem sie davon reichlich an Arme spendet, findet sie darin einigen Trost in ihrem schweren Leide. Diesen Trost raubt ihr Hagen, der von dieser Freigebigkeit Gefahr fürchtet, und er reizt den Zorn der Unglücklichen dadurch aufs äußerste, daß er den Schatz in den Rhein versenken läßt, damit er nicht in den Händen der Kriemhilde ein gefährliches Werkzeug der Rache werde. Dreizehn Jahre lang hegt Kriemhilde in ihrem Herzen den Gedanken der Rache, ohne daß sie Gelegenheit gefunden, denselben auszuführen. Da läßt der Hunnenkönig Etzel, dessen Gemahlin Helche gestorben, durch den Markgrafen Rüdiger von Bechlarn um die Hand der Kriemhilde werben. Diese nimmt nur in der Hoffnung, als Königin der Hunnen das sehnende Verlangen ihres Herzens nach Rache stillen zu können, den Antrag an und zieht mit Rüdiger und zahlreichem Gefolge an Etzels Hoflager hinab nach Wien, wo eine glänzende Hochzeit gefeiert wird. Von da fahren die Schiffe die Donau hinab, bis sie an der Etzelnburg landen. Dreizehn Jahre hat sie dort gelebt, und noch immer ist der Gedanke an Rache frisch und lebendig in ihr. Auf ihre Veranlassung werden die Brüder und Verwandten mit Hagen zu einem großen Hoffeste eingeladen. Trotz der unheilverkündenden Träume von der noch lebenden Mutter Kriemhildens, Frau Ute, trotz der Warnung des Hagen, der den eigentlichen Zweck dieser Einladung durchschaut, wird dieselbe angenommen und auch dieser, der nicht als Feigling erscheinen will, schließt sich in kühnem Trotze dem Zuge an. An der Donau verkünden zwei Meerweiber oder Schwanenjungfrauen dem ganzen Heere (des Königs Kaplan ausgenommen) den Untergang. Dessenungeachtet wird die Fahrt unter mancherlei Abenteuern weiter fortgesetzt. In Bechlarn werden die Burgunden von Rüdiger und dessen Gattin Gotelinde aufs freundlichste bewirtet, die junge Dietelinde mit Giselher verlobt und Gernot mit einem Schwert beschenkt, dessen Schlag später Rüdigers Haupt treffen sollte. Kaum sind ihre Verwandten im Hunnenlande angekommen, so schreitet auch Kriemhilde an die Ausführung ihres Racheplans. Die beiden kühnsten Helden der Burgunden, Hagen und Volker, die das Kommende ahnen, schließen einen Freundesbund auf Leben und Tod. Hagen reizt die Kriemhilde absichtlich, indem er sie an Siegfried erinnert, dessen Schwert Balmung er trägt, und indem er seine Frevelthat offen bekennt; ja

er steigert ihre Wut bis auf den höchsten Grad, indem er den jungen Königssohn ermordet. Nun wird Kriemhilde zur Furie, die nicht ruht, bis sie den heißen Racheburst gekühlt und den Becher der Rache bis auf den Grund geleert. Ein Kampf zwischen den Hunnen und Burgunden folgt auf den andern, eine Schar wird nach der andern erschlagen. Im Zweikampf fallen auch Rüdiger und Gernot. Endlich gelingt es Dietrich von Bern, der als Gast am Hofe Etzels weilt, die bisher unbesiegt gebliebenen Gunther und Hagen gefangen zu nehmen und sie gefesselt vor Kriemhilde zu führen. Diese will scheinbar Hagen das Leben schenken, wenn er ihr den Ort nenne, wo der Nibelungenhort verborgen sei. Allein der Held von Tronei giebt vor, geschworen zu haben, so lange noch einer der Burgundenkönige lebe, den Ort nicht zu verraten, wo der Schatz ruhe. Darum läßt Kriemhilde ihrem Bruder Gunther das Haupt abschlagen und tritt nun mit demselben vor Hagen. Als dieser sich dennoch weigert, den Ort zu nennen, trennt ihm Kriemhilde mit Siegfrieds Schwert eigenhändig das Haupt vom Rumpfe und vollzieht so die Rache an dem Mörder ihres Gemahls. Aber auch sie wird von dem Geschick ereilt. Da sie den Frieden gebrochen, welchen Dietrich den beiden Helden gelobt, sinkt sie, vom Schwerte des alten Hildebrand getroffen, tot neben der Leiche ihres Todfeindes nieder. Nur Etzel, Dietrich und Hildebrand überleben den Untergang des ganzen Geschlechts und betrauern den Tod ihrer Helden [1]). — Diese Trauer wird dargestellt in einem Gedichte, das in kurzen Reimpaaren abgefaßt sich an den Schluß des Nibelungenliedes anschließt und seinem Inhalte nach die Klage genannt wird [2]).

2. Das Nibelungenlied enthält einen Reichtum von scharf ausgeprägten **Charakteren.** In Siegfried erscheint die höchste Kraft verbunden mit der höchsten Schönheit, der kühnste Heldenmut mit hoher Gesinnung und Selbstverleugnung; arglos fällt derselbe als ein Opfer des Verrats und

---

[1]) Der Jugend haben den Inhalt des Nibelungenliedes, der Gudrun und der anderen Heldengedichte trefflich erzählt Albert Richter, Deutsche Heldensagen des Mittelalters (mit Erläuterungen), 2 Bände, 4. Aufl. 1877; Ferdinand Bäßler († 1879 in Schulpforta), die schönsten Heldengeschichten des Mittelalters, 1874; Wilhelm Osterwald (Mühlhausen), Erzählungen aus der alten deutschen Welt, 5. Aufl. 1878; Heinrich Keck (Husum), die Nibelungensage nach der echten Ueberlieferung erzählt (Iduna, deutsche Heldensagen, 2. Teil) 1877. — Dramatisch haben den Stoff, abgesehen von dem „hörnenen Siegfried“ des Hans Sachs (§ 32), behandelt: der überaus fruchtbare Ernst Raupach (geb. 1784 in Schlesien, † 1852 in Berlin) in seiner Tragödie „der Nibelungen Hort“, Fouqué und Friedrich Hebbel je in einer Trilogie (§§ 60 und 65), Emanuel Geibel (§ 65), Reinhold Sigismund und Robert Waldmüller je in einer Tragödie „Brunhild“; Reinald Reimar (Hamburg 185[illegible]), Wilhelm Hosäus (Paderborn 1866), Friedrich Arnd (Leipzig 1875), Reinhold Sigismund (Rudolstadt 1875), Adolf Wilbrandt je in einer Tragödie „Kriemhild“; episch Wilhelm Jordan (§ 65); Richard Wagner (geb. 1813 in Leipzig, † 13. Februar 1883 in Venedig) hat die Sage zu einem Bühnenfestspiel gestaltet, das den Titel „Ring des Nibelungen“ führt und aus 4 Teilen besteht (Rheingold, Walküre, Siegfried, Götterdämmerung). — Eingehend haben namentlich die neuern dramatischen Dichtungen über die alte Sage behandelt Ernst Koch (Birkenruh bei Wenden in Livland), R. Wagners Bühnenfestspiel „Der Ring des Nibelungen“ in seinem Verhältnis zur alten Sage wie zur modernen Nibelungendichtung betrachtet. Leipzig (Kahnt) 1875; Karl Rehorn (Frankfurt a. M.), die deutsche Sage von den Nibelungen in der deutschen Poesie 1877, Joseph Stammhammer (Wien), die Nibelungendramen seit 1850, Leipzig (Wartig) 1878 und Stein, die Nibelungensage im deutschen Trauerspiel, Mühlhausen 1883.

[2]) Die Klage haben zuletzt herausgegeben Karl Bartsch 1875 und Anton Edzardi *(† 1882 in Leipzig) 1875.*

vergiebt noch in der letzten Stunde seinen Mördern. Kriemhilde erscheint in dem ersten Teile des Gedichts als die verschämte, anmutige Jungfrau voll Milde und Sanftmut, als liebende Gattin; im zweiten Teile als ein Weib, dessen Gedanken und Empfindungen nur nach dem einen Ziele streben, Rache zu nehmen an dem Mörder ihres Gatten. Der grimme Hagen ist eine furchtlose, unbeugsame Heldennatur, er ist der erfahrenste und klügste unter allen Mannen Gunthers, schweigsam und mit Worten kargend, aber unerschrocken dem Unabänderlichen entgegengehend. Mit herausforderndem Trotze bekennt er sich als den Mörder Siegfrieds, mit unerbittlicher Grausamkeit häuft er Leid auf Leid über die Witwe, unerschrocken bietet er dem bevorstehenden Verhängnisse, das er als ein unentrinnbares erkannt, kühn die Stirn. Gunther ist nach außen hin stolz, aber innerlich schwach und, weil er etwas über seine Kräfte unternommen, dazu verurteilt, andre für sich handeln zu lassen. Volker erscheint ebenso gewandt den Fiedelbogen zu führen, als mit dem Schwerte drein zu schlagen. Dietrich von Bern ist der echt deutsche Held, der besonnen zögert und fast zu langsam zum Handeln scheint, aber im rechten Augenblicke die entscheidende That voller Heldenkraft ausführt. Hildebrand ist der greise Recke, dem das Alter Erfahrung und Weisheit gebracht, ohne seinen Mut und seine Thatkraft zu lähmen. Eine der ergreifendsten Gestalten des Liedes ist der Markgraf Rüdiger. Während Hagen mehr wie ein altheidnischer Recke erscheint, tritt uns in Rüdiger ein christlicher Held entgegen, zu dem wir uns hingezogen fühlen. Er ist geschmückt mit allen Tugenden, die einen Fürsten und Ritter zieren, vor allem ist er ein Muster der Gastfreundschaft, weshalb ihm auch das Lied öfter den Beinamen „der milde“ (freigebige) erteilt. Sein tragischer Untergang wird von allen Helden beklagt und bejammert, ja selbst die gegen alle weicheren Empfindungen bereits abgestumpften burgundischen Recken können sich bei seinem Tod der Thränen nicht erwehren. — Indem uns so das Nibelungenlied einen Reichtum von Gestalten vor die Seele führt, läßt es uns wie in einem Spiegel die Züge des deutschen Nationalcharakters in seiner Reinheit schauen und zeigt uns den trotzigen Sinn, den unbeugsamen Mut, die Todesverachtung nicht minder, wie die tiefe Gemütsinnigkeit des deutschen Volkes. Das innerste Lebenselement aber und der leitende Grundgedanke der alten Volksepen ist die Treue, die sich namentlich im Nibelungenliede in den verschiedensten Formen zeigt. Wie der König und seine Mannen bis in den Tod mit einander verbunden sind (z. B. Gunther und Hagen), so auch die Gatten (Siegfried und Kriemhilde), die Freunde (Volker und Hagen) und die Brüder. Dieser Treue müssen alle anderen Rücksichten weichen. Kriemhilde vergißt die Bruderliebe über der Gattenliebe; sie, die holde, wird zur „Unholdin“, zur Furie, die nicht ruht, bis der Tod ihres geliebten Gatten durch den Untergang eines ganzen Geschlechts gesühnt ist. Alle Bande mit dem Leben werden zerrissen, um die Treue zu halten, und es entstehen tragische Konflikte, wenn die verschiedenen Formen der Treue mit einander in Streit geraten. Bei Rüdiger muß die Freundestreue weichen vor der Treue gegen seinen Herrn[1]). Desgleichen opfert Hagen alles der Treue gegen seinen König, und dieser schöne Grundzug des germanischen Wesens ist

[1]) Dieser sittliche Konflikt ist auch dramatisch dargestellt worden von Wilhelm Osterwald (2. Ausg. 1873), Lothar Schenk 1866; zuletzt (1875) hat Felix Dahn

es, welcher uns diesen furchtbaren Helden in einem mildern Lichte erscheinen läßt. Er besiegelt die Treue gegen seinen Herrn und König mit dem Tode, wie ihm auch sein König die Treue bis zum Tode hält. Insofern das Nibelungenlied die Urbilder deutscher Kraft, deutscher Treue und deutschen Gemütes enthält, kann es mit Recht ein Spiegel deutschen Geistes und deutschen Wesens genannt werden.

3. Der **Stoff** des Liedes ist weit älter als die Zeit der Aufzeichnung, die im Anfang des 13. Jahrhunderts erfolgte. Es beruht dasselbe auf der alten Heldensage, wie sie sich kurz nach der Völkerwanderung entwickelte, und zwar vereinigen sich in demselben vier Sagenkreise, der fränkische, burgundische, ostgotische, hunnische (vergl. § 8). Aber neben diesem Elemente des germanischen Heidentums aus der Zeit der Völkerwanderung findet sich noch ein älteres, der germanischen Urzeit angehöriges, ein mythologisches Element. Auf einen mythischen Hintergrund deutet schon der Name Nibelungen, der an das altnordische Niflheim, d. h. Nebelheim, Totenreich, erinnert. Die Bewohner von Niflheim, altnordisch Niflungar, mittelhochdeutsch Nibelunge, sind die Toten, die Söhne der Finsternis, des Nebels. Ihnen gehört das Gold, auf dem nach dem tiefsinnigen Mythus ein Fluch ruht, und wer sich in den Besitz des Goldes setzt, der verfällt dem Tode, gehört den Nibelungen an. Daher wechselt dieser Name und steht bald von den ersten Besitzern des Nibelungenhortes, bald von Siegfried, bald von den Burgunden. Mythisch ist der Zwerg Alberich (d. h. Fürst der Albe, Alfen, Zwerge), der Hüter jenes Schatzes im Nibelungenlande. Desgleichen enthält das Lied Anklänge an den Mythus von den Walkyrien, d. h. Schlachtenjungfrauen des Gottes Odin. Züge derselben finden sich bei Brunhilde (d. h. die im Panzer Kämpfende; brünne Brustharnisch, hilt Kampf). Dem Mythus gehören die Meerweiber in der Donau an, die mit ihrem Schwanenhemd gleich Seevögeln über die Flut hinschweben und die Zukunft vorher verkündigen. Der finstre Hagen enthält mancherlei Züge vom bösen Gott Loki, nur in gemilderter Form. Vor allem vereinigt die Gestalt des Siegfried mit seiner unsichtbar machenden Tarnkappe und seiner vor Verwundung schützenden Hornhaut mancherlei mythische Elemente in sich. In der Edda ist die ursprüngliche mythische Gestalt der Sage noch erhalten. Hier erscheint Siegfried als Sigurd, der den Drachen Fafnir tötet, Brunhilde als Walkyrie, welche, von Odin durch einen zauberhaften Schlafdorn in Schlaf versenkt und mit einem Feuerwall umgeben, von Sigurd befreit wird, der ihre Liebe gewinnt und ihr Treue gelobt. So giebt uns die Edda Aufschluß über das ursprüngliche Verhältnis der Brunhilde zu Siegfried, das die Grundlage seines tragischen Verhängnisses bildet. Kriemhilde erscheint in der Edda als Gudrun, welche furchtbare Rache an Atli nimmt. In der Gestalt, wie sie in der Edda auftritt, erscheint die Sage noch wilder und grausamer als im Nibelungenliede, es herrschen dort die unbändigsten Leidenschaften, die in den späteren Bearbeitungen gemildert erscheinen. Mit den beiden genannten Elementen, dem historischen und mythologischen, verband sich dann das des christlichen Rittertums, wodurch der herbere, strengere Charakter der Sage in einen milderen

---

(Königsberg), der Verfasser des „König Roderich“, ein Trauerspiel „Rüdeger von Bechelaren“ gedichtet.

umgewandelt wurde. Auf diese Weise haben wir im Nibelungenliede Elemente dreier großer Bildungsepochen des deutschen Volkes [1]).

4. Von dem Nibelungenliede besitzen wir 10 vollständige **Handschriften** und eine große Zahl andere, die das Lied nur bruchstückweise enthalten. Die drei bedeutendsten unter jenen sind Pergamenthandschriften aus dem 13. Jahrhundert, und zwar die Hohenems-Münchener Handschrift, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von Bodmer auf dem Schlosse Hohenems bei Bregenz in Vorarlberg entdeckt ward und sich jetzt (seit 1810) in München befindet. Sie wird mit A bezeichnet. Die zweite ist die Sankt-Gallener Handschrift (B), früher im Besitz des Geschichtsschreibers Aegidius Tschudi. Die dritte ist die Hohenems-Laßbergische (C), die sich früher mit A auf dem Schlosse Hohenems befand, später in den Besitz des Freiherrn von Laßberg kam und sich jetzt in der fürstlich Fürstenbergischen Bibliothek zu Donaueschingen befindet. Aus der letzteren Handschrift besorgte Bodmer im Jahre 1757 die erste Ausgabe unseres Liedes, die freilich nur den zweiten Teil unter dem Titel „Chrimhilden Rache“ enthielt. Die erste vollständige Ausgabe besorgte Christoph Heinrich Myller, gleichfalls ein Schweizer, unter dem Titel „Nibelungen-Liet“ (1782), ein Name, der von nun an zur Bezeichnung des Ganzen üblich wurde. Bald wurde das Interesse für das Lied ein immer allgemeineres; es war namentlich Friedrich Heinrich von der Hagen († 1856 in Berlin), der durch vier verschiedene Ausgaben des Liedes (die erste erschien 1810), sowie durch Erklärungen desselben die Liebe zur altnationalen Poesie geweckt und gepflegt hat. — Ein Wendepunkt in der Kritik des Nibelungenliedes beginnt mit Karl Lachmann. Nach seiner Ansicht enthält die Handschrift A nicht nur den kürzesten, sondern auch den ältesten und zuverlässigsten Text, der in B eine erste und in C eine zweite erweiternde Ueberarbeitung erfahren habe. Indem er sodann die Untersuchung Fr. Aug. Wolfs über die Entstehung der homerischen Gesänge auch auf unser Lied anwandte, suchte Lachmann den Beweis zu führen, daß dasselbe „aus einer noch jetzt erkennbaren Zusammensetzung einzelner romanzenartiger Lieder entstanden“, und zwar in seiner jetzigen Gestalt eine Ueberarbeitung von 20 älteren Gesängen sei [2]). So ließ er von den 2316 Strophen der kürzesten Handschrift A nur 1437 als echt gelten, während er 879 als eingeschoben bezeichnete. — Nach Lachmanns Tode († 1851 in Berlin) trat die Nibelungenfrage in ein neues Studium durch die Untersuchungen von Adolf Holtzmann und Friedrich Zarncke [3]). Beide gelangten nach sorgfältiger Prüfung und Vergleichung der Handschriften ganz unabhängig von einander

---

[1]) Wilhelm Hertz, die Nibelungensage (Vortrag) 1878. Karl Mehlis (Dürkheim a. d. Haardt), Mythologische Wanderungen im Nibelungenlande. — Ernst Koch, die Nibelungensage nach ihren ältesten Ueberlieferungen. 2. Aufl. 1872.

[2]) K. Lachmann, über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelunge Not, 1816. Seine erste Ausgabe des Liedes erschien 1826. 5. Auflage 1878. — Auf Seite Lachmanns steht auch Richard von Muth (Wiener Neustadt), Einleitung in das Nibelungenlied 1877.

[3]) A. Holtzmann, Untersuchungen über das Nibelungenlied, 1854. Fr. Zarncke, zur Nibelungenfrage. 1854. Vor ihnen hatte schon J. Grimm 1851 einige Zweifel gegen das Lachmannsche System geltend gemacht. — Die Ansicht Holtzmanns und Zarnckes wird geteilt und näher begründet von Heinrich Fischer (Stuttgart), Nibelungenlied oder Nibelungenlieder? Hannover 1859.

zu der Ansicht, daß der ausführliche Text der Handschrift C der älteste und ursprünglichste und davon B eine abkürzende Ueberarbeitung sei, wogegen A nur eine willkürliche Verstümmelung von B biete. Diesen Grundsätzen gemäß wurde auch das Lied von beiden herausgegeben (Schulausgabe von Holtzmann 3. Aufl. 1874, Volksausgabe 1874, beide besorgt von Alfred Holder; Ausgabe von Zarncke 5. Aufl. 1875, Schulausgabe 5. Aufl. 1884). — Zu einem etwas andern der Handschrift B günstigen Resultate gelangte Karl Bartsch in Heidelberg (Untersuchungen über das Nibelungenlied, 1865)[1]). Derselbe nimmt einen um 1150 entstandenen, aber verlorenen Originaltext an, der um 1170 zum ersten Male umgearbeitet ward; diese ältere gemeinsame Vorlage wurde um 1200 durch zwei Dichter umgestaltet, die unabhängig von einander arbeiteten. Die eine Umgestaltung liegt vor uns in der St. Gallener Handschrift B und der mit ihr verwandten Gruppe, wozu auch die Hohenems-Münchener Handschrift A gehört. Die andere Umgestaltung bietet die Hohenems-Laßbergsche Handschrift C mit ihren Verwandten. Die erste Umgestaltung ist der Vorlage treuer geblieben, ist außerdem die verbreitetste und beliebteste gewesen. Auf Grund dieser St. Gallener Handschrift B hat dann Bartsch 1866 seine Ausgabe des Nibelungenliedes veranstaltet (5. Aufl. 1879, deutsche Klassiker des Mittelalters von Fr. Pfeiffer, Bd. 3); Schulausgabe der Nibelungennot (mit vollständigem Wörterbuch) 2. Aufl. 1860, große kritische Ausgabe, 2 Teile 1870—80. Dagegen hat K. Simrock in seiner Schulausgabe 1874 durch Vergleichung aller erhaltenen Handschriften wesentlich nach A den verlorenen Urtext wieder herzustellen versucht[2]).

5. Wie über den Wert der Handschriften, ist auch über den **Verfasser** des Liedes viel gestritten worden. Eine Zeit lang galt Heinrich von Ofterdingen für denselben, doch wird diese Ansicht wohl kaum noch von einem geteilt. Nach Lachmann und seiner Schule (Müllenhoff, Max Rieger, R. v. Liliencron, Zacher u. a.) kann von einem Dichter unseres Liedes nicht die Rede sein, höchstens von einem letzten Ordner, der die einzelnen, unabhängig von einander entstandenen Volkslieder notdürftig zusammengefügt und zu dem uns vorliegenden Ganzen verbunden hat. Diese Ansicht steht und fällt mit Lachmanns Liedertheorie. Nach Holtzmann, Zarncke, Bartsch und ihren Anhängern ist das Epos das Werk eines Dichters, eine Ansicht, die täglich immer mehr Boden gewinnt, zumal das Gedicht jene

[1]) Daß weder die Handschrift A noch C den ursprünglichen Text enthalten, hatte schon vorher nachzuweisen versucht Eduard Pasch (Dresden), Osterprogramm, Perleberg 1864 (wieder abgedruckt in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen, Berlin 1864).

[2]) Uebersetzt worden ist das Lied von Karl Simrock, 41. Aufl. 1881 (19. Aufl. mit gegenüberstehendem Urtext). G. Pfizer 1843. Karl Bartsch, 2. Aufl. 1880. Oswald Marbach, 3. Aufl. 1868. Hermann Junghans (in Dortmund, † 1878 zu Görbersdorf in Schlesien) Leipzig (Reclam). Ludwig Freytag 1878 (Lichterfelde bei Berlin). Oskar Henke (Barmen), der Nibelungen Not (nach Lachmann), Barmen (Klein) 1884. — Johannes Scherr in Zürich übertrug es in Prosa, 2. Aufl. 1862, wie dies bereits 1814 August Zeune († 1853 in Berlin) gethan. A. Bacmeister († 1882 in Stuttgart) übertrug es in abgekürzter Gestalt für die Jugend, 2. Aufl. 1874. Adalbert Schroeter hat zu seiner Uebersetzung die Form der Ottaverime gewählt. Jena (Costenoble) 1882. Poetisch umgestaltet wurde das Lied von Wilhelm Wegener (2. Ausgabe 1871); Ferdinand Naumann (Dresden), das Nibelungenlied in Romanzen (2. Ausg. 1875); Friedrich August Feddersen (Niebüll in Schleswig-Holstein), Nibelungenkranz, Balladen und Dichtungen 1876. — Ein Wörterbuch zu dem Liede gab außer K. Bartsch August Lübben († 1884 in Oldenburg) heraus. 3. Aufl. 1876.

künstlerische Einheit besitzt, wie sie nur der Geist eines wahren Dichters herzustellen vermag. Auch Uhland nahm, zwar nicht einen Dichter der Sage, wohl aber einen Dichter des Liedes an [1]). Der Name freilich und die Heimat des Dichters läßt sich schwer bestimmen. Nach der Ansicht von Fr. Pfeiffer und K. Bartsch, die indessen nur eine Hypothese ist, gegen die gewichtige Gründe sprechen, ist der Verfasser unseres Liedes jener Ritter von Kürenberg, von dem wir einige Minnelieder besitzen, deren Ausdrucksweise durchaus episch ist, und die in derselben Strophe, wie unser großes Nationalepos, gedichtet sind [2]).

6. Die **Nibelungenstrophe** besteht aus vier Zeilen, die sich paarweise reimen. Jede Zeile zerfällt durch die feststehende Cäsur in zwei Hälften. Die erste Hälfte hat in jeder der vier Zeilen drei Hebungen mit scheinbar klingendem (weiblichem) Schlusse, die zweite Hälfte hat in den ersten drei Zeilen gleichfalls drei, in der letzten Zeile dagegen vier Hebungen mit stumpfem (männlichem) Schlusse [3]). Was die Senkungen betrifft, so stehen im Auftakt deren oft zwei, bisweilen selbst drei, in der Mitte dagegen nur eine oder gar keine, so daß zwei, ja sogar drei Hebungen unmittelbar neben einander stehen, z. B. Ez wúohs in Búrgónden — Kríemhilt geheízen, oder Der mórtgrímmige mán. Als stumpfe Endreime gelten nicht bloß Beispiele wie nît: strît; lîp: wîp, sondern auch Worte wie sâgen: klâgen; dëgen: pflëgen. Sobald nämlich die vorletzte kurz ist, die letzte aber ein e enthält, werden beide Silben als eine, mithin wie sagn: klagn; degn: pflegn gelesen (Silbenverschleifung). Als Beispiel diene die Strophe:

Ez tróumde Kríemhílde | in túgenden, dér sie pflác,
wie sie eínen válken wílden | zúge mánegen tác,
den ir zwên árn erkrúmmen, | daz sí dáz múoste séhen
ir enkúnde in dírre wérlde | nímmer léider sîn geschéhen.

Es träumte Kriemhilden in der Tugend, der sie pflag,
Wie sie einen wilden Falken zöge manchen Tag,
Den ihr zween Aar' erkrallten; daß sie das mußte seh'n,
Ihr konnt' auf dieser Erde niemals größer's Leid gescheh'n.

Nur sehr ausnahmsweise kommen auch Cäsurreime vor, wie z. B. in der von Lachmann für unecht erklärten Eingangsstrophe des Liedes:

Uns íst in álten máeren | wúnders vil geseít
von héleden lóbebáeren | von grôzer kúonheít,
von fröuden hóchgezîten | von weínen únde klágen
von küener récken strîten | muget ír nu wúnder hóeren ságen.

---

[1]) Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Bd. 1, S. 477 ff.

[2]) Fr. Pfeiffer, der Dichter des Nibelungenliedes. Vortrag, gehalten in der Akademie der Wissenschaften in Wien 1862. — Die nach dem Vorgange von Mone und Holtzmann von Pfeiffer ausgesprochene Ansicht hat widerlegt Karl Vollmöller (Göttingen), Kürenberg und die Nibelungen, 1874.

[3]) K. Simrock, die Nibelungenstrophe und ihr Ursprung, 1858, sucht die epische Langzeile, wie sie in den Nibelungen auftritt, aus der allitterierenden Langzeile von 8 Hebungen abzuleiten, so daß die Halbzeile der Nibelungenstrophe aus 4 Hebungen bestände.

Viel Wunderdinge melden die Mären alter Zeit,
Von preiswerten Helden, von großer Kühnheit;
Von der Freude Festlichkeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten mögt ihr nun Wunder hören sagen.

§ 16. Gudrun und die anderen Volksepen.

I. Das bedeutendste Volksepos der Deutschen nach dem Nibelungenliede ist **Gudrun**, die Nebensonne der Nibelungen oder die deutsche Odyssee genannt, während man jenes als die deutsche Ilias bezeichnete. Die Gudrun gehört dem Sagenkreise der Nordsee an und berührt deshalb auch das Seeleben der nördlichen Germanen. Das Gedicht, das zum Schauplatze die Nordseeküsten, Dittmarschen, Friesland, Irland, Seeland und die Normandie hat, besteht aus drei Teilen. Der erste Teil erzählt von dem Sohne des Königs Siegeband von Irland, Hagen, der als Kind von einem Greifen geraubt und auf eine ferne Insel getragen wird. Dort findet er eine Königstochter Hilde aus Indien, welche ein gleiches Geschick dahin geführt. Von einem vorübersegelnden Schiffe aufgenommen, gelangt er mit jener Jungfrau in seine Heimat und vermählt sich mit derselben, nachdem er den väterlichen Thron bestiegen hat. — Im zweiten Teil wirbt Hettel, der König der Hegelingen (Friesland), um die Tochter Hagens, die nach ihrer Mutter gleichfalls Hilde genannt wird. Er sendet zu dem Zwecke drei Vasallen an den Hof Hagens, Wate, Frute und Horand, von denen der letzte durch seinen alles entzückenden Gesang die Jungfrau gewinnt. Sie entflieht mit dem Sänger auf einem bereit liegenden Schiffe, kommt sicher nach Friesland und wird Hettels Gattin. — Der dritte Teil enthält die Schicksale der Gudrun, der Tochter Hettels und der Hilde. Verlobt mit Herwig, dem Königssohne von Seeland, wird sie von dem Sohne des Normannenkönigs Ludwig, von Hartmut, der früher vergeblich um sie geworben, geraubt und an dessen Hof gebracht. Da Gudrun, ihrem Verlobten treu, sich hartnäckig weigert, Hartmut zu heiraten, muß sie von dessen Mutter Gerlinde die härtesten Mißhandlungen erdulden und dreizehn Jahre lang in Gemeinschaft mit der treuen Hildburg als Magd die niedrigsten Dienste verrichten. Endlich kommt die Stunde der Erlösung. Ein kampfgerüstetes Heer, dem sich auch Siegfried von Morland anschließt, wird auf Hildes Betrieb zur Rettung der Gudrun auf zahlreichen Schiffen nach der Normandie gesandt. Nachdem dort die Flotte an einer verborgenen Stelle gelandet, fahren Ortwein und Herwig auf einer Barke auf Kundschaft aus und finden die beiden Jungfrauen, die barfuß im Schnee am Meeresufer waschen. Sie erkennen in der niedrigen Magd die Gudrun, die kurz vorher durch einen Engel in Vogelgestalt von der nahenden Rettung Kunde erhalten, und hören mit Entsetzen die Mißhandlungen, die sie seit Jahren erduldet. Doch wollen sie dieselbe nicht heimlich entführen, sondern in offenem Kampfe gewinnen. Derselbe beginnt, nachdem schon während der Nacht die Hegelingen (Friesen) die Burg umringt haben, mit furchtbarer Wut, und eins der ersten Opfer ist Ludwig, der von Herwigs Hand fällt. Schon hat Gerlinde befohlen, die ihr verhaßte Gudrun zu töten, da erstürmte der alte Wate die Burg und erschlägt jenes teuflische Weib, für welches die edle Gudrun vergeblich bittet. Den Schluß bildet die Versöhnung der bisher feindlichen Geschlechter und eine dreifache oder richtiger vierfache Vermählung: Gudruns

mit Herwig, Hildburgs mit Hartmut, der im Kampf Gudrun das Leben gerettet, Ortruns, der Schwester Hartmuts, die vor allen freundlich und teilnehmend gegen Gudrun gewesen war, mit Ortwein, dem Bruder Gudruns, und endlich der Schwester Herwigs mit Siegfried von Morland.

Auch in der Gudrun prägt sich, wie im Nibelungenliede, der deutsche Volkscharakter mit seiner heldenmütigen Tapferkeit und seiner Gemütstiefe aus. Neben der Kraft und dem stolzen Heldenmute des Mannes begegnen wir der Zartheit und Reinheit des Weibes. Namentlich ist es die andauernde Treue der Gudrun, die uns aus unserm Liede hell entgegenstrahlt. Wenn im Nibelungenliede sich die treue Liebe der Kriemhilde zu einer Leidenschaft steigert, die nur im Mord Ruhe, aber auch blutigen Lohn findet, so stellt sich uns in Gudrun die still duldende, unter allen Mühseligkeiten und Leiden ausharrende Liebe und Treue dar, die endlich ihren Lohn in dem Wiedergewinnen des Geliebten findet und selbst Frieden und Versöhnung stiftet [1]).

Dieses unser zweites großes Epos ist nur in einer einzigen Handschrift vorhanden, welche Kaiser Maximilian anfertigen und auf Schloß Ambras in Tirol aufbewahren ließ. Daraus wurde es zum ersten Male von Fr. H. von der Hagen herausgegeben (1820). Ettmüller und Müllenhoff wandten die Lachmannsche Hypothese auch auf die Gudrun an und suchten die späteren Zusätze von dem ursprünglichen Kerne des Liedes auszuscheiden [2]).

Die Gudrunstrophe unterscheidet sich von der des Nibelungenliedes durch den klingenden (weiblichen) Reim der dritten und vierten Langzeile und dadurch, daß die zweite Hälfte der letzten Zeile fünf Hebungen hat, z. B.:

Daz kóm an eínem âbent | dáz im sô gelánc,
Dáz von Ténemárke | der küene dégen sánc
Mit sô hérlícher stímme, | dáz ez wól gevállen
Múose ál den líuten, | dâ vón gesweíc der vógellîne schállen.

---

[1]) Heinrich Rückert (kleinere Schriften, herausg. von Amélie Sohr und Alexander Reifferscheid, 2 Teile 1871), Ueber das Epos von Gudrun, I, 180 ff.

[2]) Außer von Hagen, Ettmüller (1841), Müllenhoff (1845) wurde die Gudrun herausgegeben von Alexander Vollmer († 1876 in München) 1845, mit erläuternden Anmerkungen von K. Bartsch, 4. Aufl. 1880 (deutsche Klassiker des M.-A. Bd. 2), Ernst Martin (germanistische Handbibliothek von J. Zacher) 1872. B. Symons (Gröningen) 1883 (altdeutsche Textbibliothek von H. Paul 5), Schulausgabe mit Wörterbuch von K. Bartsch, 1875. — Uebersetzt wurde das Lied von Adalbert von Keller († 1883 in Tübingen) 1841, Fr. Koch 1847, Niendorf, 2. Aufl. 1867, Simrock, 12. Aufl. 1881, Wilhelm v. Plönnies (zugleich Urtext, erklärende Abhandlungen, sowie eine systematische Darstellung der mhd. epischen Verskunst, letztere von Max Rieger) 1853. A. Bacmeister, 2. Aufl. 1874. H. Junghans (Leipzig, Reclam). — Gotthold Klee 1878 (in abgekürzter Gestalt). — Wilhelm Wilmanns (Bonn), die Entwicklung der Gudrundichtung, Berlin 1873. Heinrich Keck (Husum), die Gudrunsage, Leipzig (Teubner) 1867. — Dramatisch ist der Stoff behandelt worden von Carl Caro, Gudrun, Schauspiel in 5 Aufzügen, 1875; ferner von Otto von Rutenberg 1872, Mathilde Wesendonk, Julius Grosse (Dresden) 1870. — Außerdem hat die Sage frei, aber sehr geschickt behandelt Rudolf Baumbach, Horand und Hilde 1878.

Es geschah an einem Abend, daß ihnen so gelang,
Daß vom Dänenlande der kühne Degen sang
Mit so lautrer Stimme, daß es wohlgefallen
Mußte all' den Leuten: davon geschwieg der kleinen Vöglein Schallen.

II. Andere weniger bedeutende Heldengedichte außer den beiden Hauptwerken der Volkspoesie sind:

1. **Der große Rosengarten,** den Kriemhilde zu Worms besitzt, dessen Hüter Siegfried von Dietrich überwunden wird.

2. **Der kleine Rosengarten** behandelt die Sage vom Zwergkönig Laurin, der in Tirol einen Rosengarten besitzt und durch Dietrichs Helden gefangen wird.

3. **Ecken Ausfahrt** erzählt von einem Riesen, namens Ecke, der im Kampf mit Dietrich unterliegt.

4. **Die Rabenschlacht** (Strît vor Rabene) schildert die Schlacht von Ravenna (Raben) zwischen Dietrich und seinem Oheim, dem treulosen Ermenrich, in der die beiden, Dietrichs Obhut anvertrauten Söhne Etzels und der Helche fallen.

5. **Der Riese Sigenot,** welcher Dietrich besiegt, der von Hildebrand wieder befreit wird.

6. **Alphart,** einer der Helden Dietrichs, der, als er allein auf Kundschaft ausreitet, überfallen und getötet wird.

7. **Dietrichs Flucht zu den Hunnen,** die hervorgerufen wurde durch einen Zwist mit seinem Oheim Ermenrich, der als römischer Kaiser erscheint.

Während diese sieben Gedichte der Dietrichsage angehören, behandeln einige andere den lombardischen Sagenkreis; es sind dies **Ortnit, Hug- und Wolfdietrich.** Diese Gedichte beginnen wie die demselben Kreise angehörige Sage von König Rother (§§ 8, 5 und 14, 5) mit einer Brautfahrt und bekunden einen wesentlichen Einfluß der Kreuzzüge und des Morgenlandes.

---

[1]) Die oben unter II. angeführten Heldengedichte haben größtenteils zum ersten Male eine kritische Behandlung erfahren in dem deutschen Heldenbuche, herausgegeben von Karl Müllenhoff, E. Martin, Arthur Amelung (Prof in Freiburg, † 1874 in Montreux, Kanton Waadt), Oskar Jänicke († 1874 in Berlin), Julius Zupitza, 5 Teile 1866—1870. Früher hatte Oskar Schade Ecken Ausfahrt, den Sigenot und König Laurin herausgegeben 1854. — Uebersetzungen bietet K. Simrock im 3. Teile seines Heldenbuches (vergl. § 25, Anm.); außerdem bearbeitete Ortnit Karl Pannier (Leipzig, Reclam), den Rosengarten H. Junghans. — Was uns die Sage über Dietrich von Bern berichtet, hat gesichtet und künstlerisch gestaltet Heinrich Keck, König Dietrich und seine Gesellen (Iduna, Teil 4) Leipzig (Teubner) 1881. — Zuletzt hat Jung und Alt die Dietrichssage (ebenso wie die Nibelungen- und Gudrunsage) trefflich erzählt Gotthold Klee, die deutschen Heldensagen, Gütersloh (Bertelsmann) 1883.

Blüte des ritterlichen und höfischen Epos.

§ 17. Epische Stoffe.

Das höfische (ritterliche) oder das Kunstepos behandelt vorzugsweise fremde Stoffe, welche die Dichter meist aus französischen Quellen schöpfen. Diese Stoffe lassen sich in folgende Gattungen teilen:

1. Die **britische** (bretonische) Sage vom König **Artus** und der **Tafelrunde.** König Artus oder Artur erscheint als Vertreter der britischen (celtischen) Nationalität, als der letzte Held, welcher durch ruhmvoll geführte Kämpfe gegen die Angelsachsen das Nationalbewußtsein des celtischen Volksstammes poetisch anregte. Zu Caridol oder Carduel (j. Carlisle) in Wales hält er Hof mit seiner Gattin Ginevra (Ghwenhwywar), dem Muster aller ritterlichen Damen. Das Herrscherpaar ist umgeben von vielen hundert Rittern, hervorragend durch Tapferkeit und ritterliche Tugend, sowie von schönen Frauen, ausgezeichnet durch Anmut und feine höfische Sitte. Den Mittelpunkt des glänzenden Kreises bilden zwölf der tapfersten und edelsten Ritter, welche um eine runde Tafel saßen und deshalb die Ritter von der Tafelrunde genannt wurden. Zu diesem Orden, den Artus auf den Rat des Zauberers Merlin gründet, zu gehören, war die höchste Ehre, und es war somit der Ritterschaft ein Sporn gegeben, in ritterlicher Tugend und Tapferkeit mit einander zu wetteifern, um der Zahl der Auserwählten beigezählt zu werden. Von Artus' Hofe aus zogen dann die Ritter durch die Länder, um jenes Ideal des Rittertums durch die That zu verwirklichen, um die Frauen zu schützen, Uebermütige zu demütigen, Riesen zu bändigen, Ungeheuer zu erlegen. Hatten sie so in allerhand Abenteuern (mittelhochdeutsch aventiure vom mittelalterlichen lat. adventura) ihre Tapferkeit bewährt, so kehrten sie an Artus' Hof zurück. Die vorzüglichsten Ritter der Tafelrunde waren: Gawein, Iwein, Tristan, Parzival, Erek, Wigalois, Lanzelot u. a. Die abenteuerlichen Fahrten dieser Ritter bis zu ihrer Heimkehr an den Hof des Artus bilden den oft ermüdenden Inhalt der zahlreichen Rittergedichte, welche diesem Sagenkreise angehören. Diese Artussage kam aus England zunächst nach Frankreich und in französischer Bearbeitung nach Deutschland, wo dieselbe mit einem deutschen Gewande bekleidet wurde.

2. Die **spanische** Sage vom **h. Gral.** Unter diesem h. Gral dachte man sich eine kostbare, aus Jaspis gearbeitete Schüssel. Derselben bediente sich Christus, als er das Brot brach, und in derselben soll Joseph von Arimathia das Blut aufgefangen haben, das aus der Seite des Heilandes geflossen, die der Kriegsknecht Longinus mit der Lanze geöffnet. Es haben also der Leib des Herrn und sein Blut, wodurch er die Welt erlöst, im h. Gral gelegen. Darum ist derselbe mit allen Kräften des ewigen Lebens ausgestattet und vermag die höchsten Güter zu spenden. Nach dem Tode Josephs nahmen die Engel den h. Gral in ihre Hut und hielten das Heiligtum schwebend in der Luft, bis Titurel, ein Königssohn von Anjou, auf dem Berge Monsalwatsch (mons salvationis, Berg des Heils; richtiger

mons silvaticus, Waldberg, oder mont salvage, wilder Berg) zu Salvaterre in Spanien dem h. Gral eine Burg baute. Zur Pflege desselben gründete er ein geistliches Rittertum, den Orden der Templer (templeisen), die abgeschieden von der Welt den h. Gral hüteten. Diese Gralshüter werden von Gott selbst erwählt, und niemand kann durch eigene Kraft den Ort finden, wo die Burg steht, da ein unwegsamer Wald sechzig Meilen nach allen Seiten den Berg umgiebt. War aber ein Ritter auf den Ruf des Herrn zur Gralburg gelangt, so mußte er nach den Wundern des h. Gral fragen, um Hüter desselben zu werden. Ging er stumpfsinnig und gleichgültig an den Herrlichkeiten vorüber, so ging er jenes hohen Glückes verlustig. Es erscheint so der h. Gral als ein tiefsinniges Symbol des in Christo zu erlangenden Heiles, dessen nur der teilhaftig wird, der darnach fragt und dem Rufe Christi nicht Gleichgültigkeit oder Stumpfheit entgegensetzt. Diese Gralsritter repräsentieren im Gegensatze zu den Rittern der Tafelrunde, welche die Blüte des weltlichen Rittertums vertreten, das geistliche Rittertum, das nur durch Demut und Selbstverleugnung des höchsten Gutes teilhaftig wird. — Das Wort Gral stammt aus dem Celtischen und bedeutet so viel als Schüssel, Gefäß (altfranzösich gréal, provençalisch grazal, im mittelalterlichen Latein gradalis, demnach san gréal = heilige Schüssel). Früher erklärte man das Wort für eine Zusammenziehung aus dem lateinischen sanguis regalis oder dem altfranzösischen sang real, d. h. königliches Blut, Blut Christi, des Königs aller Könige. — Die Gralsage ist uralt und stammt ursprünglich aus dem Orient; in Spanien erhielt sie eine christliche Umdeutung, gelangte von da durch die Provence in das nördliche Frankreich und von da nach Deutschland [1]).

3. Die **antike** Sage vom **trojanischen Krieg** und **Alexander dem Großen** (die letztere Sage schon in der Vorbereitungszeit bearbeitet, § 14, 3).

4. Die **französische** Sage von **Karl dem Großen** (derselbe Stoff gehört der Vorbereitungszeit an, § 14, 4).

5. **Legenden.**

6. **Kürzere Erzählungen** geistlichen und weltlichen Inhalts.

§ 18. Die vier bedeutendsten Dichter des höfischen Epos.

Die vier bedeutendsten höfischen Epiker sind folgende:

1. **Heinrich von Veldeke** (Veldekin), ein Niederdeutscher, aus der Nähe von Mastricht stammend. Er ist der Vater der mittelhochdeutschen, vor allem der höfischen Poesie, insofern er zuerst die höfische Bildung seiner Zeit in der Poesie einführte. Nach französischem Vorbilde dichtete er bereits 1175 am Hofe zu Cleve den größten Teil seiner Aeneide (Eneit); die Handschrift wurde ihm durch den Grafen Heinrich von Schwarzburg entführt und

---

[1]) Ludwig Lang, die Sage vom h. Gral 1862. — San Marte (Regierungsrat Albert Schultz in Magdeburg), die Gegensätze des h. Grals und der Ritterorden 1862. — Adolf Birch-Hirschfeld (Leipzig), die Sage vom Gral 1877. (Nach ihm hat Wolframs Gewährsmann Kyot nicht existiert, sondern ist erfunden und die Gralsage auf die Legende von Joseph v. Arimathia zurückzuführen.) — Ernst Martin, Untersuchungen zur Gralsage, Straßburg (Trübner) 1880, erklärt im Gegensatz dazu die Sage für rein *celtisch und hält an Kyot fest.*

erst nachdem er sie durch die Bemühungen des Pfalzgrafen Hermann von Sachsen, nachmaligen Landgrafen von Thüringen, wieder erlangt hatte, konnte er 9 Jahre später (1184) auf der Neuenburg an der Unstrut das Gedicht vollenden. Das Werk ist wichtig, weil es ein strengeres Metrum, reinere Reime als die bisherigen der Vorbereitungszeit angehörigen Gedichte (§ 14) enthält, vor allem aber, weil darin die Minne als Mittelpunkt des Ganzen und als Hauptmotiv der Handlung erscheint. Ueberaus naiv ist in dieser Beziehung das Gespräch zwischen Lavinia, der Tochter des Königs Latinus in Italien, und ihrer Mutter, welche jener eine Belehrung über Minne erteilt. Aeneas erscheint in dem Gedichte nicht als ein antiker, sondern als ein mittelalterlicher, ritterlicher Charakter, wie überhaupt das Ganze ein durchaus deutsches Gewand trägt. Die Sprache des Epos ist der niederrheinische (Maestrichter) Dialekt, und nach dieser Seite hin steht der Dichter noch mit einem Fuße in der Vorbereitungszeit[1]).

2. **Hartmann von Aue**[2]), dessen Heimat nach einigen (Heinrich Rückert, Wilmanns, Schreyer u. a.) Franken, nach der gewöhnlichen Annahme Schwaben war, was namentlich aus der Eigentümlichkeit der Sprache gefolgert wird. Er hat eine gelehrte Bildung genossen, die den meisten seiner Standesgenossen abging, war des Lesens und Schreibens kundig und verstand neben dem Lateinischen auch das Französische. Er selbst sagt von sich im Eingange seines „Armen Heinrich": ein ritter sô gelêret was, daz er an den buochen las (daß er in den Büchern zu lesen vermochte), swaz (was immer) er daran (darin) geschriben vant, der was Hartman genant, dienstman was er ze Ouwe (d. h. er befand sich im Lehensverhältnisse zu den Herren von Aue). Im Iwein lautet eine ähnliche Stelle: ein ritter, der gelêret was unde ez an den buochen las, swenne er sine stunde niht baz bewenden kunde, daz er ouch tihtennes pflac (der auch dichtete, so oft er seine Zeit nicht besser anwenden konnte): er was genant Hartman und was ein Ouwaere. Das Lateinische hatte er wahrscheinlich in einer Klosterschule gelernt, das Französische entweder im nördlichen Frankreich (Kärlingen), wo seit dem 12. Jahrhundert ein ungemein reges geistiges Leben erwacht war, und wo sich Hartmann als Jüngling eine Zeit lang aufgehalten zu haben scheint, oder im Verkehr mit Franzosen auf seiner Kreuzfahrt. Der Kreuzzug, an dem sich unser Dichter beteiligte, ist entweder der von 1189 oder von 1197 gewesen. Gestorben ist er zwischen den Jahren 1210 bis 1220. — Hartmann kann als Hauptvertreter der höfischen Poesie angesehen werden. Jene Haupttugend, auf der das Leben und die Rede der gebildeten höfischen Kreise in damaliger Zeit beruhte, diu mâze, d. h. die Mäßigung, die maßvolle Haltung, der feine Takt, ist auch ihm eigen. Als Lyriker dichtete Hartmann eine Anzahl Lieder und zwei Büchlein, von denen das eine ein Zwiegespräch

---

[1]) Ausgabe von L. Ettmüller 1852 (13 500 Verse) und Otto Behaghel, Heilbronn 1882.

[2]) K. Barthel, Leben und Dichten Hartmanns von Aue 1854. Hermann Schreyer (Schulpforta), Untersuchungen über das Leben und die Dichtungen Hartmanns von Aue 1874. Ludwig Schmid, des Minnesängers Hartmann von Aue Stand, Heimat und Geschlecht 1874. — Gesamtausgabe mit Wort- und Sacherklärungen von Fedor Bech (in Zeitz). 2. Aufl. 3 Bände 1867—69 (deutsche Klassiker des M.-A. von Fr. Pfeiffer, Band 4—6).

zwischen herze und lîp enthält, während das andere ein Liebesbrief ist wie die von Ulrich von Lichtenstein verfaßten büechelîn [1]). Vorzugsweise aber ist er Epiker, und als solcher zeichnet er sich aus durch leichte, gewandte Darstellung, ein bewundernswürdiges Erzählertalent, sowie eine künstlerische Behandlung des Stoffes [2]). Durch zwei Heldengedichte hat er mit Glück die Artussage in unsere Litteratur eingeführt, wobei ihm die gleichnamigen Romane des fruchtbarsten und berühmtesten nordfranzösischen Dichters, des Trouvère Chrétien de Troyes, als Vorbild dienten. Die beiden Werke Hartmanns sind:

a) Erek und Enite oder Erec der wunderaere, d. h. Wunderthäter, Hartmanns frühestes Werk, um 1192 gedichtet. Der Inhalt ist kurz folgender: Erek hat die schöne Enite sich als Gattin erkämpft und scheint nun im glücklichen Besitze derselben seine ritterliche Tapferkeit verloren zu haben. Er „verliegt sich", wie es das Lied nennt, d. h. er giebt sich einer trägen Ruhe hin und versäumt ritterliche Abenteuer. Da Enite darüber trauert, will Erek der Welt beweisen, daß er noch der tapfere Ritter sei, und zugleich seine zweifelnde Gattin strafen. Er zieht auf Abenteuer aus und nimmt Enite mit sich, verbietet ihr jedoch, ihn vor Gefahren zu warnen. Da die treue Gattin dies immer thut, erfährt sie von ihm eine harte Behandlung, bis endlich ihre Strafe beendigt ist und beide eine neue, nun um so festere Vereinigung schließen. Nach vielen Abenteuern kehrt Erek mit Enite heim, um seinem Vater in der Herrschaft zu folgen. Rittere̱hre und Frauentreue bilden die Grundzüge dieses Epos [3]).

b) Iwein oder der Ritter mit dem Löwen nach dem Chevalier au lyon des Christian von Troyes [4]) bearbeitet und noch vor 1204 vollendet. Iwein, ein Artusritter, besiegt an einem Zauberbrunnen einen Riesen, dessen Gattin Laudine er zum Weibe nimmt. Auf Gaweins Rat, sich nicht zu verliegen, wie Erek, verläßt er seine Gattin mit dem Versprechen, innerhalb eines Jahres zurück zu kehren. Da er sein Wort nicht hält, verliert er seiner Herrin Gunst und damit den Verstand. Umherirrend befreit er einen Löwen von einem Drachen und kommt nach allerhand Abenteuern endlich zu Laudine zurück, die sich wieder mit ihm aussöhnt. — Der Iwein ist die bedeutendste unter allen Dichtungen Hartmanns und der Form nach das regel-

---

[1]) Ausgabe von Moritz Haupt († 1874 in Berlin) 1842 und Fedor Bech 1867 (s. o.).

[2]) Gottfried von Straßburg rühmt von ihm in seinem Tristan: Hartman der Ouwaere, ahî (ei) wie der diu maere beide ûzen unde innen mit worten und mit sinnen durchverwet und durchzieret, d. h. Hartmann versteht es, den an sich farblosen, trocknen Stoff der Sage (diu maere) durch poetischen Ausdruck (mit worten) und durch geistreiche Auffassung (mit sinnen) zu beleben. Desgleichen rühmt er von ihm: „wie lauter und wie rein sind seine kristallenen Wörtelein; sanft nahen sie dem Mann und schmiegen sich ihm an".

[3]) Außer Fedor Bech (s. o.) herausgegeben von M. Haupt, 2. Aufl. 1871. Uebersetzt von S. O. Fistes 1851. Wie sehr Hartmann in diesem Epos der beschreibenden Manier huldigt, beweist u. a. die Schilderung von Enitens Pferd, die gegen 500 Verse umfaßt.

[4]) Chrestien v. Troies li romans dou Chevalier au lyon gab heraus Ludwig Wilhelm Holland 2. Aufl. Hannover 1880.

mäßigste unter allen mittelhochdeutschen Gedichten[1]). Welch ein hohes Ziel sich der Dichter bei Abfassung seines Werkes gesteckt, geht aus den schönen Anfangsworten des Epos hervor, welche die Idee des Ganzen angeben: „swer an rehte güete | wendet sîn gemüete | dem folget saelde unde êre“, d. h. „wer von ganzem Herzen nach dem trachtet, was wahrhaft gut ist, dem folget Glück und Ehre“. — Eine Nachahmung des Iwein und gleichfalls der Artussage angehörig ist Wigalois (der Ritter mit dem Rade), verfaßt von Wirnt von Gravenberg, herausgegeben von Fr. Pfeiffer 1847 und Anton Schönbach in Graz 1879, übersetzt von Graf Wolf Baudissin), sowie Lanzelot vom See, gedichtet von Ulrich von Zazichoven (Ausgabe von Hahn 1855)[2]). — Zwei andere zur epischen Gattung gehörige Werke Hartmanns sind:

c) Gregorius auf dem Steine, eine Heiligenlegende, die insofern bedeutsam ist, als damit diese Gattung der Poesie in den Kreis der höfischen Dichtung eingeführt wurde. Gregorius ist ein deutscher Oedipus, der seine und seiner Eltern Schuld abbüßt. Nach einer 17jährigen Bußzeit, die er auf einem einsamen Felsen im Meere hinbringt, wird er von Gott für den reinsten Menschen erklärt und auf den päpstlichen Stuhl erhoben[3]).

d) der arme Heinrich, eine poetische Erzählung, zu der Hartmann den Stoff einer einheimischen Sage entlehnte. Ein schwäbischer Ritter, Heinrich von Aue, war seiner Macht und seines Reichtums, sowie seiner ritterlichen Tugenden wegen weit und breit berühmt. In dem Vollgenusse seines Erdenglückes dachte derselbe nicht an Gott, noch an die Hinfälligkeit der irdischen Dinge. Da wurde er von einer schweren Krankheit, dem Aussatz (Miselsucht), befallen und von der Höhe seines Glückes in das tiefste Elend gestürzt. Seiner Krankheit wegen wird er von jedermann gemieden, und alle Aerzte, die er in der Nähe und Ferne um Rat fragt, halten ihn für unheilbar. Nur ein Meister in Salerno erklärt, daß er gerettet werden könne, wenn eine reine Jungfrau freiwillig ihr Herzblut für ihn dahin gebe. Nach diesem Bescheid verzweifelt er ganz an seiner Genesung, verschenkt alle seine Güter und behält sich nur einen Meierhof vor, auf dem er seine kranken Tage beenden will. Der Bauer, welcher als Meier diesen Hof verwaltete, hatte bisher von seinem Herrn die rücksichtsvollste Behandlung erfahren und zum Dank dafür pflegt er nun denselben mit der größten Liebe und Treue. Namentlich war es die

---

[1]) Ausgabe mit Anmerkungen von Benecke und Lachmann, 4. Ausgabe 1877. — Desgleichen von Fedor Bech (s. o.), 2. Aufl. 1873. — Ueberſetzt und erläutert von Graf Wolf Baudissin (geb. 1789, † 1878 in Dresden) 1845. — Für die Jugend erzählt und erläutert von Albert Richter (Leipzig), Iwein und Parzival, zwei Rittersagen des Mittelalters, 1876.

[2]) Jakob Baechtold (in Zürich), der Lanzelot des Ulrich von Zatzikhoven 1870, hat die Heimat, Sprache, Quelle des Dichters richtig festgestellt und auf die poetische Schönheit des Gedichts hingewiesen.

[3]) Außer Fedor Bech (s. o.) herausgegeben von Lachmann 1838 und in neuester Zeit von H. Paul 1873. Uebersetzt von S. O. Fistes 1851. — Friedrich Lippold (Zwickau), über die Quelle des Gregorius Hartmanns von Aue 1869, zeigt, daß weder das lat. Gedicht, welches Grimm und Schmeller unter die lat. Gedichte des 10. und 11. Jahrh. aufnahmen, noch das altfranzösische Gedicht, welches Victor Luzarche 1857 unter dem Titel: Vie du pape Grégoire le grand herausgab, die Quelle von Hartmann sein können, daß dieselbe vielmehr unbekannt ist. — Joseph Egger (Graz), Beiträge zur Kritik und Erklärung des Gregorius, Programm 1882. Albert Heintze (Stolp), Gregorius auf dem Steine, der mittelalterliche Oedipus, Gymnasialprogramm 1877.

Tochter des Meiers, welche nie von der Seite des Kranken wich und ihm die zärtlichste Teilnahme bewies. Nachdem so der arme Heinrich drei Jahre schweren Leidens in der Zurückgezogenheit hingebracht, erfährt das Mägdelein das einzige Mittel, wodurch der Kranke geheilt werden könne, und alsbald geht es ihr durchs Herz, daß sie es sei, die den Herrn retten müsse. Vergebens suchen Vater und Mutter, sowie der Kranke selbst, der im Anfang ihr Anerbieten für einen kindischen Einfall hält, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Sie zieht mit ihrem kranken Herrn nach Salerno und erschrickt nicht vor dem qualvollen Tode, den sie nach der Eröffnung des Arztes erleiden soll. Schon will derselbe das Messer an sie legen, da fühlt Heinrich ein unwiderstehliches Erbarmen, so daß er nicht mehr wie früher nach Heilung verlangt, sondern sich demütigt und lieber seine Krankheit als eine Schickung Gottes länger tragen, als das Opfer der unschuldigen Güte annehmen will. Beide kehren in ihre Heimat zurück. Allein Gott belohnte die treue Hingebung und Opferfreudigkeit des Mädchens sowie die Demut Heinrichs; er giebt dem Ritter die Gesundheit wieder, der seine Lebensretterin zur Gemahlin nimmt [1]).

3. **Wolfram von Eschenbach**, ein armer fränkischer Ritter aus dem bei Ansbach gelegenen Städtchen Eschenbach, wo sich der Stammsitz seiner Ahnen befand. Wolfram, der sich vorzugsweise am Hofe des Landgrafen von Thüringen aufhielt, übertrifft alle seine Zeitgenossen durch planmäßige Anordnung, durch christliche Tiefe und Reinheit seiner Gedanken, sowie durch sittlichen Ernst. Freilich ist die ernste Sprache seiner Dichtung vielfach dunkel, und er hat namentlich in sein größtes Werk eine solche Menge Episoden und seltsame Abenteuer eingefügt, daß ihn Gottfried von Straßburg den Erfinder und Jäger wilder, fremder Märe nennt [2]). Wir haben von ihm einige lyrische Gedichte, und zwar sogenannte Tag- und Wächterlieder, in denen Liebende, durch den Wächter, der von der Zinne den kommenden Tag verkündet, gemahnt werden, sich zu trennen. Es ist diese Form insofern bemerkenswert, als später darnach geistliche Wächterlieder entstanden. Insbesondere aber besitzen wir von Wolfram drei Epen, die er nach französischen Vorbildern dichtete.

a) **Parzival**, Wolframs Meisterwerk und zugleich das bedeutendste deutsche Kunstepos, welches die Artussage mit der Gralsage verbindet. Der Inhalt dieses tiefsinnigen Epos ist folgender: P a r z i v a l, dessen Vater G a m u r e t auf einem Zug nach dem Orient durch Verrat umgekommen war, wird von seiner Mutter H e r z e l o i d e in der stillen Einsamkeit des Waldes, fern von dem Geräusch der Waffen, denen sein Vater erlegen war, erzogen. Mit ängstlicher Sorgfalt sucht sie ihn vor aller Kunde des Rittertums zu bewahren und nur die sanften Regungen seines Gemüts zu nähren.

---

[1]) Ausgabe von den Brüdern G r i m m 1815, L a c h m a n n 1835, W. M ü l l e r 1841, M. H a u p t 2. Aufl. (besorgt von E. Martin) 1881, W. W a c k e r n a g e l 1855, F e d o r B e c h (s. oben), H. P a u l 1882. — Uebersetzungen von S i m r o c k 2. Aufl. 1875, F r. K o c h, G. A. M a r b a c h. — Eine Nachdichtung des Liedes besitzen wir von C h a m i s s o (§ 62). — Ein österreichischer Dichter, J o s e p h W e i l e n (geb. 1830 in der Nähe von Prag), ein talentvoller Nachahmer Fr. Halms und Verfasser der Dramen „Edda", „Drahomira", „Tristan", „Dolores", hat auch die Erzählung vom armen Heinrich dramatisch behandelt.

[2]) Tristan S. 118, Z. 25 und 26 (Ausgabe von Maßmann); vindaere wilder *maere*, de maere wildenaere (Jäger).

Dennoch bricht die ererbte Thatenlust mit aller Stärke hervor, als ihm im Walde einige Ritter begegnen in glänzenden Rüstungen und ihm den Rat erteilen, sich an Artus' Hof zu begeben. Es ergreift ihn ein so mächtiges Verlangen, selbst Ritter zu werden, daß ihn die Bitten seiner Mutter nicht mehr zurückzuhalten vermögen. Umsonst legt sie ihm Narrenkleider an und giebt ihm verkehrte Lehren auf den Weg, in der Hoffnung, ihm so die Fahrt zu verleiden und ihn zur Rückkehr zu bewegen. Nach mancherlei Abenteuern kommt er an den Hof des Königs Artus, der damals zu Nantes residierte. Seine Thaten verschaffen ihm bald die Aufnahme unter die Ritter der Tafelrunde. Als solcher zieht er auf Kampf und Abenteuer aus, vermählt sich mit Conduiramur, deren Schloß er siegreich von den Belagerern befreit, und kommt endlich zur Burg des h. Gral, wo gerade der kranke, durch eine vergiftete Lanze verwundete König Amfortas, Parzivals Oheim, seiner Befreiung entgegenharrt. Diese sollte erfolgen, sobald ein fremder Ritter unaufgefordert nach des Königs Leiden und den Wundern des Schlosses frage. Parzival, dem früher ein greiser Ritter Gurnemanz, welcher ihn in höfischer Sitte unterwiesen, den weltlich klugen Rat gegeben, nicht viel zu fragen (ir ensult niht vil gevrâgen), unterläßt in dem entscheidenden Augenblicke die Frage, die ihn in den Besitz der Gralsburg mit all' ihrer Herrlichkeit gesetzt hätte, und verscherzt so durch Unbesonnenheit (das Lied nennt es tumpheit, d. h. kindische Einfalt, Unerfahrenheit) das ihm bestimmte hohe Glück. Jetzt beginnt für ihn eine schwere Prüfungszeit. Durch die Fluchbotin des Gral aus der Tafelrunde des Artus ausgestoßen, gerät er in Verzweiflung und will sich ganz von Gott abwenden. So irrt er vier Jahre des Zweifels umher, bis ihn endlich Reue über seine Gottvergessenheit ergreift. An einem Karfreitage kommt er zu einem frommen Klausner Trevrizent, der ihn über Gott belehrt, ihm die Wunder des h. Gral erklärt und ihm offenbart, daß er zum König desselben bestimmt sei. Jetzt entsagt Parzival allem Zweifel, legt allen Hochmut ab, und die Stunde des Heils naht für ihn heran. In einer Reihe siegreicher Kämpfe überwindet er die weltliche Ritterschaft, deren Vertreter Gawein ist. Nachdem er wieder Mitglied der Tafelrunde geworden, zieht er nach der Gralsburg und erlöst seinen Oheim von schweren Leiden. Dieselbe Botin des h. Gral, die dem Parzival einst geflucht, erklärt ihn, nachdem er innerlich gereinigt ist, für würdig, König des h. Gral zu werden. — Wolfram benutzte zu diesem seinen großen Werke, das er zwischen 1205 und 1215 dichtete, französische Quellen [1], die ihm jedoch nichts weiter boten, als ein planloses Gewirre von Namen und Abenteuern. Der tiefe Gedanke, der durch das Ganze hindurchgeht, gehört dem deutschen Dichter allein an. Derselbe stellt im Parzival das Seelenleben eines Menschen dar, der im Streben nach dem Höchsten irrt, in Hochmut und Trotz sich von Gott abwendet, durch Welt- und Selbstüberwindung aber wieder zu Gott zurückkehrt. Drei Perioden lassen sich in der Entwickelungsgeschichte des Parzival unterscheiden. In tumpheit, in kindischer Einfalt und jugendlicher Unbesonnenheit bringt er den Anfang seines Lebens hin. Auf die Einfalt folgt der Zweispalt mit Gott, mit der Welt, mit sich selbst, der

[1] Wolfram nennt Chretien von Troyes, der um 1170 einen Roman vom Gral schrieb, und Guiot (Kyot) von Provence, dessen Gedicht aber verloren gegangen ist (vergl. S. 42 Anm. 1).

zwifel, der bei Wolfram als das größte Verbrechen erscheint; beginnt er doch sein großes Epos mit den Worten: Ist zwivel herzen nâhgebûr (des Herzens Nachbar), daz muoz der sêle werden sûr (sauer): wo Zweifel nah dem Herzen wohnt, das wird der Seele schlimm gelohnt. Nach schwerer Prüfung folgt endlich auf die tumpheit und den zwivel die saelde, das höchste Glück, die Seligkeit [1]).

b) **Titurel**, benannt nach dem ersten Gralkönig, eine Jugendarbeit Wolframs, die aber ein Fragment blieb. Nach Simrock enthält dieses Gedicht, das namentlich von der Liebe Schionatulanders zu Sigune, der Urenkelin Titurels, handelt, das Schönste, was der mittelhochdeutschen Kunstpoesie überhaupt gelungen ist. — Derselbe Stoff ist von einem späteren Dichter Albrecht von Scharfenberg behandelt worden unter dem Namen des jüngeren Titurel, worin sich namentlich eine vortreffliche Schilderung des Graltempels befindet [2]). — Vielleicht stammt von demselben Verfasser ein drittes, der Gralsage angehöriges Gedicht **Lohengrin** [3]). Lohengrin, der Sohn des Parzival, wird vom Gral der Gräfin Else von Brabant zu Hülfe geschickt. In einem Schifflein, das ein Schwan führt, kommt er ans Land. Er besiegt ihren Feind und vermählt sich mit ihr, schärft ihr jedoch als Bedingung des dauernden Glückes ein, daß sie nie nach seinem Namen und seiner Herkunft frage. Darauf kämpft Lohengrin unter Kaiser Heinrich I. gegen die Ungarn und kehrt sieggekrönt zurück. Inzwischen ist durch den Spott einer Herzogin Zweifel über die Herkunft ihres Gemahls in das Herz Elses gestreut worden. Sie vergißt ihr Versprechen und thut die verhängnisvolle Frage nach Geschlecht und Namen. Lohengrin enthüllt ihr seine Abkunft vom Geschlecht der Gralkönige; zugleich aber erscheint der wunderbare, von einem Schwan gezogene Nachen, der ihn vor Jahren geheimnisvoll zu ihr gebracht, wieder, um ihn in seine Heimat zurückzubringen. Die verlassene Gattin stirbt vor Gram. Richard Wagners Operndichtung hat die Sage populär gemacht.

c) **Willehalm**, das letzte Werk Wolframs, um 1215 gedichtet, gehört dem karolingischen (kerlingischen) Sagenkreise an und behandelt die Thaten des h. Wilhelm von Orange [4]).

---

[1]) Ausgabe der Werke Wolframs von Eschenbach von K. Lachmann, 4. Ausg. 1879 (besorgt von K. Müllenhoff). — Mit Wort- und Sacherklärungen von Karl Bartsch, Parzival und Titurel, 3 Teile 1870 ff. (Deutsche Klassiker des M.-A. Band 9—11). — Uebersetzungen von Simrock, 6. Aufl. 1883 und San Marte (Albert Schultz in Magdeburg) 2. Aufl. 1858, 2 Bände. Der letztere gab auch mit Joh. Friedrich Wolfart (Prof. in Magdeburg) Parzivalstudien heraus. 3 Hefte 1861—62. — K. W. [illegible]iderit († 1875 in Hanau), Bilder aus dem Parzival 1875. — Karl Kant, Scherz und Humor in Wolframs von Eschenbach Dichtungen 1878. — Christian Starck (Schwerin), die Darstellungsmittel des Wolframschen Humors (Programm 1879). — Die neueste Operndichtung von Richard Wagner († 1883 in Venedig) ist betitelt „Parsifal" (d. h. „reiner Thor", während „Parzival" oder „Parcival" nach dem Altfranzösischen „Thaldurchstreifer" bedeutet).

[2]) Uebersetzung von Simrock (zusammen mit Parzival).

[3]) Erste kritische Ausgabe des Lohengrin von Heinrich Rückert 1858.

[4]) San Marte, über Wolframs Rittergedicht Wilhelm von Orange und sein Verhältnis zu den französischen Dichtungen gleichen Inhalts 1871. Den Stoff bot die Schlacht von Aliscanz, eine auf Traditionen des 3. Jahrh. beruhende franz. Stammsage, herausgegeben von Jonckbloet; vergleiche auch dessen Guillaume d'Orange 1854, 2 Bände, sowie Ludwig Clarus, Herzog Wilhelm von Aquitanien, ein Großer der

4. **Gottfried von Straßburg**, ein Dichter bürgerlichen Standes, wenigstens wird er in den Handschriften und von den späteren Dichtern nicht „Herr“, wie die dem Ritterstande angehörigen Sänger, sondern „Meister“ genannt [1]). Er steht, sowohl was den Inhalt als was die Form seiner Werke betrifft, in einem ausgesprochenen Gegensatze zu Wolfram, etwa wie in der neueren Litteraturgeschichte Wieland zu Klopstock. Durch Glanz der Darstellung, durch psychologische Feinheit der Charakterzeichnung, durch bewundernswürdige Wahrheit der Darstellung übertrifft er Wolfram, dagegen fehlt ihm der tiefe Ernst. Während Wolfram in seinen Helden die sittliche Größe und den Adel der Gesinnung preist, predigt Gottfried den heitern Lebensgenuß. Dieser Charakter Gottfrieds offenbart sich am deutlichsten in seinem Hauptwerke Tristan und Isolde, das er nach französischem Vorbilde dichtete. In demselben wird uns der Leichtsinn eines dem Sinnestaumel fröhnenden Paares, die Liebe des Tristan zur Isolde, der Gemahlin seines Oheims Marke, geschildert, das Verbrecherische dieser Liebe wird nur dadurch etwas gemildert, daß beide unbewußt einen zauberischen Liebestrank getrunken haben, dessen Genuß die beiden Liebenden so unheilvoll vereinigte. Gottfried hat sein Werk nicht vollendet [2]); dasselbe fand zwei Fortsetzer in Ulrich von Türheim, demselben Dichter, der auch Wolframs Willehalm ergänzte, und Heinrich von Freiberg [3]). — Ein umfangreicher Lobgesang auf die h. Jungfrau, der in der Pariser Handschrift Gottfrieds Namen trägt, rührt nicht von diesem her, wie Fr. Pfeiffer, freie Forschung 1867, nachgewiesen hat.

§ 19. Die andern Dichter des höfischen Epos.

An diese großen Vorbilder schlossen sich die andern epischen Dichter an. Die meisten nahmen sich Gottfried zum Muster, dessen heiterer Lebenssinn, mit dem sich Schönheit der Form und Klarheit der Behandlung

---

Welt, ein Heiliger der Kirche, ein Held der Sage und Dichtung, 1865. Das Heldengedicht ist zum ersten Male aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt worden von San Marte 1873.

[1]) Der herrschenden Ansicht von der bürgerlichen Abstammung Gottfrieds tritt Hermann Kurz († 1873 als Bibliothekar in Tübingen) entgegen. Nach ihm (vergl. Augsb. Allg. Zeitung 1868, Nr. 23. 25. und 35.) gehört er einem Adelsgeschlechte an, das schon vor dem 13. Jahrh. in Straßburg ansässig gewesen. Dieser Ansicht ist auch Reinh. Bechstein in seiner Ausgabe des Tristan beigetreten.

[2]) Ausgaben von Fr. v. d. Hagen 1823. Maßmann 1843. Mit Wort- und Sacherklärungen von Reinh. Bechstein, 2. Aufl. 1873, 2 Teile. (Deutsche Klassiker des Mittelalters von Fr. Pfeiffer, Band 7 und 8.) — Uebertragen und vollendet von Hermann Kurz, 3. Aufl. 1877, und Simrock, 2. Aufl. 1875. Denselben Stoff hat frei gestaltet Karl Immermann 1841, und neu bearbeitet und nach den altfranz. Tristanfragmenten ergänzt Wilhelm Hertz, Stuttgart 1877. Dieselbe Sage bot Joseph Weilen (S. 46, A. 1) Stoff zu einer romantischen Tragödie und Richard Wagner zu einer Oper. Diese und alle anderen Bearbeitungen derselben Sage hat behandelt Reinhold Bechstein, Tristan und Isolt in deutschen Dichtungen der Neuzeit, Leipzig 1876. — Bereits vor Gottfried hatte die Tristansage episch behandelt Eilhart von Oberge, herausgegeben von Franz Lichtenstein, Prof. in Breslau († 1884 zu Binz auf Rügen) 1877.

[3]) Heinrichs von Freiberg Tristan, herausgeg. von Reinhold Bechstein 1877 (Deutsche Dichtungen des Mittelalters 5. Band).

verband, der Zeit mehr zusagte als der feierliche Ernst des Wolfram. Es sind besonders zu nennen:

1. **Konrad Fleck**, der Gottfried zum Muster nahm und die provençalische Erzählung „Flore und Blanscheflur“ (oder Flos und Blancflos, d. h. Rose und Lilie) um das Jahr 1230 bearbeitete. Das Gedicht enthält Anklänge an Tristan und Isolde, allein statt einer sündhaften Leidenschaft stellt hier der Dichter die reine Minne mit zarter Lieblichkeit dar. Die beiden Liebenden sind die sagenhaften Großeltern Karls des Großen. Die Tochter beider ist Bertha, die Gemahlin Pipins, die Mutter des Kaisers. Es gehört also das Gedicht zur Karlsage, gleichwie das Rolandslied und Wolframs Willehalm [1]).

2. **Rudolf von Ems**, der seinen Namen von der Burg Hohenems im österreichischen Vorarlberg führt und um 1254 starb. Nach dem Vorbilde Hartmanns dichtete er die Legende „Barlaam und Josaphat“, die von einem indischen Königssohne erzählt, den ein Einsiedler Barlaam im Christentum unterweist [2]); desgleichen die poetische Erzählung „der gute Gerhard“. Derselbe war ein Kölner Kaufmann, der durch seine Thatkraft und Großherzigkeit, seine Demut und Bescheidenheit dem Kaiser Otto dem Roten (Otto dem Großen) ein edles Vorbild wird [3]). — Im Anschluß an Gottfrieds Darstellungsweise bearbeitete er den Wilhelm von Orlens (d. h. Orleans — gemeint ist Wilhelm der Eroberer) und die Alexandersage. Sein letztes Werk ist die Weltchronik, welche an der Hand der Bibel die Geschichte bis auf Salomos Tod fortführt. Es gehört dieses Werk zu den Darstellungen wirklicher Geschichte in poetischem Gewande, die am Ende dieses Zeitraums zahlreich versucht werden.

3. **Konrad von Würzburg** († 1287 in Basel), ein überaus fruchtbarer Dichter, der eine staunenswerte Gewandtheit im Versbau, eine glänzende Sprache und einen unerschöpflichen Reichtum an dichterischen Gedanken und Bildern besitzt. Auch er dichtete nach Hartmanns Vorgange Legenden und kleinere Erzählungen. So bearbeitete er die Legenden vom h. Sylvester und vom h. Alexius [4]). Unter den kleineren Erzählungen sind die besten Otto mit dem Barte [5]) und Engelhart [6]). — Neben diesen Erzählungen ist das vollendetste seiner Werke ein Lobgedicht auf die h. Jungfrau, die goldene Schmiede genannt [7]). — Das umfangreichste von seinen Werken (an 60000 Verse), das er freilich nicht vollendete, das vielmehr ein unbekannter Dichter zu Ende führte, ist der trojanische Krieg, worin Konrad zumeist, jedoch in freier Weise, einer französischen Quelle folgt [8]).

---

[1]) Ausgabe von Emil Sommer († 1846 in Halle) 1846. Die franz. Quelle Konrads war Ruprecht von Orbents Fleur und Blanchefleur.

[2]) Herausgegeben von Fr. Pfeiffer 1843.

[3]) Herausgegeben von M. Haupt 1840; übersetzt von K. Simrock 1864.

[4]) Sylvester, herausgegeben von W. Grimm 1841; Alexius von Maßmann 1843.

[5]) Ausgabe von Hahn 1838 und von Hans Lambel (Prag) 1873.

[6]) Ausgabe von M. Haupt 1844.

[7]) Ausgabe von W. Grimm 1840.

[8]) Hermann Dunger (die Sage vom trojanischen Kriege in den Bearbeitungen des Mittelalters und ihre antiken Quellen, Gymnasialprogramm, Dresden 1869) hat nachgewiesen, daß die Hauptquelle Konrads der nordfranzösische Trouvere Benoit ist, daß er aber diese seine Vorlage aus Ovids Heroiden und aus der Achilleis des Statius erweitert und ergänzt hat, während der Nachfolger Konrads dem Dictys mit Benutzung

Die komische Seite des höfischen Epos wird vertreten im **Pfaffen Amis**, dem mittelalterlichen Till Eulenspiegel, von einem österreichischen Dichter, den wir nur unter dem Namen Stricker kennen[1]). Er ist derselbe, der auch das kurz vorher genannte Rolandslied Konrads umarbeitete.

Eine Erzählung volkstümlicher Art, welche für die Sittengeschichte des 13. Jahrh., insbesondere für das Bauernleben jener Zeit charakteristisch ist, besitzen wir im **Meier Helmbrecht** von Wernher dem Gärtner (Gartenaere). Meier Helmbrecht ist ein Bauernsohn, der, von Vater und Mutter verzogen, des arbeitsvollen Bauernlebens überdrüssig ist und nach dem müßigfreien Leben der höfischen Leute Verlangen trägt. Deshalb nimmt er Dienste bei einem Ritter und treibt sich plündernd und raubend als Wegelagerer umher. Ganz verbildet und dem Stande der Eltern entfremdet kommt er später einmal in seine Heimat zurück, wo sich Vater und Mutter über den verdorbenen Sohn entsetzen. Dennoch vermag er seine Schwester zu überreden, das Dorf gleichfalls zu verlassen und sich mit einem seiner Spießgesellen zu vermählen. Endlich wird die ganze Räuberbande aufgehoben. Helmbrecht wird geblendet und zuletzt von den Bauern aus Rache für die erlittenen Mißhandlungen gehenkt[2]).

Die höfische Lyrik.

§ 20. Stoffe und Formen.

I. Die höfische Lyrik, welche seit dem Jahre 1180 aufblüht, führt vorzugsweise den Namen Minnesang, und die Dichter heißen Minnesänger (minnesinger), da die Minne das Hauptthema dieser Lieder ist. Der Ausdruck Minne bedeutet ursprünglich das stille sehnende Denken an die Erwählte des Herzens, bezeichnet also die Liebe nach ihrer innern seelenvollen Seite. (Im Sanskrit bedeutet die Wurzel man erinnern, lat. meminisse, althochdeutsch meinan gedenken, meina die Erinnerung, die gedankenvolle Stimmung, vergl. unser minnen und meinen.) Doch behandeln die Lieder der Minnesänger neben der Liebe auch andre Gegenstände, namentlich das Vaterland und den Glauben. („Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit, von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit".) Nach diesen drei Hauptstoffen unterscheidet man drei Gattungen der höfischen Lyrik:

1. Liebeslieder, die es mit dem Frauendienst zu thun haben.

---

des Dares folgt. — Herausgegeben ist das Werk auf Kosten des Stuttgarter litt. Vereins durch A. v. Keller 1858.

[1]) strickaere genannt vom dichterischen Verflechten und Verknüpfen, oder strichaere, d. h. wandernder Dichter.

[2]) Den Pfaffen Amis und Meier Helmbrecht hat herausgegeben Hans Lambel, Erzählungen und Schwänke (deutsche Klassiker des Mittelalters, Band 12) 2 Aufl. 1883. Eine ältere Ausgabe des Helmbrecht ist die von Fr. Keinz (München) 1865. — Uebersetzt wurden der Pfaffe Amis von Karl Pannier, Leipzig, Reclam; der Meier Helmbrecht von Karl Schröder, 2. Aufl., Troppau, und K. Pannier (Schulze in Köthen). — Für die Jugend ist diese köstliche Novelle bearbeitet worden von Eduard Niemeyer, Erzählungen und Geschichten des deutschen Mittelalters.

Die Hochachtung des Weibes ist etwas echt Deutsches. Schon Tacitus erzählt, daß die Deutschen die Frauen hochgehalten, weil sie in ihnen etwas Heiliges und Ahnungsreiches (sanctum quoddam et providum) sahen. Das Christentum erhöhte diese Achtung und steigerte sie zu einem wahren Frauenkultus. Mit der Minne ist aufs innigste die Natur verwebt, insofern die Minnelieder viele Beziehungen aus der Natur nehmen und häufig in Naturlieder übergehen [1]).

2. Religiöse Lieder, die den Gottesdienst behandeln. Ein Hauptgegenstand derselben ist die Jungfrau Maria, deren Verehrung nur die höchste Verklärung des Frauenkultus war (geistliches Minnelied). Doch beschränken sich die religiösen Lieder nicht darauf, sondern singen auch von den Wundern der göttlichen Dreieinigkeit und anderem.

3. Politische Lieder, die den Herrendienst zum Inhalt haben. In ihnen rühmen die Dichter die Gunst und Milde einzelner Edlen und Fürsten, oder tadeln und strafen sie (Lob- und Strafgedichte); sie handeln von Kaiser und Reich, sowie von ihrer Stellung zu Kirche und Papst; in vielen spricht sich ein tiefer, ergreifender Schmerz aus über das Unglück des zerrissenen und den Anmaßungen römischer Hierarchie preisgegebenen Vaterlandes.

II. Wie zum höfischen Epos, so ging auch zur höfischen Lyrik die Anregung von Frankreich aus (§ 13, 4). Hier war schon, ehe die ersten Minnesänger des 12. Jahrhunderts sangen, die Lyrik der provençalischen Dichter zur Blüte gelangt. Es singt daher Uhland mit Recht: „In den Thälern der Provence ist der Minnesang entsprossen, Kind des Frühlings und der Minne, holder, inniger Genossen.“ Jene blühenden Landschaften von Languedoc und Provence, die unter einer Menge kleiner unabhängiger Lehnsfürsten standen, waren der Sitz der Troubadours (einer der ältesten ist Wilhelm von Poitiers). Doch hielt sich die Lyrik viel freier von provençalischen Vorbildern als das Epos. Die Kunst der Troubadours bedient sich glänzenderer Farben, besitzt einen reicheren Bilderschmuck, aber es fehlt ihr die Wärme und Innigkeit des deutschen Gemüts. Die provençalische Poesie trägt einen mehr männlichen, der Minnegesang einen mehr weiblichen Charakter. (J. Grimm nennt ihn eine „frauenhafte“ Poesie.) Dort bilden Leichtsinn, Untreue, Eifersucht den Hauptgegenstand der Gedichte, hier das stille Sehnen des Herzens, die Treue, die deutsche Weiblichkeit [2]).

III. Die Form besitzt bei all' ihrer Einfachheit doch die größte Mannigfaltigkeit an Tönen und Weisen, d. h. an Versmaßen und Melodieen (dôn = Metrum, wise = Melodie; stehen aber wort und wise einander gegenüber, so bezeichnet wort den Inhalt, den Text des Gedichts, wise das Versmaß und Melodie zugleich). Ursprünglich wählten die lyrischen Dichter die einfache Strophe des Volksgesanges und neben der Nibelungenstrophe die

---

[1]) Als vorzügliches kulturhistorisches Werk verdient empfohlen zu werden Karl Weinhold (Breslau), die deutschen Frauen im Mittelalter, 2. Aufl., 2 Bände, Wien 1882 (Carl Gerolds Sohn) — Vorzugsweise für die Jugend hat herrliche Züge deutscher Sitte und Gesinnung aus dem Frauenleben gegeben Albert Freybe (Parchim), Altdeutsches Frauenlob 1873.

[2]) Friedrich Diez († 1876 in Bonn), die Poesie der Troubadours, 2. Aufl. (von K. Bartsch), Leipzig 1883; Leben und Werke der Troubadours, 2. Aufl. (von K. Bartsch), Leipzig 1882. Sein Hauptwerk ist die in 3 Bänden 1836—42 erschienene *Grammatik der romanischen Sprachen.*

kurzen Reimpaare, später aber wurde die Behandlung des Verses und des Reimes immer künstlicher, da jeder Meister seinen eigenen Ton und seine eigene Weise hatte. Wie dem Inhalt, so läßt sich auch der Form nach die höfische Lyrik in drei Gattungen teilen, in Lieder, Leiche und Sprüche.

1. Das Lied wird gebildet durch eine Anzahl Strophen, von denen jede aus drei Teilen besteht[1]). Die beiden ersten Teile, Stollen genannt, haben gleichen Bau und verhalten sich zu einander wie Satz und Gegensatz. Im dritten, meist längeren Teil, dem Abgesang, finden dann die beiden ersten ihre Ausgleichung. Der Name Stollen ist hergenommen aus der Architektur; es sind die beiden aufrecht stehenden Balken, über welchen ein dritter ruht, der beiden eine feste Verbindung giebt; es ruhte also die lyrische Strophe auf zwei Pfeilern, die zu einem Ganzen verbunden werden[2]). Eine ähnliche Dreiteilung findet sich bei der griechischen Strophe, Antistrophe und Epode. Als Beispiel möge eine Strophe Walthers von der Vogelweide dienen.

(Erster Stollen) Ich hân lande vil gesehen,
unde nam der besten gerne war:
(Zweiter Stollen) übel müeze mir geschehen,
künde ich ie mîn herze bringen dar,
(Abgesang) daz im wol gevallen
wolte fremeder site:
nû waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?
tiuschiu zuht gât vor in allen.

Lande hab' ich viel gesehen,
Nach den besten blickt' ich allerwärts:
Uebel möge mir geschehen,
Wenn sich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch:
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über alle. (Simrock.)

2. Der Leich liebt im Unterschiede vom Liede ein wechselndes Versmaß, mannigfaltigere Reimverschlingungen, überhaupt eine freiere Form. Die Form des Leichs ist aus der alten Kirchenmusik entsprungen, und es läßt sich dieselbe mit der Vielgliedrigkeit der Kantate vergleichen. (Es überwiegt das Musikalische, wie er denn auch seinen Namen leich = Spiel, gespielte Melodie, s. § 11, 5, von der Instrumentalmusik erhalten hat, womit er begleitet wurde.) Seinem Ursprung nach hat er mehr einen ernsten, bald religiösen, bald politischen Inhalt. Neben den geistlichen und politischen Leichen gab es auch sogenannte Tanzleiche, die einen heiteren, munteren Charakter trugen[3]).

3. Der Spruch besteht aus einer einzigen dreiteiligen Strophe, hat meist einen politischen oder religiösen Inhalt und wird nicht gesungen, sondern

---

[1]) Ursprünglich bezeichnete man mit daz liet die Strophe; was wir jetzt im Singular Lied nennen, dazu braucht man im Altdeutschen den Plural: diu liet.

[2]) J. Grimm, über den altdeutschen Meistersang 1811, hat dieses Gesetz der Dreiteiligkeit zuerst aufgedeckt.

[3]) Lachmann, über die Leiche (Museum für Philologie 3, 3, 340). F. Wolf, über die Lais, Sequenzen und Leiche, 1841. Nach L. Uhland (Leben Walthers von der Vogelweide), dem auch Fr. Pfeiffer in seiner Ausgabe der Gedichte Walthers folgt, ist der Tanzleich die ursprüngliche Form, die dann auch anderartigen Gegenständen zugewendet wurde.

ist auf recitative Darstellungsweise ohne Begleitung von Musikinstrumenten berechnet.

IV. Die Minnepoesie war nicht zum Lesen, sondern zum Singen bestimmt, so daß hier Goethes Wort seine Geltung hat, „nur nicht lesen, immer singen: und ein jedes Wort ist dein", und zwar wurden die Lieder an den Höfen der Fürsten und auf den Burgen des Adels mit Begleitung eines Saiteninstruments, gewöhnlich der Geige (mit der fidelen, nach der gigen) gesungen. Da viele Dichter und darunter selbst die bedeutendsten, wie Wolfram, nicht schreiben konnten, so geschah die Fortpflanzung ihrer Gesänge durch mündliche Ueberlieferung. (Manche Minnesänger hielten sich einen Knaben, singerlin, Singerlein genannt, den sie ihre Lieder lehrten und statt eines Briefes an die Geliebte absendeten.) Erst später wurden dieselben aufgezeichnet und in Sammlungen gebracht. Solche Liedersammlungen haben wir namentlich drei:

1. Die aus dem 14. Jahrhundert stammende Pariser Handschrift, fälschlich die Manessische genannt, weil sie angeblich von dem Zürcher Ratsherrn Rüdiger von Manesse mit Hülfe seines Sohnes und des Minnesängers Hadlaub verstanstaltet wurde. Sie befindet sich jetzt in Paris, wo sie einer der kostbarsten Schätze in dem Handschriftensaale der Nationalbibliothek ist. Glänzende Miniaturen stellen Bild und Wappen der einzelnen ritterlichen Sänger dar. Wenn auch nicht die älteste, ist doch diese Pariser Handschrift die reichste Quelle für die mittelhochdeutsche Lyrik.

2. Weniger vollständig, aber etwas älter ist die Weingartner Liederhandschrift, früher dem Kloster Weingarten gehörig, jetzt in Stuttgart befindlich.

3. Die Heidelberger, welche an Wert die beiden vorigen überragt. (Dieselbe wurde mit der Weingartner abgedruckt auf Kosten des litterarischen Vereins zu Stuttgart 1843 und 1844.)

Aus diesen Handschriften wurden die Minnesänger herausgegeben, und zwar veranstalteten die erste Ausgabe derselben nach dem Manessischen Codex Bodmer und Breitinger 1758 und 1759 („Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkte", 2 Bände). Die größte Gesamtausgabe der „Minnesinger" nach allen bekannten Handschriften ist die von Fr. Heinrich v. d. Hagen 1838. 4 Teile. Eine Auswahl bieten Karl Bartsch, deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrh., 2. Aufl. 1879, sowie Lachmann und Haupt, des Minnesangs Frühling, 3. Ausgabe (besorgt von F. Vogt) 1882. — In einer Auswahl übersetzt hat die Minnesänger Karl Pannier, Görlitz (Foerster) 1881.

§ 21. Die bedeutendsten höfischen Lyriker.

Die Minnesänger waren bei weitem in der Mehrzahl ritterlichen Standes (Herren), zum kleineren Teile bürgerlichen (Meister). Ihre Zahl war überaus groß (der nahtegalen der ist vil, sagt in dieser Beziehung Gottfried im Tristan). In der Manessischen Sammlung allein finden sich die Lieder von 140 Minnesängern. Unter ihnen finden wir Namen wie Kaiser Heinrich VI. († 1197), Herzog Heinrich IV. von Breslau († 1290), König Wenzel von Böhmen († 1305), Markgraf Otto IV. von Brandenburg († 1308), Konradin, den letzten Hohenstaufen († 1268).

Im ganzen haben wir Lieder von 160 Minnesängern. Die bedeutendsten unter ihnen sind:

1. **Der Ritter von Kürenberg,** dessen Lieder noch ein volkstümliches Gepräge tragen und in der Nibelungenstrophe gedichtet sind (§ 15, 5).

2. **Dietmar von Aist,** ein Bayer, der für seine gleichfalls volkstümlichen Gedichte die Form der kurzen Reimpaare wählte.

3. **Spervogel** (Sperling), dessen Gedichte voll kernhafter Lebensweisheit sind [1].

Auf diese drei ältesten Minnesänger, bei denen wir noch keine besondere lyrische Form finden, folgt

4. **Heinrich von Veldeke** (§ 18, 1), der eigentliche Vater der Minnepoesie, mit dem die Blüte der höfischen Lyrik beginnt (er imphete daz êrste ris in tiutischer zungen, sagt von ihm Gottfried im Tristan).

5. **Friedrich von Hausen,** ein tapferer Ritter aus der Pfalz, der bei dem Kaiser Friedrich Barbarossa in hohem Ansehen stand. Mit ihm zog er nicht nur nach Italien, sondern nahm auch teil an dem Kreuzzuge. Auf diesen Fahrten sang er seine Lieder, die er der Geliebten als Grüße und Boten seiner Treue sendet. Die Heimat sah er nicht wieder. Nachdem er glänzende Beweise seiner Tapferkeit abgelegt, fällt er vor Philomelium in Kleinasien, wenige Tage vor seinem großen Kaiser, dem er bis zuletzt treu gedient. Um den gefallenen Helden und Sänger stimmte das ganze Kreuzheer eine Trauerklage an.

6. **Heinrich von Morungen,** ein thüringischer Ritter, dessen Stammburg in der Nähe von Sangerhausen lag.

7. **Reinmar der Alte,** der längere Zeit am Hofe Leopolds VI. von Oesterreich (1177—1194) lebte, wo er mit Walther zusammentraf, neben dem er einer der bedeutendsten Vertreter des Minnegesangs ist. Er ist ein Elsässer und wohl derselbe mit dem von Hagenau, den Gottfried im Tristan „aller Nachtigallen Leiterin" nennt: diu von Hagenouwe, ir aller leitvrouwe. Nicht zu verwechseln ist Reinmar der Alte mit einem etwas später lebenden, im Sängerkrieg auf der Wartburg uns begegnenden Reinmar von Zweter [2].

8. **Walther von der Vogelweide,** dessen Heimat früher in die Schweiz, nach Oesterreich oder Franken verlegt wurde, stammt höchst wahrscheinlich aus Südtirol, wo sich bei dem Bergdorf Layen, zwischen den Städtchen Klausen und Waidbruck, ein Vogelweiderhof noch heute findet [3]. In dem benachbarten Oesterreich verlebte er seine Jugend und lernte hier singen und sagen, d. h. die Dichtkunst, worin wahrscheinlich Reinmar der Alte sein Lehrer war. Nach dem Tode seines Gönners, Friedrichs des

[1]) Spervogels Lieder für die Schule erläutert und mit einem Glossar versehen von Robert Schneider (Halberstadt) 1876.

[2]) Die von K. Goedeke aufgestellte Behauptung, daß Reinmar von Zweter identisch sei mit einem andern Minnesänger, der Marner genannt, widerlegt in überzeugender Weise Tschiersch in Cüstrin (Programm des Gymnasiums zu Luckau 1872).

[3]) Heinrich Kurz („über Walthers Herkunft und Heimat, Aarau 1863") hält ihn für einen Thurgauer. Nach Lachmann war Oesterreich, nach Fr. v. d. Hagen und W. Wackernagel Franken seine Heimat; nach Rudolf Menzel, dem sich jetzt auch Karl Bartsch anschließt, Tirol; dieser Ansicht ist Fr. Pfeiffer, der in einer früheren Schrift über Walther von der Vogelweide (Wien 1860) sich für Franken erklärte, in seiner Ausgabe Walthers ebenfalls beigetreten.

Katholischen († 1198), mußte Walther, der zwar ritterlichen Standes — er wird überall „Herr“ genannt — aber arm war, Wien und Oesterreich verlassen und ein Wanderleben führen, auf welchem er den größten Teil Deutschlands und die angrenzenden Länder kennen lernte (ich hân lande vil gesehen). Am liebsten weilte er am Hofe von Thüringen und Oesterreich, wohin er mehrfach zurückkehrt. Unter Friedrich II. wurde ihm ein längst ersehnter Wunsch gewährt, er wurde mit einem kleinen Lehen beschenkt. (Ich hân mîn lêhen; al die werlt, ich hân mîn lêhen!) Ob er sich an dem Kreuzzug desselben Kaisers beteiligt, ist ungewiß. Gestorben ist er um 1230 in Würzburg, wo er im Lorenzgarten vor der Pforte des neuen Münsters begraben liegt. (Letztes Vermächtnis des Dichters. Gedicht von Justinus Kerner.)

Walther ist der bedeutendste und vielseitigste unter allen höfischen Lyrikern. Während die meisten der zahlreichen Minnesänger, namentlich die fürstlichen und adlichen, sich auf die Liebeslieder beschränkten, haben Walthers Lieder zum Inhalt neben dem Frauendienst auch den Herrendienst und Gottesdienst. Zu der ersten Klasse gehört das reizende Lied: Under der linden an der heide. Ein anderes Minnelied beginnt mit den Worten: Bin ich dir unmaere (zuwider), des enweiz ich niht: ich minne dich. Die erste Begegnung mit der Geliebten besingt er in dem Liede: Wol mich der stunde, daz ich sie erkande (kennen lernte), diu mir den lîp und den muot hât betwungen. In dem Liede Herzeliebez frouwelîn sucht er die Stimmen zum Schweigen zu bringen, die über des geliebten Mädchens bescheidene Herkunft spotten, und ruft am Ende aus: swaz (was auch) si sagen, ich bin dir holt und nim (nehme) dîn glesîn vingerlîn (Glasring) für (lieber als) einer küneginne golt. Die Sehnsucht nach dem Frühling spricht er aus in dem Gesang: Uns hât der winter geschadet über al. In einem andern Frühlingsliede verherrlicht er den Mai: Muget ir schouwen, waz dem meien wunders ist beschert? und schließt mit dem köstlichen Bilde: du bist kurzer, ich bin langer, alsô stritents ûf dem anger bluomen unde klê. Aber daß Frauenschönheit alle Pracht des Frühlings übertreffe, gesteht er in dem Liede: Sô die bluomen ûz dem grase dringent. Insbesondere rühmt er die deutschen Frauen neben deutschen Männern und deutscher Zucht in dem Lobliede auf das deutsche Vaterland: Ir sult sprechen willekomen: der iu maere bringet, daz bin ich. — In den politischen Liedern freilich hat der Dichter, der für die Freiheit und Ehre seines Volkes eiferte und an allen öffentlichen Ereignissen seiner vielbewegten Zeit lebendigen Anteil nahm, vielfach Grund zur Klage. In einem derselben: „Ich saz ûf eime steine und dahte bein mit beine, d. h. schlug sinnend das eine Bein über das andere“, klagt er, daß im Deutschen Reiche Gewalt und Untreue herrschen, dagegen Friede und Recht zum Tode verwundet sind: untriuwe ist in der sâze (Hinterhalt), gewalt vert ûf der strâze, frid' und reht sind sêre wunt. In den großen Kämpfen der Zeit vertritt er auf das entschiedenste die Sache des Kaisers gegen die Ansprüche des Papstes und spricht allerhand reformatorische Gedanken aus. Dem Zorn eines deutschen Herzens über die Untreue des römischen Stuhls giebt er Ausdruck in dem Liede: Ich sach mit mînen ougen mann' unde wîbe tougen (der Männer und Frauen Geheimnisse), daz ich gehôrte und gesach, swaz iemen tet, swaz iemen sprach; ze Rôme hôrte ich liegen (lügen) unde zwêne künege

triegen (Innocenz III. täuschte Philipp und Friedrich); zum Schluß läßt er einen Einsiedler klagen: owê, der bâbest ist ze junc, hilf, hêrre, dîner kristenheit! An Philipp von Schwaben, Otto IV. und Friedrich II. richtete er seine ermutigenden Worte und mahnt sowohl den Kaiser als auch die Fürsten an ihre Pflicht. So stellt er in einem seiner politischen Lieder (Ich hôrte ein wazzer diezen, d. h. brausen) am rauschenden Strome Betrachtungen an über den Unbestand im menschlichen Leben und beklagt es, daß in der ganzen Natur Ordnung herrsche, nur im Deutschen Reiche nicht (sô wê dir, tiuschiu zunge, wie stêt dîn ordenunge!); daran reiht sich die Aufforderung an das deutsche Volk: Philippe setze en weisen ûf (gemeint ist die deutsche Königskrone mit dem großen Diamant, welcher als der einzige seiner Art den Namen „der Waise, orphanus" führte) und heiz sie treten hinder sich (d. h. hieß die Mitbewerber zurücktreten)! — Unter seinen geistlichen Liedern steht obenan ein Leich auf die heilige Dreieinigkeit. In einem Kreuzliede verherrlicht er das gelobte Land: Nû alrêst leb' ich mir werde (nun hat erst das Leben Wert für mich), sît mîn sündic ouge siht lant daz reine und ouch die erde, der man vil der êren giht (das man so sehr ehrt und preist). In einem sehr kurzen Spruche fordert er vor allem Selbstbeherrschung: wer sleht (schlägt) den lewen? wer sleht den risen? wer überwindet jenen und disen? daz tuot einer, der sich selber twinget. Auch Regeln über Kindererziehung finden wir bei ihm, und zwar giebt er den Eltern den Rat: nieman kann mit gerten (Ruten) kindes zuht beherten (fest, dauerhaft machen), während er den Kindern zuruft: hüetent iuwer zungen, daz zimt wol den jungen; hüetent iuwer ougen offenbâr und tougen (heimlich); hüetent iuwer ôren, oder ir sît tôren; hüetent wol der drîer leider alze frîer! In einem seiner letzten und schönsten Lieder klagt er in tiefer Wehmut über die so rasch dahin geschwundenen Jahre seines Lebens: owê war (wohin) sint verswunden alliu mîniu jâr! ist mir mîn leben getroumet, oder ist ez wâr? — Indem Walther mit inniger Zartheit einen frommen Sinn und einen männlichen Ernst verband, ist er ein wahrhaft deutscher Dichter, der schon bei seinen Zeitgenossen im höchsten Ansehen stand. Gottfried, der im Tristan die Minnesänger mit Nachtigallen vergleicht, stellt die Frage auf: wer leitet nu die liebe schar? und antwortet: ir meisterinne kan ez wol, diu von der Vogelweide. Im Renner Hugos von Trimberg (§ 23, 4) finden sich die schönen Verse 1218 und 1219: hêr Walther von der Vogelweide, swer des vergaeze, der taet' mir leide. Ihn in neuerer Zeit zuerst in seiner ganzen Bedeutung gewürdigt und unserem Volke wieder nahe gebracht zu haben, dieses Verdienst gebührt vor allem Ludwig Uhland (Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter 1822)[1].

---

[1]) In neuester Zeit ist das Leben Walthers in eingehender Weise behandelt worden von Max Rieger (Darmstadt) 1863, Rudolf Menzel 1865 und W. Wilmanns 1882. — Ein kurzes, aber höchst anschauliches Lebensbild des Dichters, in welches dessen schönste Lieder und Sprüche geschickt verflochten sind, hat entworfen Edward Samhaber, Walther von der Vogelweide, Laibach (Kleinmayr und Bamberg) 1882. — Ausgaben von K. Lachmann 5. Aufl. (von K. Müllenhoff besorgt) 1875. W. Wackernagel und M. Rieger 1862. Fr. Pfeiffer mit Wort- und Sacherklärungen 6. Aufl. 1880 (besorgt von Karl Bartsch). Hermann Paul. W. Wilmanns 2. Aufl., Halle 1883 (germanistische Handbibliothek, herausgegeben von Julius Zacher, Band 1). K. Simrock 1870. Schulausgabe mit Wörterbuch von K. Bartsch 1875. Walthers

§ 22. Entartung des Minnegesangs.

Schon zu Lebzeiten Walthers trat seit 1220 bei einigen Dichtern eine Entartung des Minnegesangs ein; es verlor die Minne die frühere Reinheit und Zartheit und der Minnegesang seine alte Würde. (Walther beklagt es, daß die fuoge, d. h. der Anstand, immer mehr schwinde und die unfuoge, d. h. die Roheit, die Herrschaft davon trage: ouwê hovelichez singen, daz dich ungefüege doene solten ie ze hove verdringen! — frô Unfuoge ir habet gesiget!) Diese Entartung knüpft sich an folgende Namen:

1. **Neidhart** (Nithart), ein Ritter, der in Bayern eine Besitzung hatte (Riuwental, Reuenthal), später die Gunst des Herzogs von Bayern verlor, nach Oesterreich übersiedelte und in Wien starb, wo sich sein Denkmal an der Außenseite der Stephanskirche befindet. Er begründete die volksmäßige Lyrik der Höfe (Lachmann nennt es höfische Dorfpoesie), d. h. diejenige Richtung des Minnegesangs, welche ihren Stoff aus dem Leben der Bauern schöpfte, ihre Plumpheit, Putzsucht, ihre Raufereien, Liebeshändel und Tänze verspottete. Der Ausdruck für dieses bäurische Wesen war dörperheit, von dorp, Dorf, daher dörper, d. h. Dorfbewohner und dörperheit, dörfisches Benehmen, womit unser Tölpel und tölpelhaft zusammenhängt; der Gegensatz davon ist hövisch, hövischheit, § 13, 3. Solche Poesie diente zur Ergötzlichkeit und Belustigung der Ritter und der Höfe. Durch diese derben Spottgedichte, die oft in Gemeinheit ausarten, erwarb sich Neidhart den Namen des Bauernfeindes [1]).

2. **Ulrich von Lichtenstein**, ein Ritter aus einem steiermärkischen Geschlecht († um 1275), der ein höchst abenteuerliches Minne- und Ritterleben führte, das er selbst beschrieben hat. Dieser Selbstbiographie, welche den Titel Frauendienst führt, sind seine sämtlichen Gedichte eingefügt. Es läßt uns dies Werk einen tieferen Blick thun in die Verirrungen des ritterlichen Minnedienstes, der seine sittliche Reinheit ganz verloren hatte [2]).

3. **Heinrich von Meißen**, genannt Frauenlob, weil er im Gegensatz zu andern Dichtern der Benennung Frau, d. h. Herrin, Gebieterin, den Vorzug gab vor dem Namen Weib (der bloßen Geschlechtsbezeichnung im Gegensatz zu „Mann"). Er bildet den Uebergang von den Minnesängern zu den Meistersängern und soll in Mainz, wo er 1318 starb und von den Frauen zu Grabe getragen wurde (sein Denkmal befindet sich am Kreuzgang des Doms), die erste Meistersängerschule gegründet haben. Seine Streitgedichte sind in dialogischer Form abgefaßt. Er legt zuviel Gewicht auf die Form und liebt zu künstlichen Strophenbau (sein zarter Ton hat 21 künstlich verschlungene Reime, sein überzarter hat deren 34 in einer Strophe).

---

von der Vogelweide und seiner Schüler ausgewählte Gedichte. Schulausgabe von Reinhold Bechstein 1879. — Uebersetzungen von Friedrich Koch 1848; Gotthold Alexander Weiske 1852 (Halle); K. Simrock 7. Aufl. 1883; Karl Pannier (Leipzig, Reclam). Eine sehr gewandte Nachdichtung bietet Adalbert Schroeter 1881 (Jena, Costenoble). A. Schroeter ist selbst ein begabter Dichter. Von ihm ist 1883 bei Costenoble in Jena ein patriotisches Heldengedicht „York von Wartenburg" erschienen.

[1]) Ausgabe von M. Haupt 1858.

[2]) Der Frauendienst wurde bearbeitet von L. Tieck 1822, und herausgegeben von K. Lachmann 1841.

Anmerkung. Aus dieser Zeit, welcher Heinrich von Meißen angehört, stammt auch das Streitgedicht, welches uns ein unbekannter Verfasser unter dem Namen des Sängerkrieges auf der Wartburg hinterlassen hat. Dieses Gedicht besteht aus zwei Teilen. Im ersten halten mehrere am thüringischen Hofe lebende Dichter, namentlich Heinrich von Ofterdingen und Walther von der Vogelweide, einen Wettgesang, in welchem Heinrich das Lob des Herzogs Leopold von Oesterreich, Walther dagegen das des Landgrafen Hermann von Thüringen besingt, wobei Wolfram von Eschenbach und Reinmar von Zweter Kampfrichter sind. Der Ueberwundene soll dem Henker verfallen. Die Landgräfin Sophie jedoch beschützt den besiegten Heinrich von Ofterdingen und gewährt dessen Bitte um einen nochmaligen Kampf. Als Schiedsrichter wird Klingsohr aus Ungarland berufen, der sich mit Wolfram in kunstvollen Rätseln mißt, welche im zweiten Teile des Gedichts enthalten sind. — Mag auch ein solcher Wettstreit auf der Wartburg im Jahre 1206 oder 1207 unter dem Landgrafen Hermann stattgefunden haben, so gehören doch die näheren Umstände, von welchen unser Gedicht redet, der Sage an[1]).

Didaktische Poesie.

§ 23. Lehrgedichte und Fabeln.

Bereits im 12. Jahrhundert begegnen wir einer lehrhaften Richtung in der Poesie. So entstanden damals zwei Gedichte, das Lied „von dem gemeinen Leben“ und „von des Todes gehügede“ (d. h. von der Erinnerung an den Tod), die einen Laienbruder in Oesterreich, Heinrich von Mölk, zum Verfasser haben. Er ist der älteste deutsche Satiriker und kann als der Juvenal der Ritterzeit bezeichnet werden (Ausgabe von Richard Heinzel 1867). Insbesondere nahm seit Walther von der Vogelweide der Minnegesang ein didaktisches Element in sich auf, und namentlich diente die Form des Spruchs dazu, Lebensweisheit zu lehren, zu Zucht und Ehre zu ermahnen. Allmählich bildete sich diese Richtung zu einer selbständigen Dichtungsart aus, welche im 13. Jahrhundert eine reiche Pflege erhielt. Die vorzüglichsten Lehrgedichte sind:

1. der **Winsbeke** und die **Winsbekin**, zwei Gedichte von unbekannten Verfassern, die sich noch in der Manessischen Sammlung der Minnesänger befinden. Das erste enthält Lehren der Weisheit, die ein Ritter seinem Sohne erteilt; in dem zweiten ermahnt eine adelige Mutter ihre Tochter zu höfischer Zucht und Sitte[2]).

2. der **welsche Gast** (d. h. der Fremdling aus Italien) des **Thomasin von Zirkläre** (in lat. Urkunden Circlaria), eines Edelmanns aus Friaul.

[1]) Koberstein, über das wahrscheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichts vom Wartburgkrieg (Programm von Schulpforte), 1823 Lucas, über den Wartburgkrieg, 1838. H. v. Plötz, über den Sängerkrieg auf Wartburg, 1851. Ausgaben von Ettmüller 1830 und Simrock (mit Uebersetzungen und Erläuterungen) 1858.

[2]) Ausgabe mit Anmerkungen von M. Haupt 1845; übersetzt von Ernst Wilken 1872.

Das Werk ist eine weltliche Sitten- und Tugendlehre, die jedoch weniger die Tugend lehrt, als die entgegengesetzten Laster züchtigt. Grundlage aller Tugenden ist dem Verfasser die staete, d. h. die Beharrlichkeit, während die unstaete als Quelle aller Laster dargestellt wird[1]).

3. die **Bescheidenheit** des **Freidank**, eines sonst unbekannten Dichters, der im Jahre 1228 den Kaiser Friedrich II. auf seinem Kreuzzuge begleitete. Den Namen Bescheidenheit trägt das im Jahre 1229 und, zum Teil wenigstens, in Syrien verfaßte Gedicht, weil es von den Dingen dieser und jener Welt, von religiösen und weltlichen Angelegenheiten Bescheid giebt und zu einem bescheidenen, d. h. verständigen Leben anleitet, denn bescheidenheit ist im Mittelhochd. gleichbedeutend mit Weisheit, Einsicht, richtige Beurteilung der Dinge, und sie erscheint in dem Gedicht als die Quelle aller Tugenden: ich bin genant bescheidenheit, diu aller tugende krône treit. Das Buch, das eine Reihe von Betrachtungen über die mannigfaltigsten Lebensverhältnisse enthält, ist das beste Lehrgedicht der mittelhochdeutschen Zeit und eine reiche Fundgrube der Volksweisheit. Vom 13. bis zum 17. Jahrhundert genoß dasselbe solches Ansehen, daß es die weltliche Bibel hieß. Von der großen Beliebtheit des Gedichts zeugen die überaus zahlreichen, unter sich freilich stark abweichenden Handschriften und die fleißig gelesenen, von Sebastian Brant vorgenommenen Bearbeitungen desselben[2]).

4. der **Renner** des **Hugo von Trimberg** (um 1300). Der Verfasser, welcher Schulrektor in Theuerstadt, einer Vorstadt von Bamberg, war, nannte sein Werk Renner, weil es wie ein ungezügeltes Roß rennen soll durch die Lande (Renner ist ditz buoch genant, wan ez sol rennen durch diu lant). Er weist in demselben auf die Bibel hin als die Quelle und den Mittelpunkt aller Weisheit, eifert nicht nur gegen die Ritterromane als Lügenwerke, sondern findet auch in den Büchern der Alten mancherlei Gift. Der Grund alles Verderbens liegt ihm in Hoffart, Neid, Habgier, Unmäßigkeit. Freilich leidet dieses moralische Sammelwerk an zu großer Ausdehnung (gegen 25000 Verse) und infolge dessen an Planlosigkeit. (Ausgabe vom Bamberger hist. Verein 1833.)

Zur didaktischen Poesie dieser Zeit gehört auch die Fabel, welche damals bîspel, Beispiel, Gleichnisrede genannt wurde. Im Mittelhochdeutschen bedeutet spel Rede, bîspel die Rede, die noch etwas anderes bedeutet, noch einen Nebensinn hat. Das Wort spel findet sich noch im Englischen godspel, gospel, d. h. Evangelium. (Neben bîspel steht auch bischaft von beschaffen, d. h. eine Erzählung, die erst geschaffen, erfunden worden ist, um eine Lehre daran zu veranschaulichen: mê denne wort ein bischaft tuot.) — Die beiden ersten Fabeldichter, von denen freilich nur der erste ins 13. Jahrhundert fällt, während der andre ins 14. Jahrhundert hinüberreicht, sind:

1. der Stricker, der die Sammlung seiner Fabeln die Welt (diu werlt) benannte (ein andres Werk von ihm § 19).

2. Ulrich Boner, ein Predigermönch in Bern, der 100 Fabeln und Erzählungen (bischafte) herausgab unter dem Titel der Edelstein (das

---

[1]) Zum ersten Male herausgegeben von Heinrich Rückert 1852.

[2]) Herausgegeben von W. Grimm, 2. Aufl. 1860; H. E. Bezzenberger 1872. — Neuhochdeutsch bearbeitet von Adolf Bacmeister (im Auszug), Stuttgart 1860; K. Simrock, Stuttgart 1867; Karl Pannier, Leipzig, Reclam. — Hermann Paul (Freiburg), über die ursprüngliche Anordnung von Freidanks Bescheidenheit.

erste deutsche Buch, das 1461 im Druck erschien), eine Sammlung, die einen Schatz von gesunden Lebensregeln, von Welt- und Menschenkenntnis enthält. Indem Boner den Stoff zu seinen Fabeln meist dem Altertume entlehnt, züchtigt er in demselben nicht nur den auf das Irdische gerichteten Sinn des Volkes, sondern auch den Uebermut des Großen[1]).

Anmerkung. Im Vergleiche mit den poetischen Denkmälern dieses Zeitabschnittes ist die Zahl der uns erhaltenen prosaischen Werke sehr klein. Die Sprache der Wissenschaft war die lateinische; selbst die Geschichte wird lateinisch behandelt oder kleidet sich in das Gewand der Poesie (Reimchroniken). Der deutschen Prosa bediente man sich nur in Rechtsbüchern, öffentlichen Urkunden und Predigten. Die nennenswertesten Prosadenkmäler sind:

1. Eidesformeln, wie der Erfurter Judeneid aus dem 12. Jahrhundert und eine schwäbische Verlöbnisformel. Beide sind in den Denkmälern von Müllenhoff und Scherer abgedruckt.

2. Urkunden. Hierher gehört der allgemeine Landfriede oder der Reichstagsabschied Friedrichs II. zu Mainz 1236.

3. Rechtsbücher wie der Sachsenspiegel des Eike von Repgow[2]) und der Schwabenspiegel. Das Mittelglied zwischen beiden bildet der Deutschenspiegel oder der Spiegel deutscher Leute. Auch die sogenannten Weistümer (Rechtsentscheidungen) gehören hierher, von denen J. Grimm eine vortreffliche Sammlung begonnen hat (7 Bände, Göttingen 1840—1878).

4. Predigten. Es waren namentlich die Predigermönche des Franziskanerordens, welche sich der deutschen Sprache bedienten, wie Bruder David von Augsburg und sein berühmter Schüler, Bruder Berthold von Regensburg († 1272), dessen Predigten urdeutsch sind[3]).

---

[1]) Ausgabe von Fr. Pfeiffer 1844. Ausgewählt und sprachlich erneuert von Max Oberbreyer (Staßfurt, Foerster) 1881.

[2]) Ausgaben von Maßmann 1857 und Schöne 1859. Nach der ältesten Leipziger Handschrift herausgegeben von Julius Weiske († 1877 in Leipzig), 6. Aufl., neu bearbeitet von R. Hildebrand 1882. Nach der Oldenburger Bilderhandschrift herausgegeben von A. Lübben 1879. — Demselben Eike von Repgow schreibt Maßmann auch die früher sogenannte „Sachsenchronik" zu, welche er für die älteste deutsche Chronik hält (1857, herausgegeben vom Stuttgarter litt. Verein, Band 42, neueste Ausgabe von G. Schoene, die repgauische Chronik 1859).

[3]) Karl Roth, deutsche Predigten des 12. und 13. Jahrh. 1839. Hermann Leyser, Predigten des 13. und 14. Jahrh. 1838. Grieshaber, deutsche Sprachdenkmäler religiösen Inhalts 1842 und deutsche Predigten des 13. Jahrh. 1844. Fr. Pfeiffer, Berthold von Regensburg 2 Bände (Bd. 1 1862, Bd. 2 von Joseph Strobl herausgegeben 1880). — Bertholds Missionspredigten, herausgegeben von Franz Göbel, 3. Aufl. 1872.

Vierte Periode.

Entwicklung der Poesie in den Händen des Bürger- und Handwerkerstandes. 1300—1500.

§ 24. Verfall der Poesie und Ursachen desselben.

Mit dem Anfange des 14. Jahrhunderts sank die Poesie von der Höhe herab, die sie seit der Mitte des 12. Jahrhunderts eingenommen hatte. Die Gründe des Verfalls waren hauptsächlich folgende:

1. Der Zustand des Deutschen Reichs, das seit dem Untergange des hohenstaufischen Kaiserhauses immer mehr zerfiel und sich in einzelne Teile zersplitterte. Vorbereitet wurde diese Auflösung schon unter den Hohenstaufen, da infolge der fortwährenden Kämpfe mit Italien und dem Papsttume die Lehnsträger immer größere Unabhängigkeit gewannen und das Ansehen des Kaisers immer mehr geschwächt wurde. Durch die Kämpfe um die Kaiserkrone, durch die sich wider einander erhebenden Gegenkaiser und die Rivalität der Fürsten wurde die unter Rudolf von Habsburg (1273 bis 1291) wieder aufblühende Ordnung von neuem untergraben.

2. Der Eigennutz der Kaiser, die nur dynastischen Interessen ergeben waren und vor allem an die Vergrößerung ihrer Hausmacht dachten. Dasselbe Streben teilten auch die andern Fürsten, an deren Höfen die Poesie jetzt keinen Schutz mehr fand. (Statt wie früher bei wandernden Sängern suchten sie ihre Unterhaltung bei Hofnarren.)

3. Die Roheit der Ritter, welche nicht mehr ideale Zwecke verfolgten, sondern von ihren Burgen aus die Städte brandschatzten und die vorüberziehenden Kaufleute plünderten. (Faustrecht. Sich vom Sattel nähren. Aus dem Stegreif leben.) Von der feinen höfischen Sitte wußten dieselben nichts mehr, und der höfische Frauendienst war zu einem unsittlichen Verhältnisse geworden.

4. Die Entartung der Geistlichkeit, welche immer mehr verweltlichte und in Zuchtlosigkeit und Unwissenheit verfiel. Der Kultus war zu einem bloßen Ceremonieendienst herabgesunken, und nur hie und da regte sich ein freier innerlicher Glaube.

5. Allerhand äußere Unglücksfälle wirkten verdüsternd auf die Gemüter und ließen dieselben zu keiner poetisch freien Erhebung gelangen. Es ward um jene Zeit Deutschland heimgesucht von Ueberschwemmungen, Mißwachs, Hungersnot und einer furchtbaren Seuche, der schwarze Tod genannt. (Veranlaßt wurden dadurch die Bußfahrten der Flagellanten oder Geißelbrüder.)

6. Die Wissenschaft, welche ihren Stützpunkt fand auf den neu gegründeten Universitäten (Prag 1348, Wien 1565, Heidelberg 1387, Köln 1388, Erfurt 1392, Leipzig 1409, Rostock 1419, Greifswald 1456, Ingolstadt 1472, Tübingen 1477), schuf wohl einen Gegensatz zwischen Gelehrten

und Ungelehrten, übte aber keinen unmittelbaren Einfluß auf die Bildung des Volks und die Entwicklung der Litteratur.

7. Der in den Städten emporblühende Bürgerstand verfolgte mehr eine materielle Richtung und wendete sich nicht sowohl einem höheren idealen Streben, als dem Praktischen und Gewerbsamen zu. (Erweiterte Seereisen führten zu neuen Entdeckungen, vermehrte Bedürfnisse zu neuen Erfindungen: Uhren, Kompaß, Schießpulver, Buchdruckerkunst.)

Zu diesen mehr äußeren Ursachen kamen innere hinzu:

1. Die Dichter wenden sich nicht den großen nationalen Stoffen der Vorzeit zu, sondern wählen Gegenstände, die keine echt poetische Behandlung zuließen.

2. Die Form erhält ein Uebergewicht über den Inhalt. Eben weil der Poesie ein rechtes Objekt, ein rechter Inhalt fehlte, wird vielfach ein zu großes Gewicht auf die Form gelegt, die dadurch eine hohle und leere ist.

3. Das reine Mittelhochdeutsche, jene allgemeine Hof- und Dichtersprache des 13. Jahrhunderts, artet aus und wird überwuchert von allerlei Dialekten, die eine Zeit lang zurückgedrängt waren.

In dieser gemütsarmen Zeit, in welcher die Säulen deutscher Poesie, deutsche Treue und christlicher Glaube, wankten und nur die fromme Thätigkeit der Mystiker einen Damm bildete gegen die Irreligiösität und Sittenlosigkeit des Volkes, sank die Poesie mehr oder weniger zu flacher Reimerei herab. — Wir lassen sämtliche diesem Zeitraume angehörige Produkte unter den vier Gesichtspunkten der epischen, lyrischen, didaktischen und dramatischen Poesie, sowie der Prosa folgen.

§ 25. Epische Poesie.

Auf dem Gebiete des **Volksepos** wird nichts Neues geschaffen; es werden nur alte Heldengedichte in geistloser Weise über- und umgearbeitet. Man wählte hiezu nicht Gedichte ersten Ranges, wie Nibelungenlied und Gudrun, sondern jüngere, der lombardischen und Dietrichsage angehörige Gedichte wie Ortnit, Wolfdietrich, den Rosengarten, König Laurin (§ 16, II). Die Bearbeitungen von diesen vier Epen bilden zusammen das Heldenbuch, das mehrmals herausgegeben wurde[1]). Dieselben Stoffe nebst mehreren andern, dem ostgotischen und hunnischen Sagenkreise angehörigen Gedichten wurden später von einem Schreiber, Kaspar von der Roen (§ 9), um das Jahr 1472 abermals gesammelt und in der Dresdner Handschrift zusammengestellt. Die meist abgekürzten Bearbeitungen von 11 alten Heldengedichten führen gleichfalls den Namen Heldenbuch. Dasselbe wurde von Fr. H. v. Hagen als sein letztes Werk herausgegeben (1855)[2]).

---

[1]) Erste Ausgabe ohne Ort und Jahr. Zweite Ausgabe Augsburg 1491, die dritte zu Hagenau 1509. — A. v. Keller, das deutsche Heldenbuch; nach dem mutmaßlich ältesten Drucke neu herausgegeben (Stuttg. litt. Verein Band 87) 1867.

[2]) Nicht zu verwechseln mit diesen beiden ist ein drittes Werk, das gleichfalls den Titel Heldenbuch führt. Unter diesem Namen hat Simrock seine Uebersetzungen und Bearbeitungen unsrer gesamten nationalen Heldendichtung in 6 Bänden zusammengefaßt. Band 1 dieses Heldenbuchs enthält das Nibelungenlied, Band 2 Gudrun, Band 3 das kleine Heldenbuch, bestehend aus Walther und Hildgund, Rosengarten, Alphart, hörnen Siegfried, Hildebrandslied, Ortnit, Hug- und Wolfdietrich; Band 4—6 das Amelungen-

Gleiches Schicksal mit dem Volksepos teilt das **Kunstepos.** Die Gedichte der Artus- und der Gralsage wurden auf das geschmackloseste bearbeitet und mit der Geschichte des Argonautenzuges und des trojanischen Kriegs zu einem Ganzen verbunden. Dieses cyklische Gedicht aus dem Jahre 1478 führte den Titel Buch der Abenteuer und hat einen bayrischen Wappenmaler Ulrich Fürterer zum Verfasser.

Das **Tierepos** kehrt am Ende des 15. Jahrhunderts zum zweiten Male zu uns zurück. Auf das bereits erwähnte Werk Reinhard Fuchs von Heinrich dem Glichesäre (§ 14, 7) war um 1250 unter dem Titel Reinaert von einem gewissen Willem eine flandrische oder mittelniederländische Bearbeitung der Tiersage gefolgt [1]. Im 14. Jahrhundert wurde dieser Reinaert, dem der altfranzösische Renart zu Grunde lag, der aber weit vollkommener und kunstgemäßer war als dieses sein Original, fortgesetzt und im 15. Jahrhundert durch Heinrich von Alkmar, den Erzieher eines lothringischen Prinzen, umgearbeitet, sowie mit einer prosaischen Glosse versehen. Diese Umarbeitung des Reinaert wurde unter dem Titel Reinke de Vos (Reineke Fuchs) ins Niederdeutsche (Plattdeutsche) übertragen [2]. Der Urheber dieser 1498 zuerst bekannt gewordenen Uebersetzung ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln, doch sprechen mehr Zeugnisse für den Buchdrucker Hermann Barkhusen, als für Nikolaus Baumann, den man früher irrtümlich für den Verfasser hielt [3]. Wie in dem Reinaert, so ist auch in dem Reineke an Stelle der unbewußten Naturpoesie eine bestimmte Tendenz getreten und es sind satirische Nebenbeziehungen auf kirchliche nnd politische Verhältnisse, auf das sittenlose Leben der höheren Geistlichkeit, sowie auf das ränkevolle Thun und Treiben der Gewalthaber und ihrer Räte nicht zu verkennen. Reineke treibt mit Religion, Ehre, Eid und jeder Tugend Hohn, er triumphiert durch Lug und Trug, Verleumdung und Tücke, ja er wird zuletzt mit Ehren überhäuft und Kanzler des Reichs. — Diese niederdeutsche Uebersetzung verschaffte der Tiersage eine Verbreitung, wie dies früher keine deutsche, französische und niederländische Bearbeitung vermocht hatte. Aus der niederdeutschen Arbeit gingen zahlreiche andre in verschiedenen Sprachen hervor, nach ihr dichtete auch Goethe seinen Reineke Fuchs in Hexametern und Wilhelm Soltau († 1823 in Lüneburg) in kurzen Reimpaaren. — In niederdeutschem Urtext lautet der Anfang:

It geschach up enen pinkstedach,
Es geschah an einem Pfingsttage,
dat men de wolde unde velde sach
daß man die Wälder und Felder sah
grône stân mit lof unde gras
grün steh'n mit Laub und Gras

---

lied, ein eigenes Werk Simrocks, der damit die Lücke der Heldensage zu ergänzen und die ursprüngliche Gestalt derselben im Gegensatz zu spätern Bearbeitungen wieder herzustellen sucht.

[1]) Reinaert de Voß, herausgeg. von Willems, 2. Ausg. 1850, Jonckbloet 1866 und E. Martin 1874; übersetzt von Geyder 1844.

[2]) August Lübben, Reinke des Vos, nach der ältesten Ausgabe (Lübeck 1498) mit Einleitung, Anmerkungen, Wörterbuch, 1868. Die neueste Ausgabe von Karl Schröder (deutsche Dichtungen des Mittelalters, herausgegeben von K. Bartsch Bd. 2), 1872.

[3]) Friedrich Latendorf (Gymnasialprogramm von Schwerin 1865).

unde mannich vogel vrôlich was
und mancher Vogel fröhlich war
mit sange in hagen unde up bômen.
mit Gesang in Hecken und auf Bäumen.

Goethes Reineke Fuchs beginnt mit den Worten:

„Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen; es grünten und blühten
Feld und Wald; auf Hügeln und Höh'n, in Büschen und Hecken
Uebten ein fröhliches Lied die neu ermunterten Vögel."

Bei Soltau lautet der Anfang:

„Es war an einem Maientag,
Wie Blum' und Laub die Knospen brach;
Die Kräuter sproßten; froh erklang
Im Hain der Vögel Lobgesang."

In neuester Zeit hat der Holsteiner Joachim Mähl (in Reinfeld) das alte Tierepos Reineke Vos einer originellen Rückübertragung ins Plattdeutsche unterworfen[1]).

§ 26. Lyrische Poesie.

Die Zeit der höfischen Minnepoesie ist vorüber. Es machen wohl noch einzelne Adelige wie Hugo von Montfort[2]) und Oswald von Wolkenstein den Versuch, die erstorbene ritterliche Poesie neu zu beleben, im allgemeinen aber zog sich die Lyrik von den Höfen zurück in die Städte, geriet aus den Händen der Ritter und Herren in die der Bürger und Meister; der Minnegesang wird **Meistergesang** (meistersanc, meistersanges orden, meistersinger). In den Städten des südlichen und mittleren Deutschland, namentlich in Mainz, Augsburg, Nürnberg, Kolmar und Ulm, vereinigten sich die Handwerksmeister zu zunftmäßig eingerichteten Singschulen, um in den Feierstunden auf der Herberge sich in der edlen Sangeskunst zu üben, Sonntags nachmittags aber auf dem Rathause oder in der Kirche die eingeübten Gesänge vorzutragen (Schule zu singen). Nach dem Grade ihrer Kunstfertigkeit zerfielen die Mitglieder einer Singschule (Gesellschafter) in 5 Klassen:

1. Schüler, welche die Tabulatur, d. h. die vorgeschriebenen Gesangsregeln noch studierten.

2. Schulfreunde, welche diese Poetik und Metrik der Meistersänger inne hatten.

3. Singer, die einige fremde Meistergesänge bereits schulgerecht vorsingen konnten.

4. Dichter, welche nach den Tönen anderer einen eigenen Gesang zu dichten verstanden.

5. Meister, welche einen neuen Ton erfanden, d. h. einen Gesang mit selbständigem neuen Metrum und eigner Melodie dichteten.

Ein solches Lied, das ein Meister dichtete, hieß ein Bar; jedes Bar

---

[1]) Reineke Voß. Ut frier Hand von Joachim Mähl, Stuttgart (Cotta) 1878.
[2]) Ausgaben von K. Bartsch (Stuttgarter litt. Verein) 1879 und von J. F. Wackernell (Innsbruck) 1880, mit wertvollen Abhandlungen zur Geschichte der deutschen Litteratur, Sprache und Metrik im 14. u. 15. Jahrh.

bestand aus Gesätzen (Strophen), und jedes Gesätz aus zwei Stollen von gleichem Ton und einem Abgesang mit anderm Versmaß und andrer Melodie (§ 20, III). Der Töne und Weisen, welche überaus künstlich verschlungen waren (die Strophen bis zu 100 Reimen), gab es sehr viele (über 200), mit zum Teil sehr wunderlichen Namen. (Schreibpapier und Schwarztintenweis, die hohe Firmamentweis, die geblümte Nußblühweis, die Fett-Dachsweis, Rosmarinweis, gestreifte Safran-Blümleinweis). Aus den Meistern wurde das Gemerk (der Vorstand) gewählt, das aus dem Büchsenmeister (Kassierer), Schlüsselmeister (Archivverwalter), Merkmeister (Kritiker) und Kronenmeister (Verteiler der Preise) bestand. Dem Merkmeister standen vier Merker (merkaere), Kampfrichter, zur Seite, welche darauf zu achten hatten, daß nicht gegen die Tabulatur gefehlt werde, und jede Verletzung derselben straften. Bei Beurteilung des Inhalts wurde nur darauf gesehen, daß nichts Unchristliches, Schriftwidriges, und daß keine Undeutlichkeiten vorkamen. Den ersten Fehler bezeichnete man als falsche, den letzteren als blinde Meinung. Weit strenger verfuhr man noch in Beziehung auf Sprache und Form, und es enthält die Tabulatur über falsche Silben und Wörter nicht weniger als 32 Strafregeln. (Hierher gehören Klebsilben, d. h. willkürliche Zusammenziehungen wie keim statt keinem; Milben, d. h. unrichtige Reime wie Knaben und Knappen, Tod und Gott u. s. w.). Die besten Sänger wurden gekrönt durch den Kronmeister, und zwar bestand der erste Preis in einer silbernen Kette mit einer Denkmünze (Davidsgewinner), der andere in einem aus seidenen Blumen gewundenen und kostbar verzierten Kranze. Die Gegenstände des Meistergesanges waren im 15. Jahrhundert vorzugsweise geistlicher Natur, ja es wurden in den Jahrhunderten nach der Reformation nur biblische Stoffe gewählt. Es gehört nämlich der Meistergesang nicht bloß dieser, sondern auch der folgenden Periode an, ja er erreicht sogar im 16. Jahrhundert erst seinen Höhepunkt und erlosch in Mainz, wo die erste Meistersängerschule gegründet wurde (§ 22, 3), und in Nürnberg im 18., in Ulm erst im 19. Jahrhundert (1839)[1]).

Neben zahlreichen Meistergesängen, deren Verfasser uns nur zum kleinsten Teile bekannt sind, entstanden in dieser Periode mancherlei **Volkslieder**, namentlich historische. Solche Lieder wurden gesungen im deutschen Norden bei den Dithmarschen in Holstein, wo großartige Kämpfe um Freiheit und heilige Volksrechte ausgefochten wurden, wie in Mitteldeutschland, wo einzelne Städte siegreiche Fehden mit dem Adel und den Bischöfen bestanden, und namentlich in der Schweiz, wo die siegreichen Kämpfe gegen Oesterreich und Burgund reichen Stoff boten. Die Verfasser dieser Lieder sind größtenteils unbekannt, nur einzelne werden uns genannt. Die für die Eidgenossen ruhmvolle Schlacht bei Sempach 1380 besingt ein Bürger aus Luzern, Halbsuter, der selbst in dieser Schlacht gegen Oesterreich mitgefochten. Die Siege der Schweizer über die Burgunder bei Granson und Murten verherrlicht Veit Weber, der gleichfalls in den Reihen der Schweizer gegen Karl den Kühnen gestanden[2]).

[1]) Wer Meistergesänge kennen lernen will, findet einen Anhalt in der Ausgabe der Kolmarer Liederhandschrift von K. Bartsch 1862. (Stuttg. litt. Verein.)

[2]) Die historischen Volkslieder wurden teilweise gesammelt von Soltau. Fortgesetzt und ergänzt wurde diese Sammlung von Hildebrand. Nicht nur die umfangreichste,

Auch die geistliche Poesie hat einige herrliche Blüten getrieben. Hierher gehört das von Karl Bartsch 1857 herausgegebene und von Albert Freybe in Parchim übertragene und behandelte Gedicht aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts: „Ein Seel vor Gottes Füßen lag“ 1870. Andere Beispiele bietet desselben Verfassers „altdeutsches Leben“ Bd. 2, Gütersloh (Bertelsmann) 1879.

§ 27. Didaktische Poesie.

An Lehrgedichten ist das 14. und 15. Jahrhundert überaus reich. Das vorzüglichste darunter ist

das **Narrenschiff** von **Sebastian Brant**, Stadtsyndikus in Straßburg, wo er 1521 starb. Das Ganze ist ein satirisches Lehrgedicht, das 113 Narrensorten vorführt, die auf einem großen Schiffe nach Narragonien geführt werden. Brant nimmt Narrheit im weitesten, auch im biblischen Sinne, wo Narrheit und Gottlosigkeit zusammenfallen. Er geißelt mit Ernst und Strenge die Laster und Gebrechen aller Stände; er eifert ebenso gegen die nutzlose Vielwisserei, gegen die Schreib- und Druckwut, wie gegen die Kleiderpracht und Genußsucht. Als den Mittelpunkt aller Weisheit empfiehlt er die Selbsterkenntnis. Der Hoffart und Genußsucht seiner Zeit gegenüber preist er die Armut als die Mutter aller Tugenden und weist auf die Zufriedenheit und Bedürfnislosigkeit als auf die Quelle alles Glücks. — Die Sprache des Gedichts ist der rauhe und harte elsässische Dialekt. Von der großen Beliebtheit des Buchs, das 1494 in Basel erschien, zeugen die vielen Ausgaben und Nachdrucke, die kurz nach einander erschienen[1]), sowie der Umstand, daß der größte Kanzelredner seiner Zeit, Geiler von Kaisersberg, der Freund unseres Dichters, dasselbe einer Reihe von Predigten zu Grunde legte.

Eine eigentümliche Form, in welche Wahrheiten des alltäglichen Lebens gekleidet wurden, ist die der **Priamel** (entstanden aus praeambulum, Vorspiel, Vorbereitung, synonym mit praeludium). Der Charakter derselben besteht darin, daß zu mehreren Subjekten ein gemeinsames Prädikat oder auf eine Reihe von willkürlich und lose aneinander gereihten Vordersätzen, welche gewissermaßen das Vorspiel des Spruchs bilden, ein kurzer Nachsatz gesetzt wird, der die Gleichartigkeit aller angeführten Gegenstände hervorhebt; z. B. „Wer einen Raben will baden weiß und darauf legt seinen ganzen Fleiß und an der Sonne Schnee will dörren und allen Wind in einen Kasten sperren und Unglück will tragen feil und Narren will binden an ein Seil und einen Kahlen will bescheren — der thut auch unnütz Arbeit gern.“ Dieser Form begegnen wir schon in den Lehrsprüchen von Spervogel und in

---

sondern auch die beste Sammlung der historischen Volkslieder vom 13. bis 16. Jahrhundert ist die von R. v. Liliencron, 5 Bände 1855 ff. Eine wesentliche Ergänzung zu diesem Werke bilden die reichhaltigen Sammlungen historischer Volkslieder, welche Franz Freiherr v. Ditfurth († 1880 in Nürnberg) seit 1869 veröffentlicht hat, und welche in 7 Bänden die Zeit von 1620—1871, also die Tage des 30jährigen Krieges, der Türkenkriege, des 7jährigen Krieges, der französischen Revolution, Napoleons I., der Freiheitskriege und Napoleons III. umfassen.

[1]) Die beste Ausgabe des Narrenschiffes ist die von Fr. Zarncke 1854; in neuester Zeit wurde es herausgegeben von K. Goedeke 1872 (deutsche Dichter des 16. Jahrh. Band 7). Ins Nhd. übersetzt von K. Simrock 1872.

der Bescheidenheit des Freidank. Besonders gepflegt wurde diese Gattung im 14. und 15. Jahrh. Die Verfasser solcher Priameln sind in dieser Zeit größtenteils unbekannte Volksdichter aus den Kreisen der Meistersänger. Mit Namen kennen wir nur die beiden Nürnberger Meistersänger Hans Rosenblüt mit dem Beinamen der Schnepperer, d. h. der lustige Schwätzer, und Hans Folz. Dieser war ein Barbier, jener lebte in seiner Vaterstadt als Wappenmaler oder zog an den Höfen umher als sogenannter Wappendichter, gehörte also zu jener Klasse von Dichtern, welche, indem sie die Abzeichen der Fürsten und des Adels erklärten und in Verse brachten, die Träger derselben verherrlichten. Außer den Priameln und den später zu erwähnenden Fastnachtsspielen dichtete Rosenblüt noch sogenannte Weingrüße und Weinsegen, von denen jene vor, diese nach dem Trinken gesprochen wurden[1]).

§ 28. Dramatische Poesie.

Das Drama, dessen Anfänge in unsere Periode fallen, hat einen kirchlichen Ursprung und entstand aus den **geistlichen Spielen,** deren Bestimmung war, die hohen Kirchenfeste, die Weihnachts-, Passions- und Osterzeit zu verherrlichen. Der Stoff war hiernach vorgeschrieben und wurde der Geburts-, Leidens- und Auferstehungsgeschichte des Herrn entnommen. Die Verfasser dieser Stücke und die Spieler waren zumeist Geistliche, der gewohnte Ort der Aufführung die Kirche. Später war das geistliche Schauspiel nicht mehr an die Kirchenräume gebunden, vielmehr wählte man irgend einen andern geschlossenen, wohl auch freien Raum. Die Sprache war anfangs die lateinische, die jedoch nach und nach von der deutschen verdrängt wurde, so daß nun auch das Volk unter Anleitung der Geistlichen dergleichen Stücke aufführte. Diese Dramen nennt man kurz Spiele (ludi) oder Mysterien, weil sie das Geheimnis der Menschwerdung, des Leidens, die Auferstehung und Himmelfahrt Christi zum Gegenstand haben (J. Grimm schrieb Misterien, d. h. ministeria, geistliche, gottesdienstliche Handlungen). Neben der Weihnachts-, Passions- und Osterzeit wurden auch die verschiedenen Marienfeste, sowie das Fronleichnamsfest durch die Aufführung solcher geistlichen Spiele ausgezeichnet. Leider sind uns von allen diesen Stücken nur wenige erhalten worden, und auch die Namen der Verfasser solcher Spiele sind uns unbekannt[2]). Das älteste und bedeutendste Werk dieser Art und wohl das großartigste Drama des Mittelalters ist das aus dem 12. Jahrh. stammende im Kloster Tegernsee

---

[1]) Weinlieder, die in der Volksdichtung des 15. und 16. Jahrhunderts eine so große Rolle spielen, hatte die frühere Minnepoesie fast gar nicht; bemerkenswert ist nur der aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammende Weinschwelg (Selbstgespräch eines Zechers vor seiner Kanne), mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch herausgeg. von Karl Julius Schröer, 1876. (Der Dichter des Weinschwelg Wernher der Gärtner?)

[2]) Franz Mone († 1871 in Karlsruhe als großherz. geh. Archivdirektor), altdeutsche Schauspiele, 1841, und Schauspiele des Mittelalters, 1846, 2 Bände. K. Bartsch, das älteste deutsche Passionsspiel, 1863. — Reidt, das geistliche Schauspiel des Mittelalters in Deutschland 1868. — E. Wilken (in Göttingen), Geschichte der geistlichen Spiele in Deutschland, 1872. — Grein, das Alsfelder Passionsspiel mit Wörterbuch. Kassel 1873. — Albert Freybe (Parchim), das redentiner (mecklenburger) Osterspiel übersetzt und erklärt, Bremen 1874. Manches hierher gehörige Wertvolle bietet auch desselben Verfassers „altdeutsches Leben" Bd. 3 Gütersloh (Bertelsmann) 1880. — Gustav Milchsack, die Oster- und Passionsspiele. Wolfenbüttel (Zwißler) 1880.

entstandene lateinisch gedichtete Spiel vom Antichrist (ludus de adventu et interitu Antichristi). Der Verfasser ist ein unbekannter, aber kaiserlich gesinnter Dichter, der neben dem kirchlichen auch das nationale Element hervortreten läßt. Mächtige Schlachtenscenen zwischen Königen und Völkern Europas und Asiens spielen eine große Rolle in diesem Drama, das zeigen will, wie vom Kaiser allein Rettung zu erwarten sei[1]). — Daß auch einzelne Gleichnisse des Herrn dramatisch dargestellt wurden, beweist „Das Spiel von den 10 Jungfrauen“, das sich auszeichnet durch Einheit der Handlung, gute dramatische Entwicklung, sowie durch einen volkstümlichen und doch edlen Ton. Das in thüringisch-hessischer Mundart verfaßte Stück wurde den 24. April 1322 am Vorabende des Sonntags Misericordias domini, an welchem großer Ablaß erteilt werden sollte, von den Predigermönchen und ihren Schülern in Eisenach aufgeführt. Gespielt wurde in dem großen Saale der „Rolle“, eines Hauses, das am Fuße der Wartburg beim sogenannten Tiergarten des Landgrafenhofes, dem Absteigequartier des Landgrafen, lag. Die Bühne bestand aus drei Teilen; eigentlich waren es drei Bühnen, eine obere, mittlere und untere, welche Himmel, Welt und Hölle darstellten, ganz entsprechend dem Inhalt des Stücks, das „vom Himmel durch die Welt zur Hölle“ führen sollte. Besondere Berühmtheit hat das Spiel noch erlangt durch den tragischen Ausgang, den es hatte inbezug auf den anwesenden Landgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange (später der Freidige, d. h. mutig Entschlossene genannt). Daß selbst die Fürbitten der Maria für die Verdammten fruchtlos blieben, erweckte in dem Fürsten trostlose Zweifel, die bald einer völligen Verzweiflung Platz machten. Durch einen Schlagfluß an den Gliedern und an der Zunge gelähmt, siechte er dem Tode entgegen, der ihn erst im November 1324 von seinen Leiden erlöste. — Während die Chronisten uns einstimmig diese Thatsache berichten, giebt keiner den Text des Spiels. Derselbe wurde erst 500 Jahre später in Mühlhausen aufgefunden und von Ludwig Bechstein 1855 in seiner Wartburgbibliothek mit Vorwort, Auslegung und Uebertragung herausgegeben unter dem Titel „Das große thüringische Mysterium oder das geistliche Spiel von den 10 Jungfrauen“. Zehn Jahre später fand sich in Oberhessen ein zweiter, zwar etwas jüngerer, aber immer höchst wertvoller Text, den Max Rieger in der Germania herausgab. In derselben Zeitschrift erschien 1866 von Reinhold Bechstein eine Abhandlung über unser Stück, die zugleich einen wichtigen kritischen und grammatischen Nachtrag zu demselben bietet[2]).

Neben diesen geistlichen Spielen (Weihnachts-, Passions-, Oster-, Heiligenspielen u. s. w.) gab es noch eine zweite Art mimischer Darstellungen, welche aus den Fastnachtslustbarkeiten hervorgingen[3]). Es sind dies die so-

---

[1]) Gerhard von Zezschwitz (Erlangen) hat dieses Spiel übersetzt und mit einer interessanten Einleitung, sowie wertvollen Anmerkungen herausgegeben unter dem Titel: „Das mittelalterliche Drama vom römischen Kaisertum deutscher Nation und der Erscheinung des Antichrists“. Leipzig (Hinrichs) 1877.

[2]) Nach der Zusammenordnung beider Texte und mit teilweiser Benutzung der von Reinh. Bechstein gemachten Verbesserungsvorschläge hat Albert Freybe das Spiel von den 10 Jungfrauen übertragen und treffliche Winke zum Verständnisse und zur Würdigung desselben hinzugefügt, Leipzig 1870.

[3]) W. Wackernagel will „Faßnacht“ schreiben nach dem altdeutschen fasenacht, fasnacht, und er leitet es von fasen, d. h. spielen, womit unser „faseln“ verwandt ist, ab.

genannten **Fastnachtsspiele**, welche den Anfang unserer Komödie bilden. Der Inhalt dieser Stücke ist ein durchaus profaner, ja bisweilen frivoler, voll derber Schwänke und Possen. Solche Fastnachtsspiele dichteten die beiden bereits genannten Nürnberger Meistersänger Hans Rosenblüt, von dem wir 10, und Hans Folz, von dem wir 4 solcher Stücke haben[1]).

§ 29. Prosa.

Die Prosa dieses Zeitraumes ist:

1. eine **mystisch-ascetische**[2]). Der Vater der deutschen Mystik ist Meister Eckhart (Eckard), ein Dominikaner aus Augsburg, der sich in Paris als Lehrer der Philosophie einen so hohen Ruf erwarb, daß ihn der Papst nach Rom berief und zum Doktor der Theologie ernannte. Später finden wir ihn in Straßburg und Köln, wo er eine Anzahl junger Männer um sich sammelte[3]). Einer seiner Schüler ist Johannes Tauler, der 1361 in Straßburg starb[4]). Sein Hauptwerk, die Nachfolge des armen Lebens Christi, gab Spener wieder heraus[5]). Tauler verlangt vor allem, daß der Mensch „entwerde, seine Ichheit verliere, vergottet werde". Unter seinen geistlichen Liedern ist eines der schönsten: „Es kommt ein Schiff geladen bis an seinen höchsten Bord, trägt Gottes Sohn voller Gnaden, des Vaters einig Wort. Das Schiff geht still im Triebe, es trägt eine teure Last, das Segel ist die Liebe, der heilige Geist der Mast." — Gleichfalls ein Schüler Eckharts und Freund Taulers war Heinrich Suso (Seuse), der 1365 in Ulm starb. Er ist der Vertreter der dichterischen deutschen Mystik. Sein Hauptwerk ist das „Büchlein von der ewigen Weisheit", ein Gespräch zwischen Christus und einem Diener der Weisheit[6]). — An der Grenze unseres Zeitraumes steht der berühmte Straßburger Prediger Geiler von Kaisersberg[7]), der 1510 starb (§ 27).

---

[1]) A. v. Keller, Fastnachtsspiele aus dem 15. Jahrhundert, 4 Teile, 1853 bis 1858 (gedruckt auf Kosten des Stuttg. litterarischen Vereins, Bd. 28, 29, 30 und 46). — Gottsched, nötiger Vorrat zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst. 1757—65. — R. Prutz, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters 1847. — E. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst, 4 Bände, 1848—1861.

[2]) Fr. Pfeiffer, deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts, 1845—1857, 2 Bände. — Karl Schmidt (in Straßburg), die Gottesfceunde im 14. Jahrhundert, 1854. — August Jundt, Les amis de Dieu. Paris 1879. — Wilhelm Preger (in München), Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter. 2 Teile 1874—81.

[3]) Joseph Bach, Meister Eckhart, der Vater der deutschen Spekulation, 1864. — Adolf Lasson, Meister Eckhart der Mystiker, 1868.

[4]) Karl Schmidt, Johannes Tauler von Straßburg. Beitrag zur Geschichte der Mystik und des rel. Lebens im 14. Jahrhundert, 1841. — Taulers Predigten, herausgegeben von J. Hamberger (München), 2. Aufl. 1864.

[5]) Heinrich Denifle (Rom) hat neuerdings (München 1877) „das Buch von geistlicher Armut", bisher bekannt als Johannes Taulers „Nachfolgung des armen Lebens Christi" herausgegeben und den Nachweis zu führen gesucht, daß das Buch nicht von Tauler herrühre, da es eine von Tauler abweichende Lehre enthalte.

[6]) Melchior Diepenbrock († 1853 zu Johannesberg in Schlesien), Leben und Schriften Heinrichs von Suso, 2. Aufl. 1838. — K. Schmidt, der Mystiker Heinrich Suso, 1843. — Wilhelm Volkmann, der Mystiker Heinrich Suso (Programm von Duisburg 1869).

[7]) F. W. Ph. v. Ammon, Geilers Leben, Lehren und Predigten 1822. — Philipp de Lorenzi (Domkapitular in Trier), Geilers v. Kaisersberg ausgewählte Schriften, *Trier, 5 Bände 1881 ff.*

2. eine **historische**, die durch zahlreiche Chroniken vertreten ist. Zu nennen sind: die Straßburger Chronik von Friedrich Closener; die Elsässische Chronik von Jakob Twinger von Königshofen, aus dem Ende des 14. Jahrh.; die Limburger Chronik vom Stadtschreiber Johannes; Schweizerchroniken[1]). — Hierzu kommen

3. zahlreiche **Uebersetzungen** sowohl der alten Klassiker, als lateinischer und französischer Romane. Auch eine gedruckte hochdeutsche Bibelübersetzung gab es bereits vor Luther, die von 1466 bis 1518 in 14 Auflagen erschien[2]). In niederdeutscher Mundart gab es deren 5 (die erste erschien 1477 in Delft).

4. Aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammt auch das Volksbuch von **Till Eulenspiegel**, das unzähligemal bearbeitet und gedruckt und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden ist. Zwar hat ein Landfahrer Till gelebt, der zu Mölln im Lauenburgischen begraben liegt, aber die lustigen Schalksstreiche, die von ihm im Volksbuch berichtet werden, sind wohl nur zum kleinen Teil auf ihn zu beziehen; vielmehr sind alle im Munde des Volks lebenden Erzählungen dieser Art nach und nach auf ihn übertragen worden. Till repräsentiert die zahlreiche Klasse von fahrenden Leuten, welche damals Deutschland durchzogen und allenthalben Schalksstreiche verübten. Namentlich führt er in schalkhaftem Mutwillen alles wörtlich aus und macht so alles ungeschickt. Der Beiname Eulenspiegel ist wohl nur bildlich zu verstehen und beruht auf dem Sprichwort: der Mensch erkennt seine Fehler ebenso wenig, wie eine Eule, die in den Spiegel sieht, ihre eigene Häßlichkeit erkennt[3]).

Fünfte Periode.

Die deutsche Litteratur im Zeitalter der Reformation. 1500—1624.

---

§ 30. Martin Luther.

Im 16. Jahrhundert vollzog sich ein gewaltiger Umschwung der Geister. Wie für die christliche Kirche und Wissenschaft begann auch für unsere Sprache

---

[1]) Die Chronik von Fr. Closener, sowie die von J. Twinger, herausgegeben von Hegel, die Chroniken deutscher Städte, 1870, Band 8 und 9. — Die beste Ausgabe der Limburger Chronik lieferte K. Rossel 1860. — Schweizerchroniken schrieben Ende des 15. Jahrhunderts Diebold Schilling und Petermann Etterlin.

[2]) Joseph Kehrein († 1877), Geschichte der deutschen Bibelübersetzung vor Luther, Stuttgart 1851. Daß es nicht 14 besondere Uebersetzungen, sondern nur 14 Auflagen derselben Uebersetzung waren, weist nach Biltz in Herrigs Archiv (61, 4) 1879.

[3]) Das Buch von Till Eulenspiegel gab 1854 mit ausführlichen litt. Nachweisungen heraus Lappenberg, der irrtümlich Thomas Murner für den Verfasser hält.

und Litteratur eine neue Zeit. In dieser Periode der deutschen Litteratur treten insbesondere in den Vordergrund: Martin Luther, Ulrich von Hutten, Thomas Murner, Hans Sachs, Johann Fischart.

Martin Luther wurde geboren zu Eisleben 10. November 1483, besuchte die Schulen in Mansfeld, Magdeburg und Eisenach, studierte seit 1501 in Erfurt, trat 1505 in das Augustinerkloster, wurde 1508 Professor in Wittenberg und 1512 Doktor der Theologie, nachdem er vorher in Ordensangelegenheiten eine Reise nach Rom unternommen, schlug 31. Oktober 1517 seine 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg, verbrannte 1520 die päpstliche Bannbulle, legte 1521 auf dem Reichstage in Worms ein heldenmütiges Bekenntnis ab, begann in demselben Jahre während seines unfreiwilligen Aufenthaltes auf der Wartburg (April 1521 bis März 1522) seine Bibelübersetzung, verließ 1524 das Kloster und vermählte sich 1525 mit Katharina von Bora, schrieb nach den traurigen Erfahrungen, die er auf der im Auftrage seines Kurfürsten unternommenen Kirchenvisitation gemacht hatte, 1529 seine beiden Katechismen, hatte in demselben Jahre mit Zwingli ein Religionsgespräch in Marburg, verfaßte für ein angekündigtes allgemeines Konzil 1537 die Schmalkaldischen Artikel und starb den 18. Februar 1546 in Eisleben.

Luther hat sich um die gesamte deutsche Litteratur unsterbliche Verdienste erworben durch seine Bibelübersetzung, die er auf der Wartburg begann und in Wittenberg vollendete. Das Neue Testament erschien im September 1522 (bei Melchior Lotter)[1]), das Alte Testament wurde 1532 vollendet, die ganze Bibel wurde in Wittenberg bei Hans Lufft 1534 gedruckt[2]). Sie war die erste, die nicht mehr bloß auf der lateinischen Uebersetzung, der Vulgata, beruhte, sondern auf die beiden Ursprachen zurückging. Es sind unserm deutschen Reformator bis auf den heutigen Tag viele andere Uebersetzer nachgefolgt, wie Joseph Franz von Allioli († 1873 in Augsburg), die Brüder Leander und Karl van Eß, Wilhelm de Wette († 1849 in Basel), Josias Bunsen († 1860 in Bonn), welche die ganze Schrift, Karl Weizsäcker (in Tübingen), der das N. T. übertragen (2. Aufl. 1882), und bei den Fortschritten der Philologie und Kritik haben sie Einzelheiten genauer übersetzt, aber in den großen wesentlichen Dingen, was insbesondere volkstümliche Kraft und Weihe betrifft, kommt keiner Luther gleich, weil keiner so wie er mit Seele und Geist sich dem Worte Gottes hingegeben und sich so ganz in den Sinn der Offenbarung hineingelebt. Wie die Bibel weltumgestaltend und weltbeherrschend, so ist Luthers Uebersetzung sprachumgestaltend und sprachbeherrschend geworden[3]). Auch Luthers andre deutsche Schriften, seine Sendschreiben, Briefe, Predigten u. s. w. wurden das Vorbild für seine Zeitgenossen und Nachfolger. Zu den besten seiner Schriften gehören

[1]) Eine getreue photolithographische Nachbildung dieser sogenannten Septemberbibel (ein stattlicher Folioband, 432 Seiten mit 21 blattgroßen Holzschnitten) erschien Berlin (Grote) 1883 (eingeleitet von Julius Köstlin in Halle).

[2]) Die letzte von Luthers Hand besorgte Ausgabe ist die vom Jahre 1545. Auf ihr beruht die von Bindseil und Niemeyer besorgte kritische Ausgabe. 7 Teile 1850—55, sowie K. Frommanns Volksausgabe 1867.

[3]) Philipp Marheinike, über den religiösen Wert der deutschen Bibelübersetzung Luthers 1815. — Georg Hopf († 1883 in Nürnberg), Würdigung der lutherischen Bibelverdeutschung 1867. — Das neueste Werk darüber ist von Wilibald Grimm (Jena), kurzgefaßte Geschichte der lutherischen Bibelübersetzung Jena (Costenoble) 1884.

außer den schon genannten beiden Katechismen „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“ — „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“ — „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ (alle drei aus dem Jahre 1520). — „Kirchenpostille“ (1521). — „An die Bürgermeister und Ratsherren aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen“ — „Tischreden“ — „Sendbrief vom Dolmetschen“ [1]). — Die Sprache, deren sich Luther bei seiner Bibelübersetzung wie überhaupt in seinen Schriften bediente, ist die Sprache der sächsischen Kanzlei oder die sogenannte „gemeine Sprache“, welche die schöne Mitte hielt zwischen der Härte der südlichen und der Weichheit der nördlichen Dialekte. In seinen Tischreden Kap. 70 sagt Luther selbst darüber: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland“. Diese Sprache wurde als die neuhochdeutsche die herrschende. Zwar schrieben noch viele Ober- und Niederdeutsche, namentlich die Reformatoren der Schweiz, in der Mundart ihres Heimatlandes, aber das Gewicht der neuhochdeutschen Bibelübersetzung bewirkte den baldigen Sieg dieser Sprache.

Ein weiteres Verdienst erwarb sich Luther um die deutsche Poesie als Vater des **evangelischen Kirchenliedes**, der köstlichsten Perle der Lyrik in der Zeit der Reformation, das sich in der Form, im Strophenbau und in der Melodie an das Volkslied anschloß [2]). Neben der Predigt wurde es ein Hauptbestandteil des evangelischen Gottesdienstes und es hat neben der Verkündigung des Wortes dem evangelischen Glauben die meisten Bekenner gewonnen. Luther selbst dichtete 37 Lieder, von denen das erste 1523 entstanden ist: „Nun freut euch liebe Christen g'mein“. Die meisten dieser Lieder (20) stammen aus dem Jahre 1524. Er übertrug die schönsten Gesänge der lateinischen Kirche ins Deutsche (Te deum laudamus: Herr Gott, dich loben wir. Das Credo: Wir glauben all an einen Gott. Media vita in morte sumus: Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen. Veni sancte spiritus: Komm' heiliger Geist, Herre Gott). Er arbeitete alte deutsche Lieder um, die er von Auswüchsen reinigte und durch hinzugedichtete Verse erweiterte („Gelobet seist du, Jesu Christ“ — „Christ lag in Todesbanden“). Desgleichen faßte er Bibelstellen, besonders Psalmworte, in freie kräftige Reime. (Das vielleicht schon 1527 entstandene und 1529 bereits gedruckte Siegeslied des

---

[1]) Von Luthers Werken giebt es eine Wittenberger (12 Bände) 1539 ff., Jenaer (8 Bände) 1555 ff., Altenburger (10 Bände) 1661 ff., Leipziger (22 Bände) 1729 ff., Hallische (v. Walch in 24 Quartbänden) 1744 ff., Erlanger (Frankfurter) Ausgabe (101 Oktavbände) 1826 ff. Seit 1883 erscheint bei Böhlau in Weimar eine Gesamtausgabe von Luthers Werken, die Pfarrer Knaake in Drakenstedt bei Magdeburg besorgt. — Ueber Luthers Sprache haben geschrieben E. Opitz († 1883 in Naumburg) 1869 und August Lehmann († 1883 in Danzig) 1873. — Ein Wörterbuch zu Luthers deutschen Schriften giebt heraus Philipp Dietz (Marburg) 1877 ff.

[2]) Hoffmann v. Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis Luther. 2. Aufl. 1854. — Eduard Emil Koch († 1871), Geschichte des Kirchenliedes, 3. Aufl. 8 Bände 1866—76 (Bd. 8 von Richard Lauxmann in Stuttgart). — Julius Mützell, († 1862 in Berlin), die geistlichen Lieder aus dem 16. Jahrh. 1855, 3 Bände. — Das gründlichste und umfassendste Werk ist Philipp Wackernagel († 1877 in Dresden), das deutsche Kirchenlied bis zu Anfang des 17. Jahrh., 5 Bände 1861—1877.

Protestantismus: „Ein feste Burg ist unser Gott" dichtete er im Anschlusse an Psalm 46, „Aus tiefer Not schrei ich zu dir": Psalm 130, „Ach Gott vom Himmel sieh' darein": Psalm 12.) Dazu dichtete er dann noch andre Lieder aus dem Schatze seines lebendigen Glaubens, z. B. das Lied: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort" und das Weihnachtslied: „Vom Himmel hoch da komm' ich her". Das erste Gesangbüchlein Luthers vom Jahre 1524 enthielt nur 8 Lieder, darunter 4 von ihm selbst. Die letzte von Luthers Hand besorgte Ausgabe vom Jahre 1545 enthält deren 129, darunter 37 eigene Lieder [1]). In Luthers Geiste dichteten Paul Speratus († 1554): „Es ist das Heil uns kommen her" [2]). Nikolaus Decius († 1541): „Allein Gott in der Höh' sei Ehr". Philipp Nicolai († 1608): „Wie schön leucht' uns der Morgenstern" und „Wachet auf! ruft uns die Stimme". So entstand ein reicher Schatz evangelischer Kirchenlieder.

Luther war auch ein Freund der **Fabel**, übersetzte mehrere aus dem Aesop und dichtete selbst eine solche „vom Löwen und Esel" [3]). Seinem Beispiele folgten zwei eifrige Anhänger der Reformation, Erasmus Alberus († 1553 als Superintendent in Neubrandenburg), dessen „Buch von der Tugend und Weisheit" 49 Fabeln enthält, und Burchard Waldis (Pfarrer zu Abterode in Hessen, † um 1557), dessen Fabelsammlung (gegen 400) den Titel „Esopus" führt. [4]). Beide wurden Vorbilder für die Fabeldichter des 18. Jahrhunderts. — Eine Mittelgattung zwischen Tierepos und Fabel ist das allegorisch-satirische Tiergedicht. Das größte Werk dieser Art ist der **Froschmeuseler** oder „der Frösche und Mäuse wunderliche Hofhaltung" von Georg Rollenhagen, der unter Melanchthon in Wittenberg studierte und als Schulrektor in Magdeburg 1609 starb. Die Grundlage dieses Werks bildet die homerische Batrachomyomachie, doch sind aus den 300 Versen des Homer über 10000 geworden. Das im Titel des Werks ausgesprochene Thema, die zwischen den Mäusen und Fröschen gelieferte Schlacht, wird nur in der 2. Hälfte des 3. Teils behandelt. Im ersten Teil handelt das Gedicht, das eine Art Weltspiegel ist, vom Privatstand, im zweiten vom geistlichen und weltlichen Regiment, im dritten vom Kriegsstand. (Ausgabe von K. Goedeke, deutsche Dichter des 16. Jahrh. Bd. 8 und 9. 1876.)

§ 31. Ulrich von Hutten und Thomas Murner.

Einer der bedeutendsten, aber auch der leidenschaftlichsten Streiter für die reformatorischen Ideeen, der Mittelpunkt der humanistischen Be-

---

[1]) Neue Ausgaben von K. v. Winterfeld 1840. Ph. Wackernagel 1848. Schneider 1861. Eine Jubiläumsausgabe besorgte K. Gerok, die Wittenberger Nachtigall, Stuttgart (Krabbe) 1883. Eine Prachtausgabe in Großquart mit den Randzeichnungen Gustav Königs und phototypischen Nachbildungen erschien Gütersloh (Bertelsmann) 1883 (eingeleitet von Albert Fischer).

[2]) Karl Johann Cosack († 1868 in Königsberg), Leben und Lieder von Paul Speratus 1861.

[3]) Dichtungen v. M. Luther, herausgeg. von K. Goedeke mit einem Lebensbilde Luthers von Julius Wagenmann (in Göttingen) 1883.

[4]) Georg Buchenau, Leben und Schriften von Burchard Waldis 1858. — Den Esopus von Burchard Waldis gab heraus Julius Tittmann († 1883 in Göttingen), *2 Bände (Leipzig,* Brockhaus) 1882. — Nach den Quellen ist nur die Schreibart *„Burchard" zulässig.*

strebungen jener Zeit, die in Reuchlin und Erasmus glänzende Vertreter fanden, ist

Ulrich von Hutten, geb. 21. April 1488 auf dem Schlosse Steckelberg in Hessen (unweit dem Städtchen Schlüchtern, einige Meilen von Fulda), gestorben nach einem unsteten, stürmisch bewegten Leben im tiefsten Elende 29. August 1523 auf der Insel Ufnau im Zürchersee. Hutten war ein furchtloser Kämpfer mit Schwert und Feder für sein Vaterland, für Wahrheit und Recht. Bis 1520 dichtete er ausschließlich lateinisch und war mit seinem Freunde Crotus Rubianus wesentlich beteiligt bei den epistolae obscurorum virorum; später fing er an seine lateinischen Schriften ins Deutsche zu übersetzen und selbst deutsche Bücher zu schreiben. Das umfassendste Reimgedicht von ihm ist die in derbem Deutsch geschriebene „Klag' und Vermahnung gegen die übermäßige unchristliche Gewalt des Papstes zu Rom und der ungeistlichen Geistlichen“. Auch ein satirisches Gesprächbüchlein „Der Karsthans“ (Bauer mit der Hacke) wird ihm zugeschrieben. Sein Wahlspruch lautete „Ich hab's gewagt“, womit sein berühmt gewordenes „neues Lied“ anhebt.

Im schroffsten Gegensatze zu Hutten steht der erbittertste Feind der Reformation

Thomas Murner, ein Franziskanermönch aus Straßburg, der ums Jahr 1536 starb. Murner gehört zu den geistvollsten Satirikern seiner Zeit. Sein bedeutendes satirisches Talent offenbarte er in folgenden Schriften:

1. „Von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen“, worin er sich namentlich gegen die Bilderstürmerei und die Auswüchse der Reformation wendet. Das Buch ist die bedeutendste satirische Schrift, die auf die Reformation geschrieben worden ist. (Ausgabe von Heinrich Kurz 1848.)

2. „Narrenbeschwörung“, worin er mit beißendem Spotte die eitle Gelehrsamkeit und Entartung der Geistlichen, die Thorheiten der Fürsten, die Rabulisterei der Advokaten u. s. w. geißelt. Sebastian Brants Narrenschiff gab die Anregung zu diesem Werke. Wie Brant alle Narren nach Narragonien, so will sie Murner nach Welschland bringen; doch ist er seinem Vorbilde an Schärfe des Witzes weit überlegen. (Ausgabe von K. Goedeke, deutsche Dichter des 16. Jahrh. Bd. 11. 1878.)

3. „Schelmenzunft“, worin er mehr die Gebrechen des geselligen Verkehrs geißelt. In dem Gedichte werden alle Narren und Schelme als Zunftgenossen dargestellt.

4. „Gauchmatte“, d. h. Kuckucks- oder Narrenwiese. (Abgedruckt in dem großen Sammelwerke des Stuttgarter Buchhändlers Scheible, das Kloster, Band 8.)

§ 32. Hans Sachs.

Hans Sachs wurde den 5. November 1494 in der altehrwürdigen, berühmten, kunstsinnigen Reichsstadt Nürnberg geboren. Sein Vater, ein Schneider, gab den Knaben in seinem 7. Jahre auf die lateinische Schule, wo derselbe einen höhern Unterricht erhielt. Doch widmete er sich nicht einem gelehrten Berufe, sondern verließ im 15. Jahre diese Bildungsstätte wieder, um bei einem Schuhmacher in die Lehre zu treten. Bei seinem schon früh

hervortretenden poetischen Talente ließ er sich durch den Leinweber Nunnenbeck in die „holdselige Kunst“ des Meistergesangs einweihen. Mit 17 Jahren begab er sich auf die Wanderschaft, die ihn in ganz Deutschland herumführte. Am längsten hielt er sich in den größeren Städten auf, wo er Meistersängerschulen traf, und der gelehrige Handwerksgesell erlernte viele Bare und Töne. Nach fünfjähriger Wanderschaft kehrte er nach Nürnberg zurück, lebte seit 1519 in glücklicher Ehe (er war zweimal verheiratet) und starb im 82. Lebensjahre den 19. Januar 1576. Zum Andenken an ihn sang einer seiner dankbarsten Schüler Adam Puschmann aus Görlitz[1]) ein Lied, worin er namentlich die letzten Lebenstage des edlen Greises in ergreifender Weise schildert.

Hans Sachs ist der fruchtbarste Dichter im Zeitalter der Reformation, der er von Herzen zugethan war und die er bereits 1523 in einem Lobliede auf Luther, „die wittenbergische Nachtigall“ feierte[2]), wie er denn als wahrhaft evangelischer Dichter manches geistliche Lied dichtete[3]) und auch zur Verbreitung des evangelischen Glaubens unter den Bürgern Nürnbergs viel beitrug. Bis in sein 78. Jahr rastlos thätig, besaß er eine staunenswerte Belesenheit in den Schriften alter und neuer Zeit. Die Werke der griechischen und römischen, französischen und italienischen Litteratur hatte er durch Uebersetzungen kennen gelernt. Mit den Heldengeschichten, Volksbüchern, Legenden, Novellen war er ebenso vertraut wie mit der Bibel und den Kirchenlehrern. Alle Völker und alle Zeiten, Geschichte und Sage, mußten dem genialen Manne Themata liefern für seine Werke. Was er las, verwandelte er in Verse, und „so dichtete er“ — wie Jakob Grimm sagt — „über alles und erdichtete nichts“. Befindet sich auch unter der Menge seiner Dichtungen, deren er mehr als 6000 lieferte, manches Unbedeutende, so war er doch keineswegs ein handwerksmäßiger Reimer und verdiente nicht im geringsten die Verachtung, die ihm später zuteil ward und die sich in dem Spottverse aussprach: „Hans Sachs war ein Schuh-macher und Poet dazu“. Vielmehr war er ein wirklicher Dichter, wie dies bereits Wieland und nach ihm Goethe erkannte, der den berühmten Nürnberger Meistersänger wieder zu Ehren brachte in seinem Gedichte „Hans Sachsens poetische Sendung“[4]). Es übertrifft Hans Sachs alle Meistersänger nicht nur an Fülle und Umfang des Stoffes, an Mannigfaltigkeit der Formen, sondern vor allem an sittlicher Tiefe. Der schlichte Handwerker, der sich nicht an die Gelehrten, sondern an den gemeinen Mann wendet, war der lauterste Sittenprediger seines Volkes und der begeisterte Freund des deutschen Vaterlandes. Neben dem tiefen

---

[1]) Edmund Götze (Dresden) Monographie über den Meistersänger Adam Puschmann von Görlitz, 1877.

[2]) Karl Siegen (Leipzig) hat die wittenbergische Nachtigall sprachlich erneuert und mit einer wertvollen Einleitung versehen, Jena (Friedrich Mauke) 1883.

[3]) Daß unser Meistersänger auch das Lied gedichtet „Warum betrübst du dich, mein Herz?“, wie fast allgemein angenommen worden, wird mit Recht von Ph. Wackernagel, Gesch. des Kirchenliedes Bd. 4; Reinhold Bechstein, Germania Bd. 24 und 26 u. a. bezweifelt.

[4]) Hoffmann, Hans Sachs, sein Leben und Wirken. Nürnberg 1847. — E. Lützelberger, Hans Sachs, sein Leben und seine Dichtung, Nürnberg 1876. — In Nürnberg steht sein Denkmal. Ein andres haben ihm gesetzt der österreichische Dichter Deinhardstein (geb. 1794, † 1859 in Wien) in seinem „Hans Sachs“, dram. Gedicht in 4 Akten, und Richard Wagner in seiner Oper „die Meistersänger“.

Ernste begegnen wir bei ihm dem mutwilligsten Humor, aber auch bei Scherz und Spott ist die tiefer liegende Absicht des Dichters, nicht bloß zu unterhalten, sondern zu belehren und zu bessern.

Zunächst dichtete Hans Sachs Meistergesänge in solcher Menge, daß er selbst zehn Jahre vor seinem Tode die Zahl derselben auf 4275 angiebt. In denselben behandelte er vorzugsweise biblische Stoffe, auf die sich der Meistergesang seit der Reformation vorzugsweise beschränkte; hatte doch auch in der Singschule einer der Merker eine Bibel vor sich, um darauf zu achten, ob der Inhalt der Gesänge der h. Schrift gemäß sei. In seine gesammelten Werke hat Hans Sachs diese Meistergesänge nicht aufgenommen.

Weit mehr poetischen Wert haben seine Erzählungen, deren er 1700 dichtete, in denen er alle menschlichen Verhältnisse berührt und keinen Stand verschont. Dieselben sind teils ernsten, teils komischen Inhalts; die ersten nannte er „Histori und Geschicht“, die andern „Fabeln und gute Schwenk“. Namentlich offenbart er in seinen Schwänken den köstlichsten Mutterwitz, den mutwilligsten Humor und den gesundesten Sinn. Es gehören hierher „St. Peter mit der Geiß“ — „St. Peter mit den Landsknechten“ — „Schlaraffenland“ — „Die ungleichen Kinder Evä“[1]).

Hervorragendes leistete ferner Hans Sachs im Drama, dessen Anfänge in die vorige Periode fallen, in das aber im 16. Jahrh. mehr Handlung und Bewegung, festere Gliederung in Akte und Scenen kommt. Er dichtete im ganzen 208 Tragödien (wie er die Stücke bezeichnete, in denen gekämpft wurde), Komödien und Fastnachtsspiele. Die Stoffe zu seinen Tragödien entlehnte er der Bibel, dem klassischen Altertume, dem französischen Ritterromane, der Heldensage und dem Märchen. Zu nennen sind: „Klytemnestra“ — „Julian der Abtrünnige“ — „der hörnene Siegfried (hürnen Seufried) — „Melusine“. Genialeres leistete er in seinen Komödien und Fastnachtsspielen, in denen er sich freier bewegt. Eine prächtige Komödie „die ungleichen Kinder Evä“ 1553 behandelt denselben Gegenstand, den er 5 Jahre später zu einem Schwank bearbeitete. Eins seiner gelungensten Fastnachtsspiele ist das „Narrenschneiden“[2]).

Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts begegnen wir in Deutschland den ersten Schauspielern von Profession. Es sind dies die englischen Komödianten, die im Lande umherzogen und in den Städten und an den Fürstenhöfen ihre Stücke aufführten. (Das Theater Englands stand

---

[1]) Dichtungen von Hans Sachs herausgegeben von K. Goedeke und Julius Tittmann 3 Teile 1870. (Deutsche Dichter des 16. Jahrh. Teil 4—6.) — Die von Hans Sachs selbst veranstaltete Ausgabe von 1558 haben wieder abdrucken lassen Adelbert v. Keller und E. Götze 1870—1882. 14 Bände (Stuttg. litter. Verein). — Eine Auswahl der „Schwänke“ und „Spruchgedichte“ bietet A. Engelbrecht, 2 Bändchen (Staßfurt, Foerster) 1879.

[2]) Die Fastnachtsspiele von Hans Sachs hat herausgegeben Edmund Goetze (Neudrucke deutscher Litteraturwerke 3 Bändchen Halle 1880—83). — Die oben genannte Ausgabe von Goedeke und Tittmann enthält Teil 3 dramatische Gedichte (Teil 1 Meistergesänge, Teil 2 Historien, Schwänke, Fabeln, Sprüche.)

damals in hoher Blüte. Shakespeare geb. 1564 zu Stratford am Avon, † 1616.) Die aus England und den Niederlanden mitgebrachten Stücke waren teils sogenannte Haupt- und Staatsaktionen (Trauerspiele voll Mord und Greuel), teils Singspiele, teils Hanswurstspiele. Die lustige Person, die in den letzteren Stücken die Hauptrolle spielt, hat seinen Namen von dem Lieblingsgericht des Volkes erhalten. Dem deutschen Hanswurst entspricht der niederländische Pickelhering, der franz. Jean Potage, der engl. Jack Pudding, der italien. Maccaroni. Unter dem Einfluß dieser englischen Komödianten steht

Jakob Ayrer († 1605 in Nürnberg), der an 70 Tragödien, Komödien, Fastnachtsspiele und Singspiele dichtete. Die letztere Gattung führte er, wenn auch in rohester Form, in unsere Litteratur ein. In seinen Dramen behandelt er unter anderem auch die Sage von Ortnit und Wolfdietrich[1]).

§ 33. Johann Fischart.

Johann Fischart stammte aus Mainz, studierte an verschiedenen Universitäten die Rechtswissenschaft, ließ sich nach einem bewegten Leben als Rechtsanwalt in Straßburg nieder und wurde später Amtmann zu Forbach (bei Saarbrücken), wo er noch in der Fülle seiner Kraft 1589 starb.

Fischart ist eins der größten Sprachtalente, und sein Stil ist das Ungeheuerlichste, was in der deutschen Sprache existiert. Unerschöpflich ist er an burlesken Einfällen und gefällt sich in den abenteuerlichsten Wendungen, den barockſten Schilderungen und Zusammensetzungen. Er ist zumeist Satiriker und als solcher weiß er mit unerschöpflicher Laune, mit sinnigem Ernste und biedrer Offenheit, aber auch mit großer Derbheit die Thorheiten und Gebrechen der Zeit zu geißeln.

Sein Hauptwerk ist die Geschichtsklitterung oder Geschichtsschrift[2]). In diesem 1575 erschienenen satirischen Romane, der eine freie Bearbeitung des Gargantua von dem Franzosen Rabelais († 1553, übersetzt von Regis und Gelbcke) ist, schwingt Fischart die Geißel zunächst gegen die beliebten Rittergeschichten, dann gegen alle Mißbräuche und Thorheiten der Zeit (Adelstolz, Trunk, Spiel, Prozeß- und Raufsucht, Verschwendung, Kleiderpracht, Gelehrtenstolz).

Andre Schriften Fischarts gehören dem Gebiete der kirchlichen Polemik an, namentlich zieht er in denselben gegen das Mönchstum und das immer mehr um sich greifende, die evangelische Kirche bedrohende Treiben der Jesuiten, die er „Jesuwider, Schüler des Ignaz Lugiovoll", nannte, zu Felde. Hierher gehört gleich sein erstes satirisches Gedicht vom Jahre 1570, betitelt „Nachtrabe oder Nebelkrähe", gerichtet gegen einen gewissen zum Jesuitenorden übergetretenen Jakob Rabe. Gleichfalls in Versen ge-

---

[1]) J. Tittmann, Schauspiele aus dem 16. Jahrh. 1868, 2 Teile (deutsche Dichter des 16. Jahrh. Bd. 2 u. 3). — Jakob Ayrers Dramen gab heraus A. von Keller, 5 Bände (Stuttg. litt. Verein Bd. 76—80) 1866. — Ein mecklenburger Fastnachtsspiel aus der Reformationszeit, betitelt „Claus der Bauer" hat übertragen Albert Freybe Gütersloh (Bertelsmann) 1879.

[2]) Der ursprüngliche Titel lautete „affenteuerliche und ungeheuerliche Geschichtsschrift", *der spätere „affenteurliche* raupengeheurliche Geschichtsklitterung".

schrieben ist „der Barfüßer Sekten- und Kuttenstreit“. In Prosa erschien 1579 „der Bienenkorb des heiligen römischen Immenschwarms und seiner Hummelszellen“ und 1580 in Versen sein „vierhörniges Jesuiterhütlein“.

Harmloser, aber von Witz übersprudelnd ist das Prosabüchlein „Aller Praktik Großmutter“ (1572), worin er gegen den Aberglauben, die Wetterbüchlein, die sogenannten „Praktiken“, d. h. Kalenderregeln u. s. w. auftritt. Eine weit derbere Komik findet sich in dem 1573 in Versen geschriebenen Flöhhatz.

In ernstem Tone gehalten ist das frei nach Plutarch bearbeitete, in Prosa verfaßte „Ehezuchtbüchlein“, desgleichen seine „Anmahnung zu christlicher Kinderzucht“, vor allem aber seine „ernstliche Ermahnung an die lieben Deutschen“, eins seiner besten Gedichte.

Am bekanntesten von Fischart ist sein erzählendes Gedicht **„Das glückhafte Schiff von Zürich“**, das von des Dichters warmer Vaterlandsliebe und edler Gesinnung Zeugnis giebt. In gedrungener kernhafter Sprache und in frischer, anschaulicher Weise beschreibt das Gedicht eine Fahrt der Züricher Armbrustschützen, die an einem Tage (20. Juni 1576) den Weg von Zürich nach Straßburg zurücklegten und zum Beweise dieser außergewöhnlich schnellen Fahrt einen Kessel mit Hirsebrei noch warm zum Straßburger Schützenfeste brachten. Der Dichter will das freundschaftliche Verhältnis der Städte unter einander schildern, vor allem aber darthun, was Entschlossenheit und Rührigkeit des Mannes zu leisten vermögen. „Arbeit und Fleiß, das sind die Flügel, die führen über Strom und Hügel“, heißt es mit Recht im Liede[1])

§ 34. Andre litterarische Erscheinungen der fünften Periode.

An der Grenze unsrer Periode steht eine epische Dichtung, die ohne poetischen Wert, aber berühmt ist wegen ihres Verfassers; es ist

der Teuerdank, eine Erzählung, die von keinem Geringeren als von Kaiser Maximilian I. selbst entworfen und von seinem Geheimschreiber Melchior Pfinzing (geb. 1481, † 1535) überarbeitet worden ist. Das Gedicht hat die Werbung des Max um Maria von Burgund, sowie die Thaten und Schicksale, durch die er sie erlangte, zum Gegenstande. Das Ganze ist dem Geschmacke der Zeit gemäß in ein allegorisches Gewand gekleidet. Max erscheint als Teuerdank, weil er auf Abenteuerliches sinnt, oder wie es im Liede heißt: „weil er von Jugend auf seine Gedanken nach

---

[1]) Fischarts sämtliche Dichtungen hat herausgegeben Heinrich Kurz, 3 Bände 1866—67 (deutsche Bibliothek, Band 8—10). — In einer Auswahl sind dieselben erschienen v. A. Engelbrecht und Hermann Hoffmeister, 2 Teile (Staßfurt, Foerster) 1879. (T. 1 enthält u. a. das glückhafte Schiff, T. 2 Fischarts sonst schwer zugängliches Meisterwerk, die „Geschichtsklitterung“ oder „Gargantua“). — Das Jesuiterhütlein wurde erneut und erläutert von Karl Pannier (Leipzig, Reclam). — Den Flöhhatz gab heraus Camillus Wendeler (Neudrucke Bd. 5, Halle, Niemeyer). — Das glückhafte Schiff ist noch besonders erschienen von Karl Halling 1838 und K. Goedeke (deutsche Dichter des 16. Jahrh. Leipzig, Brockhaus, Bd. 15) 1880. — Nach den Quellen des Jahres 1577 hat den Gegenstand behandelt Jakob Baechtold (Zürich), das glückhafte Schiff von Zürich, 1880. — Das herrliche Ehezuchtbüchlein hat bearbeitet Richard Weitbrecht (Pfarrer zu Mähringen in Württemberg), Stuttgart (Metzler) 1882.

tewerlichen = herrlichen, erhabenen — Dingen gericht"; Maria, die Tochter Karls des Kühnen von Burgund, als Ehrenreich, Ruhmreichs Tochter. Auf der Fahrt stellen sich dem Brautwerber an drei Engpässen drei Feinde entgegen, die ihm den Besitz der schönen Ehrenreich nicht gönnen, aber einer nach dem andern besiegt werden. Auch die Namen dieser Feinde haben allegorische Bedeutung, insofern Fürwittig die jugendliche Unbesonnenheit, Unfalo die Unglücksfälle, Neidelhard die politischen Feinde bezeichnet. — Das Buch erhielt eine glänzende typographische Ausstattung und wurde im Jahre 1517 mit besonders dazu gegossenen Lettern, großen Initialen und zahlreichen Holzschnitten auf kostbares Pergament gedruckt. (Ausgaben von Karl Haltaus 1836 und K. Goedeke, deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts Bd. 10 Leipzig, Brockhaus 1878.) —

Diejenige Gattung der Poesie, welche namentlich bei den ganz Ungelehrten blühte und worin sich statt übertriebener Künstelei, wie sie im Meistergesang herrschte, die größte Einfachheit und Natürlichkeit findet, ist das **Volkslied.** Bereits im 14. Jahrh. wurden Volkslieder aufgezeichnet; das 15. Jahrh. ist reich daran, wird aber darin noch überboten vom 16. Jahrhundert. Die Stoffe derselben sind überaus mannigfaltig; ein jedes Gefühl findet seinen innigen, oft auch derben Ausdruck. Neben bald zarten, bald mutwilligen und schalkhaften Liebesliedern giebt es wehmütige Wander- und Abschiedslieder, heitre Trinklieder, kindliche Wiegenlieder und kräftige Kriegslieder. Ein jeder Stand hat seine besonderen Lieder, der Student wie der wandernde Handwerksbursch, der Hirt wie der Jäger, der Gärtner und Winzer, der Bauer und der Soldat, der Bettler wie der Landsknecht. Freilich giebt es unter der Menge kerniger und naturkräftiger Lieder auch manches derbe, ja rohe und gemeine[1]). Auf die tiefe Poesie, die in dem schlichten und einfachen Volksliede verborgen ist, wies zuerst Herder hin in seinen Stimmen der Völker (1778). Nach Herder waren es Goethe, Bürger, Uhland, Heine, die dem Volkslied viele Züge entlehnten. Eine Sammlung von Volksliedern veranstalteten Clemens Brentano und Achim von Arnim unter dem Titel „des Knaben Wunderhorn" (1806). Ihnen folgt Uhland, „alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder 2. Aufl. 1880, 2 Bände"[2]). Ueber die besondere Klasse der historischen Volkslieder vergl. § 26.

Besonders reich vertreten ist im Zeitalter der Reformation die Gattung der erzählenden Prosa. Wir begegnen zunächst dem **Roman,** dessen Heimat in Frankreich zu suchen ist. Roman oder Romant bezeichnet ursprünglich ein romanisches Gedicht. Eins derselben wurde im 16. Jahrh. unter diesem Namen nach Deutschland gebracht, es war dies der abenteuerliche und phantastische Roman **Amadis,** der 1583 in Frankfurt erschien (neu herausgegeben von A. von Keller 1857). Seitdem bezeichnete man das Aben-

---

[1]) Vilmar, Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes. 2. Aufl. 1879. — Georg Scherer, die schönsten deutschen Volkslieder mit ihren eigentümlichen Singweisen 1867. — Eine Auswahl bot Simrock 1851 und Regierungsrat Mittler in Kassel 1854. Endlich hat Freiherr von Ditfurth auf die 7 Bände, welche historische Volkslieder enthalten, 1872 einen achten folgen lassen, der deutsche Volks- und Gesellschaftslieder aus dem 17. und 18. Jahrh. umfaßt.

[2]) Die dazu gehörige Abhandlung erschien erst 1866 in Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage Bd. 3, sowie der Kommentar Bd. 4.

teuerliche und Phantastische der französischen Ritterwelt des Mittelalters, wie man es eben aus dem Amadis kennen gelernt hatte, bald das Phantastische und Abenteuerliche überhaupt mit dem Ausdrucke romantisch und die Prosaerzählungen voll wunderbarer Begebenheiten mit dem Namen Roman. Damit verwandt sind die **Volksbücher,** die K. Simrock gesammelt (13 Bände 1845—1867) und die Gustav Schwab in einer Auswahl neu bearbeitet hat. Hierher gehört u. a. das Buch von den Schildbürgern oder das **Lalenbuch,** das 1598 zum ersten Male gedruckt wurde. Es erzählt die wunderlichsten Thorheiten, welche die Bürger der Stadt Schilda begehen und geißelt die Verkehrtheiten kleinstädtischer Verwaltung, während das noch der vorigen Periode angehörige Buch von Till Eulenspiegel (§ 29, 4) eine Darstellung der Landfahrerwitze und Handwerkerschwänke bietet. Wie Till Eulenspiegel war auch der Finkenritter eine köstliche Figur des Volkswitzes, dessen Buch die Lügen von Münchhausen noch überbietet. — Eine tiefsinnige Sage behandelt das Buch vom Schwarzkünstler **Faust,** der, angeblich aus Knittlingen in Schwaben gebürtig, zu Wittenberg und Ingolstadt Theologie, Medizin, Astrologie und Magie studierte, worin er auch seinen nachherigen Famulus Wagner unterrichtet, dann, nachdem er das Vermögen seines Oheims verschwendet, um neue Schätze zu erlangen, mit dem Teufel ein Bündnis auf 24 Jahre schloß und endlich eines jämmerlichen Todes starb[1]). — Ein anderer, ebenso beliebter Sagenstoff ist der vom **ewigen Juden,** der sich seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in mehreren Städten Europas gezeigt haben sollte[2]). — Während das Buch von Faust die Verkehrtheiten des Wunderglaubens anschaulich macht, stellt das Buch vom ewigen Juden den Fluch des Unglaubens dar. Der poetische Gehalt und der tiefe Sinn beider Sagen kam erst zu ihrem Rechte in den Bearbeitungen späterer Dichter. Die Faustsage bearbeiteten u. a. Klinger, Maler Müller, Grabbe, Lenau, in der tiefsinnigsten Weise aber Goethe. Derselbe große Dichter trug sich auch eine Zeit lang, wie ein hinterlassenes Fragment bezeugt, mit der Sage vom ewigen Juden, welche Nikolaus Lenau in zwei Gedichten, Julius Mosen in seinem Epos „Ahasver", Daniel

---

[1]) Der älteste Druck des Faustbuchs stammt vom Jahre 1587 (Frankfurt, bei Johann Spies). In den nächsten Jahren folgten 9 Ausgaben rasch auf einander; 1599 erschien die weitschweifige Bearbeitung von Widmann. Als Fortsetzung der Sage von Faust schloß sich die von seinem Famulus Wagner an. Seit 1593 folgten 7 Ausgaben des Wagnerbuches auf einander. 1674 erschien das Pfitzersche Faustbuch, das gleichfalls viele Ausgaben erlebte. Dasselbe gilt von dem alten Puppenspiele Faust, hergestellt von K. Simrock 1846. Zugleich wird das Faustbuch in die verschiedensten Sprachen übersetzt, es erschienen nicht weniger als 7 niederdeutsche Uebersetzungen, 16 französische u. s. w. Vergl. Franz Peter, die Litteratur der Faustsage, 3. Aufl, 1857. Einzelne Bearbeitungen hat der Stuttgarter Buchhändler Johann Scheible in seinem Sammelwerk „das Kloster" (12 Bände, 1845—49) abdrucken lassen. Das älteste Faustbuch von 1587 findet sich hier Band 2. Sorgfältiger hat dasselbe wieder herausgegeben August Kühne, mit Einleitungen und Anmerkungen, Zerbst 1868, und W. Braune, Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrh. Nr. 7 und 8, Halle (Niemeyer) 1878. — Wilhelm Creizenach (Krakau), Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Dr. Faust. Halle 1878.

[2]) Die Sage vom ewigen Juden erschien 1602 zum ersten Male gedruckt. — Theodor Gräße in Dresden, die Sage vom ewigen Juden, 1844.

Schubart, desgleichen Robert Hamerling (in Graz), Bernhard Giseke († 1876 in Schwerin) u. a. behandelt haben.

Ferner giebt es noch eine reiche und höchst charakteristische Litteratur von **Schwänken.** Als die bedeutendsten Schwanksammlungen des 16. Jahrh. sind zu nennen: Schimpf und Ernst von einem elsässer Franziskanermönche Johannes Pauli (Ausgabe von Hermann Oesterley, Stuttg. litter. Verein 1866); das Rollwagenbüchlein von Georg Wickram, Stadtschreiber im Elsaß (Ausgabe von Heinr. Kurz, 1865; ausgewählt und sprachlich erneuert von Karl Müller, Staßfurt, Foerster 1881); Wendunmuth von Wilhelm Kirchhof (Ausgabe von H. Oesterley, 5 Bände, Stuttg. litter. Verein 1869). — Eine Auswahl hat veranstaltet K. Goedeke, Schwänke des 16. Jahrh., Leipzig 1879 (Deutsche Dichter des 16. Jahrh. Bd. 12).

Endlich verdient unter den historischen Werken jener Zeit eine besondere Hervorhebung die „helvetische Chronik“ von Aegidius Tschudi (geb. 1505 zu Glarus, † 1572), die für Schiller namentlich bei der Bearbeitung seines Tell zu einer reichen Fundgrube wurde.

Sechste Periode[1]).

Die Poesie in den Händen der Gelehrten oder die Periode der Nachahmung. 1624—1748.

---

§ 35. Ueberblick. Sprachgesellschaften.

Im 17. Jahrhundert gewährt das deutsche Vaterland ein trübes Bild, und um die deutsche Jugend war es schlecht bestellt. Der dreißigjährige Krieg hatte den Wohlstand des Volkes auf lange Zeit vernichtet und eine Verwilderung der Sitten zur Folge gehabt. Selbst die Anstalten, welche vorzugsweise den Beruf hatten, Sitze der Humanität und der höchsten geistigen Bildung zu sein, die deutschen Hochschulen, waren leider oft Pflanzstätten der größten Roheit (Tholuck, das akademische Leben im 17. Jahrh.) Die Theologie war vielfach in toten Formeln erstarrt, geist- und gemütlos; die Rechtspflege überaus willkürlich und grausam. Ebenso traurig sah es auf anderen Gebieten der Wissenschaft aus. Nur einzelne Männer von Geist und Gemüt ragen in jener Zeit hervor. Es gehören hierher die Häupter des Pietismus, Philipp Jakob Spener (geb. 1635 in Rappoltsweiler im Elsaß, † 1705 in Berlin) und August Hermann Francke (geb. 1663 in Lübeck, † 1727 in Halle), welche der in Buchstaben- und Formelwesen

---

[1]) Otto (Friedrich) Gruppe († 1876 in Berlin), Leben und Werke deutscher Dichter. Geschichte der deutschen Poesie in den drei letzten Jahrhunderten, 2. Ausgabe, *1872 ff., 5 Bände.* — Karl Lemcke (in Amsterdam). Von Opitz bis Klopstock, 1871.

erstarrten Orthodoxie gegenüber auf ein tieferes im Leben sich bewährendes Christentum drangen; der Theosoph Jakob Böhme (geb. 1575 zu Altseidenberg bei Görlitz, † 1624 in Görlitz)[1]); der berühmte Rechtslehrer und Historiker Pufendorf (geb. 1632 in der Nähe von Chemnitz, † 1694 in Berlin); Gottfried Wilhelm Leibnitz (geb. 1646 in Leipzig, † 1716 in Hannover), dessen genialer Geist beinahe alle Wissenschaften umfaßte; Christian Thomasius (geb. 1655 in Leipzig, † 1728 in Halle), der berühmte Lehrer des Naturrechts Christian Wolff (geb. 1679 in Breslau, † 1754 in Halle), großer Philosoph und Schöpfer unserer philosophischen Sprache, der bereits ins folgende Jahrhundert hinüberreicht. Auch das Gebiet der Dichtkunst trägt im 17. Jahrh. vorzugsweise den Charakter der Oede und Unfruchtbarkeit. Der Einfluß Frankreichs im Zeitalter Ludwigs XIV. auf unsere Geistes- und Kulturzustände hatte die Herrschaft des Ausländischen über das Einheimische und eine Nachahmungssucht zur Folge, bei der das vaterländische Gefühl verloren ging. Es wurde nicht bloß die einfache deutsche Sitte verdrängt, es verschwand auch die deutsche Sprache von den Höfen der Könige und Fürsten, sowie aus den Kreisen des höheren und niederen Adels, ja selbst des Beamtenstandes, um französischer Sitte und Sprache Platz zu machen. Eine Ausnahme machten einzelne Fürsten und Herren vom Adel, welche sich der deutschen Sprache annahmen, vor allem aber waren es eine Anzahl Gelehrter, welche die vaterländische Litteratur zu heben suchten, die infolge dessen einen gelehrten Charakter annahm. Um die Poesie dem tiefen Verfalle zu entreißen, mußte es das erste Streben dieser Männer sein, die deutsche Sprache von den Fremdwörtern zu säubern, womit sie bis zur Unkenntlichkeit überladen war. Zu diesem Zwecke wurden nach dem Vorbilde der italienischen Akademieen in Deutschland Sprachgesellschaften gestiftet, deren bedeutendste folgende waren:

1. die **fruchtbringende Gesellschaft** oder **der Palmenorden,** 1617 in Weimar gestiftet. An der Spitze stand Ludwig, Fürst von Anhalt, und der Sitz der Versammlung war zuerst Köthen, später Weimar, zuletzt Halle, wo sie bis 1680 bestand. Das Symbol der Gesellschaft war der Palmbaum mit der Ueberschrift: „alles zum Nutzen“. Die Mitglieder, zu denen viele Fürsten und vornehme Herren zählten, trugen Namen aus dem Pflanzenreiche, was zu lächerlichen Spielereien führte. (Ludwig von Anhalt führte den Namen „der Nährende“ und trug im Wappen ein Weizenbrot.) Auch Opitz, A. Gryphius und andere Hauptvertreter der neuen Dichtung wurden in den Orden aufgenommen[2]).

2. die **deutsch-gesinnte Genossenschaft,** 1643 durch **Philipp von Zesen** in Hamburg gestiftet, der zwar von redlichem patriotischen Streben erfüllt war, aber einen übertriebenen Eifer für die Reinigung der Muttersprache bewies und sich dadurch schon bei seinen Zeitgenossen lächerlich machte. (Theater hieß Schauburg; Nase: Löschhorn oder Gesichtserker; Affekt: Gemüts-

---

[1]) H. Martensen (Bischof von Seeland, † 1884 in Kopenhagen), Jakob Böhme, theosophische Studien. Aus dem Dänischen von Pastor Alexander Michelsen. Leipzig (Lehmann) 1881.

[2]) G. Krause, der fruchtbringenden Gesellschaft ältester Erzschrein; Briefe, Devisen und anderweitige Schriftstücke von dem Fürsten Ludwig u. a., herausgegeben nach den Originalen der herzogl. Bibliothek in Köthen, 1853. Barthold, Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft, Berlin 1848. O. Schulz, Sprachgesellschaften, 1824.

trift; Obelisk: Sonnenspitze; Natur: Zeugemutter; Aurora: Rötinne; Venus: Lustinne; Mars: Heldreich.)

3. die Gesellschaft der **Pegnitzschäfer** oder der **gekrönte Blumenorden**, 1644 in Nürnberg gestiftet durch **Johann Klai** († 1656), früher Lehrer in Nürnberg, später Pfarrer in Kitzingen, und **Philipp Harsdörffer**, Ratsherr in Nürnberg († 1658). Der erste schrieb besonders geistliche Singspiele, in denen er namentlich auf den Klingklang in der Sprache und im Verse allen Fleiß verwandte (Daktylen und Anapäste sind die Lieblingsverse des ganzen Ordens), und Kirchenlieder, die auch das Spielende des ganzen Kreises an sich tragen. (Vergl. sein Lied von dem himmlischen Pelikan Jesu Christo.) **Harsdörffer** erlangte Berühmtheit durch seine Frauenzimmergesprächspiele, eine Art Damenkonversationslexikon, und noch mehr durch seinen Poetischen Trichter oder „Anweisung, in 6 Stunden die deutsche Reim- und Dichtkunst einzugießen“. Da das Buch zu Nürnberg erschien, wird es kurz der Nürnberger Trichter genannt. Es wird darin von einem Dichter namentlich verlangt, daß er statt der gewöhnlichen Rede die sogenannten sinnreichen Umschreibungen und sinnreichen Beiwörter mit Geschick setzen könne. (Der Wind hieß in dieser Dichtersprache: Wolkentreiber; Frühling: Blumenvater; Blut: nasses Lebensgold. Das Feld erhielt je nach dem Monat, von welchem man schreibt, ein verschiedenes Ephiteton: hartbefroren, windbetrübt, neulichgrau, neugepflügt, blumenhold, vielbegrast, hitzematt, ährenreich, ganz durchfeuchtet, fruchtbereift, grünlichfalb, schneebesamt.) Der Orden, dessen Mitglieder Hirtennamen trugen, führte namentlich die süßliche Tändelei und das geschmacklose Schäferwesen in unsere Litteratur ein.

Die Dichter dieser Periode suchten ihre Vorbilder im Auslande. Neben den Griechen und Römern (bei denen man freilich meist nicht aus der unmittelbaren Quelle schöpfte) waren es namentlich französische, italienische und holländische Dichter, die man nachahmte. Es kann daher diese Periode der deutschen Litteratur als eine **Zeit der Nachahmung** bezeichnet werden.

Insofern nun die erste Anregung zur Pflege der Poesie im 17. Jahrhundert zunächst von Schlesien ausging, hat man den ganzen Zeitraum den der **schlesischen Dichter** genannt, obwohl eine Anzahl derselben anderen Ländern (Sachsen), namentlich dem Norden Deutschlands (Hamburg, Königsberg) angehört; und zwar unterscheidet man zwei schlesische Dichterschulen.

§ 36. Erste schlesische Dichterschule. Martin Opitz.

Das Haupt der ersten schlesischen Schule und der eigentliche Tonangeber dieser Periode ist

Martin Opitz[1]), geb. 23. Dezember 1597 zu Bunzlau am Bober, wurde erzogen auf den schlesischen Gymnasien zu Bunzlau, Breslau und Beuthen. In Beuthen schrieb er als 20jähriger Gymnasiast seine lateinische Rede „Aristarchus oder über die Verachtung der deutschen

---

[1]) Ueber Martin Opitz haben geschrieben Fr. Strehlke 1856. Hermann Palm 1862. (Wiederholt in seinen Beiträgen zur Geschichte der deutschen Litteratur des 16. u. 17. Jahrh. 1877.) Karl Weinhold 1862. — J. Tittmann, ausgewählte Dichtungen von Martin Opitz (deutsche Dichter des 17. Jahrh. mit Einleitungen und Anmerkungen, herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann, Band I.) 1869.

Sprache", worin er Ansichten aussprach, wie sie auch im Palmenorden ihren Ausdruck fanden. In patriotischer und jugendlich feuriger Weise ist er begeistert für die Reinhaltung der deutschen Sprache und sieht in der Nacheiferung der fremden Renaissancedichter den besten Weg, der deutschen Poesie aufzuhelfen. Nach einem kurzen Besuche der Universität zu Frankfurt a. O. ging er nach Heidelberg, um hier sein Studium der Rechte und der Poesie fortzusetzen. Als sich 1620 die Kriegsstürme der Pfalz näherten, ging er nach Holland, wo er in Leyden den großen Daniel Heinsius, sein poetisch-gelehrtes Vorbild, kennen lernte. Von da folgte er einem Freunde nach Jütland, wo er seine „Trostgedichte in Widerwärtigkeiten des Krieges" schrieb, die er aber erst 13 Jahre später veröffentlichte. Im Jahre 1622 wurde er von dem Fürsten Bethlen Gabor an das Gymnasium zu Weißenburg in Siebenbürgen berufen, wo er ein beschreibendes didaktisches Gedicht „von der Ruhe des Gemüts" schrieb, das er nach einem dortigen Landgut Zlatna nannte. Ein unüberwindliches Heimweh trieb ihn 1623 nach Deutschland zurück, wo wir ihn an verschiedenen schlesischen Höfen finden. 1626 trat er in die Dienste des katholischen Grafen Hannibal von Dohna in Breslau, der ihn gegen seine eigenen Landsleute verwendete. Nachdem er in dessen Auftrag auch nach Paris gegangen, wurde er 1628 von Kaiser Ferdinand II. als Martin Opitz „von Boberfeld" in den Adelsstand erhoben. Nach dem Sturze des Grafen Dohna ging er wieder ins entgegengesetzte Lager und fand an den Höfen der protestantischen Herzöge von Brieg und Liegnitz ein Unterkommen. Später finden wir ihn im Dienst der Schweden. So verstand es Opitz bei seinem weiten Gewissen und bei seiner großen Fügsamkeit den verschiedensten Herren zu dienen. Zuletzt wandte er sich nach Danzig, wo er zum Hofpoeten und Historiographen des Polenkönigs Ladislaus ernannt wurde. Hier starb er am 20. August 1639 an der Pest. — Als Dichter ist Opitz kein schöpferischer Genius, sondern nur ein vielseitiges Talent. Von dem Grundsatze ausgehend, daß die Poesie, indem sie ergötze, zugleich belehren müsse, legt er mehr Wert auf Klarheit, Verständigkeit, strenge Regel, als auf Schwung der Phantasie und Tiefe der Empfindung. Auf verschiedenen Gebieten der Poesie war er thätig; wir haben von ihm namentlich geistliche und weltliche Lieder („Sei wohlgemut, laß Trauern sein" und „Ich empfinde fast ein Grauen"), zahlreiche Gelegenheitsgedichte (Hof- und Festgesänge, Geburts-, Tauf-, Hochzeits-, Sterbegedichte), sowie didaktisch-beschreibende Gedichte. Zur letzteren Gattung gehört Zlatna, das eine Gegend Siebenbürgens zum Hintergrunde hat, und Vesuvius, das einen Ausbruch des Vesuvs beschreibt. Weit bedeutender als diese sind die bereits erwähnten „Trostgedichte in Widerwärtigkeiten des Krieges". — Auf dem Gebiete des Dramas beschränkte sich Opitz auf Uebersetzungen. Neben Senecas Trojanerinnen übertrug er die Antigone des Sophokles, während er aus dem Italienischen die Singspiele Daphne und Judith übersetzte und damit die Oper in Deutschland einführte. Wie die Oper, verpflanzte er auch den Schäferroman auf deutschen Boden durch die „Schäferei von der Nymphe Hercynia". — So war Opitz nun zwar kein formales, nachahmendes Talent, allein es gebührt ihm das Verdienst,

1. daß er mitten in der Barbarei und unter dem Drucke der Fremdherrschaft des 30jährigen Krieges das Banner der vaterländischen Sprache

und Kultur wieder in Deutschland aufpflanzte und nach Vermögen es treulich aufrecht erhielt;

2. daß er die tief gesunkene deutsche Poesie gehoben, indem er die humanistischen Studien, die Nachahmung der alten und der späteren Dichter (Dichter der Renaissance) als Weg zur Reform empfahl. Auf diese Weise setzte er die verachtete deutsche Poesie wieder in ihre Würde ein und wußte ihr bei dem gebildeten Teil der Nation Achtung zu verschaffen;

3. daß er der Poesie eine eigene Kunstform gab und feste metrische Gesetze aufstellte. Epochemachend war in dieser Beziehung sein *Büchlein von der deutschen Poeterei* 1624, mit dessen Erscheinen in der Geschichte der deutschen Poesie eine neue Periode beginnt[1]). Im 15. und 16. Jahrhundert war die deutsche Metrik eine völlig verwilderte. Es wurden die Verse nicht prosodisch gemessen, sondern die Silben einfach gezählt, wovon der Knittelvers des Hans Sachs und der Meistersänger Zeugnis giebt. Selbst ein Zeitgenosse von Opitz, *Rudolph Weckherlin* aus Stuttgart, der jenem an poetischem Talent überlegen war, konnte sich von dieser Silbenzählung nicht lossagen, daher denn seine Verse bei allem dichterischen Gehalt rauh und hart sind. Dieser Formlosigkeit machte Opitz ein Ende, indem er den Versbau wieder auf eine feste Regel zurückführte und ein strenges rhythmisches Prinzip aufstellte. Statt der Silbenzählung führte er *Silbenmessung* nach *Accent* und *Betonung* ein. Er lehrte, daß im deutschen Verse Hebung und Senkung ebenso regelmäßig abwechseln müssen, wie im antiken Verse Länge und Kürze, nur mit dem Unterschiede, daß, während hier die Silben quantitativ, d. h. nach dem Lautgehalt, gemessen werden, im Deutschen die *Qualität*, der Wert der Silbe, den Ausschlag giebt. Da Opitz in Begleitung der Hebung nur immer eine Senkung gestattete, so ließ er nur zwei Versarten gelten, die trochäische und die jambische; doch brachte bald sein Freund und Zeitgenosse *August Buchner* in Wittenberg noch zwei antike Versmaße, das daktylische und das anapästische, zur Geltung. — An Stelle der kurzen Reimpaare (§ 13), die zu dem obengenannten Knittelvers herabgesunken waren, führte Opitz nach dem Vorgange der Franzosen den eintönigen *Alexandriner*[2]) ein. Auch im Drama wurde derselbe der herrschende Vers, bis ihn Lessing durch den *fünffüßigen Jambus* verdrängte; in neuerer Zeit haben ihn *Rückert* im Heldengedichte „Rostem und Suhrab" und im Lehrgedichte „Die Weisheit des Brahmanen" und *Freiligrath* als das „Wüstenroß von Alexandria" wieder zu Ehren zu bringen versucht.

---

[1]) Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. u. 17. Jahrh. Nr. 1. Halle (Niemeyer) 1876.

[2]) Der Alexandriner ist ein 6füßiger Jambus mit einem Einschnitt in der Mitte nach dem Schema: ◡ –́ ◡ –́ ◡ –́ ‖ ◡ –́ ◡ –́ ◡ –́ z. B.: Nie stille steht die Zeit, der Augenblick entschwebt, Und den du nicht genutzt, den hast du nicht gelebt (Rückert). Der Vers trägt seinen Namen daher, weil er zuerst in einem altfranzösischen Alexanderliede im 12. Jahrh. gebraucht wurde. Seit jener Zeit wurde er der Nationalvers der Franzosen, und die französischen Klassiker Corneille, Racine, Molière, Voltaire haben darin gedichtet.

§ 37. Die Dichter, welche sich an Opitz anschlossen.

Paul Fleming[1]), geb. den 5. Oktober 1609 zu Hartenstein in Sachsen, gehört zwar nicht seiner Geburt, wohl aber dem Geiste nach zu den Schlesiern und rechnete sich selbst zu der Schule Opitzens. Nachdem er die Fürstenschule in Meißen besucht, studierte er in Leipzig Medizin und entfaltete hier schon seine reiche dichterische Begabung. Die Verwüstung und die Not, die in der Schreckenszeit des 30jährigen Krieges über sein geliebtes Heimatland hereinbrach, erfüllten ihn mit tiefem Schmerz, und alle Hoffnungsträume für die Zukunft schienen ihm vernichtet. Da hörte er von einer Gesandtschaft, welche der Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein nach Rußland und Persien ausrüstete. Fleming schloß sich derselben an und begleitete sie sowohl auf der ersten Reise nach Moskau, als auch auf der zweiten, weit gefahrvolleren, nach Ispahan, der Hauptstadt Persiens. Die Anstrengungen dieser beiden Reisen, welche sechs Jahre in Anspruch nahmen, hatten seine Körperkräfte aufgerieben und seine Gesundheit untergraben. Als er nach seiner Rückkehr im Begriffe stand, sich in Hamburg als Arzt niederzulassen, raffte ihn der Tod im schönsten Lebensalter am 2. April 1640 hinweg. Erst nach seinem Tode wurde eine Sammlung seiner Lieder veranstaltet. Aus derselben tritt uns die edle Gesinnung des Dichters, die Reinheit seines Charakters und das tiefe, innige Gemüt desselben entgegen. Neben der Lebenslust und Lebensfreude zieht sich durch seine Gedichte eine elegische Stimmung, hervorgerufen durch das Bewußtsein, daß sein Leben in der Blüte geknickt sei. Zugleich spricht sich in seinen Liedern ein Herz aus, das der Jammer des Vaterlandes tief ergreift und das auch in der Ferne der Heimat stets mit Sehnsucht gedenkt. Paul Fleming ist vorzugsweise Lyriker, und zwar haben wir von ihm ebensowohl **weltliche** als **geistliche Gedichte.** Unter den ersteren sind namentlich seine Liebeslieder in Empfindung, Ausdruck und Form vortrefflich. Unter seinen geistlichen Gedichten findet sich das herrliche Reiselied: „In allen meinen Thaten", womit er sich für die große Weltreise vorbereitete und stärkte. Dasselbe ist zu einem geistlichen Pilgergesang der Christen für die Wanderung durchs Leben geworden und findet sich in fast allen Gesangbüchern. Fleming bediente sich nach dem Vorbilde von Opitz gern der Form des Sonetts. (Die aus Italien stammende Form des Sonetts oder Klinggedichts besteht aus 14 fünffüßigen Jamben, von denen die ersten 8 zwei vierzeilige, die letzten 6 zwei dreizeilige Strophen bilden. Während der erste Teil zwei Reime hat, die viermal wiederkehren, und zwar nach Ordnung abba, abba, hat der zweite Teil meist zwei besondere Reime, die dreimal wiederkehren, und zwar nach beliebiger Ordnung, in der Regel nach dem Schema cdc, dcd). Statt der jetzt üblichen fünffüßigen Jamben wählte Fleming, wie die Schlesier überhaupt, Alexandriner. Eins der besten unter diesen Sonetten führt die Ueberschrift: „An sich" („Sei dennoch unverzagt, gieb dennoch unverloren"); ein anderes enthält seine Grabschrift, ein drittes dichtete er auf Opitzens Ableben. Freilich huldigte auch er dem Geschmack der Zeit, indem er die Dichtkunst als Dienerin

[1]) Diese Schreibart ist wohl die richtigere. So schreibt u. a. auch Adam Olearius, der Freund des Dichters, sein Gefährte auf der Reise, die er auch beschrieben.

bei feierlichen Gelegenheiten gebrauchte. Solche Gelegenheitsgedichte verfertigte er in großer Menge, aber es herrscht in denselben mehr Wahrheit der Empfindung als bei Opitz. Vor allem war ihm dessen Schmeichelei und Kriecherei fremd[1]).

Friedrich von Logau, geb. 1604, † 1655 in Liegnitz, ist vorzugsweise der Epigrammatiker, der ersten schlesischen Dichterschule, ja wohl überhaupt der beste deutsche Epigrammatiker der durch Wahrheit der Empfindung, Ernst der Gesinnung, Schärfe und Kürze des Ausdrucks weder von seinen Zeitgenossen, noch von den späteren Dichtern dieser Gattung, weder von Opitz noch Fleming, die auch einige Sinngedichte schrieben, noch von Wernicke (§ 39), Göckingk, einem Mitgliede des Hainbundes († 1828 in Berlin), dem Mathematiker Kästner († 1800 in Göttingen), und dem schwäbischen Dichter Friedrich Haug († 1829 in Stuttgart) übertroffen wird. Solche **Epigramme** oder Sinngedichte, wie er sie nannte, dichtete er an 4000 (3553), in welche er die Fülle einer reichen Erfahrung niederlegte und worin sich ein Charakter zu erkennen giebt, der mit sicherem Blick die Verhältnisse der Gegenwart durchdringt. Da derselbe nicht die Fügsamkeit und Schmiegsamkeit eines Opitz besaß, so ward er vergessen, zumal er es in edler Bescheidenheit verschmähte, seinen eigenen Namen zu nennen, vielmehr seine Epigramme unter dem Namen Salomo von Golau erscheinen ließ. Es waren Lessing und Ramler, die sein Andenken erneuerten und eine Auswahl seiner Epigramme herausgaben[2]). — Eine Anzahl derselben in „Auswahl deutscher Gedichte“ S. 246 ff.

Von Opitz angeregt und von ihm ausgehend, hatte sich auch in Königsberg ein Kreis von Dichtern gebildet, in welchem neben der Poesie namentlich auch die Musik gepflegt wurde[3]). Das Haupt desselben war **Robert Roberthin,** der als Obersekretär beim preußischen Hofgericht 1648 in Königsberg starb, und seine bedeutendsten Glieder waren **Heinrich Albert** und **Simon Dach.** Albert, der 1651 als Organist in Königsberg starb, war einer der beliebtesten Komponisten seiner Zeit, der die geistlichen Lieder ebenso vortrefflich zu komponieren verstand, wie die weltlichen. Unter seinen Liedern ist eines der bekanntesten: „Gott des Himmels und der Erden“. Alberts Haus war der Sammelpunkt des Dichterkreises, und in dessen Kürbishütte hielten die Freunde oft ihre poetischen Sitzungen. Simon Dach, der 1659 als Professor der Poesie an der Universität Königsberg starb, war das hervorragendste Dichtertalent dieses Kreises. In seinen Gedichten spricht sich Wärme des Gefühls und Wahrheit der Empfindung aus; daneben ist die Form gefällig, die Darstellung einfach und frei von sprachlichen Härten. Eines dieser innigen, gefühlswarmen und zum Herzen sprechenden Gedichte

---

[1]) K. W. Schmitt, Paul Fleming 1851. Varnhagen von Ense († 1758 in Berlin), biographische Denkmäler Band 4, 1827. — J. M. Lappenberg († 1865 in Hamburg), P. Flemings lat. und deutsche Gedichte, 1863—1865 (Stuttg. litt. Verein Bd. 81—83). 3 Bände. — J. Tittmann, P. Flemings Gedichte, Auswahl (deutsche Dichter des 17. Jahrh. Band 2), 1869.

[2]) Gustav Eitner (in Görlitz), Fr. von Logaus Sinngedichte. Auswahl (deutsche Dichter des 17. Jahrh. Bd. 3); 1868. Derselbe hat auch eine Ausgabe der sämtlichen Sinngedichte Logaus besorgt, Stuttgart 1873 (Litt. Verein, Band 113). In neuester Zeit hat Karl Simrock eine Auswahl herausgegeben, 1874.

[3]) Gedichte des Königsberger Dichterkreises, herausgegeben von (Leopold) Hermann Fischer (Berlin) Halle 1883 (Neudrucke 44—48).

ist das Lied von der Freundschaft („Der Mensch hat nichts so eigen, so wohl steht ihm nichts an, als daß er Treu' erzeugen und Freundschaft halten kann"). Zum Volksliede geworden ist eins seiner einfachen und doch so innigen Liebeslieder, „Aennchen von Tharau", das er plattdeutsch dichtete („Anke von Tharow") und das durch Herder ins Hochdeutsche übertragen wurde[1]).

Auch auf dem Gebiete der **geistlichen Poesie** zeigt sich der Einfluß von Opitz in dem Streben nach sprachlicher Reinheit und Glätte der Form, sowie in dem Verstandesmäßigen und Lehrhaften, das in vielen Liedern vorwaltet. Dennoch giebt es auch in dieser Zeit Dichter, welche davon eine Ausnahme machen, wie denn schon in den erwähnten geistlichen Liedern von Paul Fleming und Heinrich Albert Wahrheit und Natürlichkeit der Empfindung vorherrscht. Es gehören hierher:

Friedrich von Spee, ein Jesuit, der seinen edlen Geist durch unermüdetes Wohlthun gegen Leidende jedes Glaubens bewies und besonders die Hexenprozesse kühn bekämpfte. Er starb 1635 am Fieber, das er sich nach der Eroberung von Trier, wo er als Priester lebte, zugezogen hatte, indem er in aufopfernder Liebe die Spitäler besuchte und Freund wie Feind pflegte. Seine geistlichen Lieder und Hirtengesänge gab er heraus unter dem Titel Trutz Nachtigall, weil sie „trotz den Nachtigallen" singen sollten. In denselben herrscht neben manchem Gezierten und Spielenden, bei einem Reichtume sinnlicher Bilder und Anschauungen, eine inbrünstige Liebe zum Heilande[2]).

Johann Scheffler, der, von protestantischen Eltern geboren, später zum Katholizismus übertrat und unter dem Namen Angelus Silesius bekannt ist († 1677). Unter seinen Liedern, die er zum Teil noch als Protestant dichtete, zeigen manche eine krankhafte Gefühlsüberschwänglichkeit, viele aber sind der reine Ausdruck der innigsten Liebe zum Heilande und der Sehnsucht der Seele nach Vereinigung mit Gott. Zu seinen besten gehören: „Mir nach! spricht Christus, unser Held" und „Liebe, die du mich zum Bilde deiner Gottheit hast gemacht". Auf die Hauptsammlung seiner geistlichen Lieder, die er unter dem Titel „Heilige Seelenlust" herausgab, folgte eine andere Sammlung gleicher Sprüche und Sinngedichte, der cherubinische Wandersmann benannt, in denen sein Mystizismus offen zu Tage tritt[3]).

Der bedeutendste Kirchenliederdichter nicht bloß dieser Zeit, sondern der evangelischen Kirche überhaupt, ist nächst Luther

Paul oder, wie er sich selbst nannte, **Paulus Gerhardt**, geb. den 12. März 1607 zu Gräfenhainichen bei Wittenberg als der Sohn des dortigen

[1]) Gedichte von Simon Dach herausgegeben von Hermann Oesterley (in Breslau), Leipzig 1876 (deutsche Dichter des 17. Jahrh., herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann, Bd. 9). — Das ostpreußische Mädchen, dem Simon Dach zur Hochzeitsfeier mit seinem Freunde, dem Pfarrer Partatius, sein bekanntestes Gedicht gewidmet, ist die Heldin einer köstlichen poetischen Erzählung von Franz Hirsch (Leipzig), Aennchen von Tharau, ein Lied aus alter Zeit; 3. Aufl., Leipzig (Reißner) 1883. Wilibald Alexis hat in seinem Lustspiel „Aennchen von Tharau" das Verhältnis historisch unrichtig gefaßt.

[2]) Trutz-Nachtigall herausgegeben von Gustav Balke in Berlin (deutsche Dichter des 17. Jahrh., 13. Band).

[3]) A. Kahlert († 1864 in Breslau) Angelus Silesius, 1853. — Wilhelm Lindemann, Johannes Scheffler, 1875 (Freiburg, Herder).

Bürgermeisters. Auf der Fürstenschule in Grimma vorgebildet, bezog er die Universität Wittenberg. Allein die Unruhen des 30jährigen Krieges verzögerten seine Anstellung so lange, daß er noch in seinem 45. Jahre als Kandidat und Hauslehrer in Berlin lebte. Erst 1651 erhielt er die Stelle eines Pfarrers zu Mittenwalde, und von da wurde er 1657 als Diakonus an die Nikolaikirche nach Berlin berufen. In diesem Amte hat er bis 1664 unter schwierigen Verhältnissen treu und segensreich gewirkt. Da verbot der Große Kurfürst, um dem damals heftigen konfessionellen Streite ein Ende zu machen, den lutherischen Predigern die streitigen Lehren auf der Kanzel zu besprechen, und verlangte von ihnen ein schriftliches Versprechen des Gehorsams. Paul Gerhardt, der sich in seiner Lehrfreiheit nicht beschränken lassen wollte, weigerte sich, den Revers zu unterschreiben und wurde 1666 seines Amtes entsetzt. Auf die dringenden Vorstellungen des Berliner Magistrats und der Gemeinde, die ihren liebsten Prediger nicht von sich lassen wollten, und auf besondere Verwendung der Stände erließ ihm endlich der Kurfürst die Unterschrift und setzte ihn wieder in sein Amt ein. Dabei wurde ihm jedoch bemerklich gemacht, wie der Kurfürst zuversichtlich erwarte, daß er auch ohne Unterschrift den Verordnungen gemäß sich halten werde. Aber dadurch fühlte sich wiederum Paul Gerhardt in seinem Gewissen gebunden und gehindert, von der Wahrheit, wie er sie erfaßt, ohne Ansehen der Person zu zeugen. Er erklärte dem Kurfürsten, daß er mit einem solchen beschwerten Gewissen sein Amt nicht antreten könne. Darauf hin gab derselbe den gemessenen Befehl, Gerhardts Stelle anderweitig zu besetzen. Ein Jahr lang blieb Paul Gerhardt noch in Berlin, wo ihm die Liebe seiner Gemeinde den nötigen Unterhalt gewährte, bis er 1668 zum Archidiakonus in Lübben an der Spree im Gebiete des Herzogs von Merseburg, der damals zugleich die Niederlausitz besaß, berufen wurde[1]). In diesem Amte, das er Pfingsten 1669 angetreten, wirkte er sieben Jahre unter mancherlei Anfechtungen und starb den 7. Juni 1676. Paul Gerhardt, der ganz auf dem Boden des lutherischen Bekenntnisses stand, bildete den Uebergang von der kirchlichen Objektivität zur Subjektivität des persönlichen Gefühllebens. Neben einem festen Glauben und einem unerschütterlichen Gottvertrauen geht eine hohe Freudigkeit durch Gerhardts Lieder. Dabei treffen sie immer den rechten volkstümlichen Ton und darum sind sie auch Gemeingut des christlichen Volkes geworden. Einige der schönsten unter seinen 131 geistlichen Liedern[2]) sind: „O Haupt voll Blut und Wunden“ (Nachbildung des Passionsgesanges des

[1]) Daß er in schwerer Sorge und großer Not Berlin habe verlassen müssen, unterwegs seiner verzagten Gattin zum Trost das schöne Lied: „Befiehl du deine Wege“ gedichtet und alsbald durch die Ankunft des Boten des Herzogs von Merseburg erfreut worden sei, ist eine liebliche Sage, die Schmidt von Lübeck in dem Gedichte behandelt: „Zu Brandenburg einst waltet der Kurfürst weit und breit“. Jenes Lied war im Jahre 1659 bereits gedruckt.

[2]) Paul Gerhardts geistliche Lieder herausgeg. von Philipp Wackernagel, 7. Aufl. 1878. Historisch-kritische Ausgabe von Johann (Friedrich) Bachmann (Oberkonsistorialrat in Berlin, † 1876 in Kassel) 1866. Zuletzt von Karl Goedeke, Gedichte von Paulus Gerhardt, mit Einleitung und Anmerkungen (deutsche Dichter des 17. Jahrh. Bd. 12) 1877 und Karl Gerok, Gedichte von P. Gerhardt mit Einleitung und Biographie, 1878. — Die Form der Novelle trägt August Wildenhahns Paul Gerhardt, kirchengeschichtliches Lebensbild aus der Zeit des Großen Kurfürsten 4. Aufl. Bände 1877.

Bernhard von Clairvaux: Salve caput cruentatum) — „Befiehl du deine Wege“ — „Sollt' ich meinem Gott nicht singen?“ — „Nun ruhen alle Wälder“ — „Wie soll ich Dich empfangen?“ — „Wach auf, mein Herz, und singe“ — „Ich singe Dir mit Herz und Mund“. — Eine besondere Hervorhebung verdient auch sein herrliches Sommerlied: „Geh' aus, mein Herz, und suche Freud' in dieser lieben Sommerzeit an deines Gottes Gaben“.

An Paulus Gerhardt schlossen sich an

Johann Frank († 1677 als Bürgermeister in Guben)[1], der über 100 geistliche Lieder dichtete, darunter das Abendmahlslied: „Schmücke dich, o liebe Seele“, „Jesu, meine Freude“, „Herr, ich habe mißgehandelt“.

Wilhelm II., Herzog von Weimar (geb. 11. April 1598 in Altenburg, † 16. Mai 1662 in Weimar, Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft), Dichter des Liedes: „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend'“.

Von den gleichzeitigen Dichtern geistlicher Lieder mögen noch erwähnt werden: Johann Heermann, † 1647 zu Lissa in Polen: „O Gott, du frommer Gott“. — Martin Rinkart, † 1649 in Eilenburg: „Nun danket alle Gott“. — Johann Rist, Pfarrer zu Wedel an der Elbe, † 1667, der Stifter des mit seinem Tode wieder eingegangenen Elb-Schwanenordens[2]), Pfarrer im Holsteinischen: „O Ewigkeit, du Donnerwort“ und „O Traurigkeit, o Herzeleid“. — Luise Henriette, † 1667, Prinzessin von Oranien, Gemahlin des Großen Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm: „Jesus meine Zuversicht“. — Joachim Neander, † 1680 als reformierter Prediger in Bremen: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“. — Georg Neumark, † 8. Juli 1681 als Bibliothekar in Weimar: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“. — Samuel Rodigast, † 1708 in Berlin: „Was Gott thut, das ist wohlgethan“.

§ 38. Zweite schlesische Dichterschule.

Während die Dichter der ersten schlesischen Dichterschule vorzugsweise nach „Reinlichkeit“ der Sprache und des Verses strebten, d. h. unter Verdrängung der Fremdwörter Korrektheit und Reinheit der Sprache und des Versbaues herbeizuführen suchten, strebten die Glieder der zweiten Schule vor allem nach „Lieblichkeit“ des Ausdrucks, oder nach „galanter“ Schreibart. Diese Lieblichkeit artet aber aus in eine süßliche Empfindsamkeit und einen lächerlichen Bombast der Rede, weshalb man auch diese Periode die schwülstige, prunkhafte genannt hat. Indem ferner die Dichter dem Geschmacke der damals an den Höfen herrschenden Unsittlichkeit huldigten, führten sie neben dem ästhetischen einen moralischen Verfall der Dichtkunst herbei. Uebrigens herrschte, wie in der ersten, so auch in der zweiten schlesischen Schule die feste Ueberzeugung, daß die Poesie etwas Erlernbares sei, eine Fertigkeit, die sich jeder durch Uebung aneignen könne, ein notwendiges Erfordernis eines jeden gebildeten Mannes. Das Hauptgewicht wurde auch

---

[1]) Hugo Jentsch (Guben), Johann Frank von Guben 1877.

[2]) Theodor Hansen (Lunden in Dithmarschen), Johann Rist und seine Zeit. Halle 1872. Hiernach wurde Rist nicht in Pinneberg, sondern in Ottensen bei Altona geboren, desgleichen G. Neumark den 6. März 1621 zu Langensalza, nicht den 16. März 1622 in *Mühlhausen, wie manche* Litteraturgeschichten angeben.

jetzt auf den richtigen Gebrauch der „durchdringenden, löblichen“ Beiwörter gelegt. Die bedeutendsten Glieder dieser Schule sind:

Andreas Gryphius, geb. 1616 zu Glogau in Schlesien, † daselbst 1664. Er bildet den Uebergang von der ersten zur zweiten schlesischen Schule, denn während er in seiner Lyrik sich formell der Opitzschen Richtung anschließt, huldigte er in seinen Dramen dem Geschmack von Hoffmannswaldau und Lohenstein. Fast durch alle seine Lieder, welche teils geistlicher, teils weltlicher Art sind (Oden, Sonette, die er „Beischriften“ nannte), blickt eine gewisse Schwermut, die ihren Grund zum großen Teil in traurigen Lebenserfahrungen hatte. Diesen düstern Charakter tragen sowohl sein Kirchenlied: „Die Herrlichkeit der Erden muß Staub und Asche werden“, als auch seine Kirchhofgedanken, ein umfangreiches Gedicht von 50 Strophen[1]). Die Hauptpflege wandte A. Gryphius dem **Drama** zu, und er hat auf diesem Gebiete seine Verdienste, wenn ihm auch nicht der Name des „Vaters der dramatischen Dichtkunst“ zukommt. Mit dem Begriff der Tragödie verband man damals den eines Spiels, in welchem fürstliche Personen in pathetischer Weise reden und grauenvolle Schicksale erfahren. Demgemäß sind die Tragödien des Gryphius reich an unnatürlichen Uebertreibungen, grellen Schilderungen und schwülstigen Redensarten. Nach Einheit der Zeit strebte Gryphius insofern, als er die Handlung des Stücks nicht über 24 Stunden spielen ließ. Charakteristisch sind seinen Tragödien noch die Chöre oder Reigen („Reyen“), womit jeder der fünf Akte („Abhandlungen“) schließt. Diese Chöre werden bald durch Priester und Jungfrauen, bald durch Geister und allegorische Figuren dargestellt. Als Vorbild im Tragischen diente ihm namentlich der holländische Dichter Jost van den Vondel[2]). Die fünf Trauerspiele des Gryphius (ein sechstes: „Der Kindesmörder Herodes“, das er schon als fünfzehnjähriger Knabe schrieb, ist verloren gegangen) sind: Leo der Armenier (ein byzantinischer Kaiser, der ermordet ward); Papinianus (ein römischer Rechtsgelehrter, den Caracalla tötete); Karl Stuart (unmittelbar nach Verurteilung und Hinrichtung des unglücklichen Karl I. geschrieben): Katharina von Georgien (aus einer Reise nach Persien entlehnt); Cardenio und Celinde (nach einer italienischen Novelle bearbeitet). Die Form dieser Stücke ist die der gereimten Alexandriner; in allen fehlt es nicht an Schilderungen des Schrecklichen und Gräßlichen, wohl aber an tragischer Schuld und sittlicher Versöhnung. Weit bedeutender als in seinen Trauerspielen ist Gryphius in seinen Lustspielen: Peter Squenz und Horribilicribrifax. Im ersten Stücke, das mit einer Episode in Shakespeares Sommernachtstraum in unverkennbarer Verwandtschaft steht (der Stoff war wohl durch jene „englische Komödianten“, die seit 1600 umherzogen, nach Deutschland gekommen), geißelt er die ungeschickten Volkskomiker, welche in thörichter Einbildung und Selbstüberschätzung sich auch an gelehrte und mythologische Stoffe (Pyramus und Thisbe) wagen.

---

[1]) Lyrische Gedichte von A. Gryphius herausgegeben von J. Tittmann (deutsche Dichter des 17. Jahrh. Band 14) 1880.

[2]) Vondel, der Shakespeare seines Volkes genannt, wurde geb. am 17. November 1587 in Köln und starb den 5. Februar 1679 zu Amsterdam. Für sein bestes Werk gilt die Tragödie „Gysbrecht vom Aemstel“. — Auf den sorgfältigsten Studien beruht das Werk von Alexander Baumgartner, Joost van den Vondel, sein Leben und seine Werke. Freiburg (Herder) 1882.

Im zweiten verspottet er die kriegerischen Prahlhänse, die Bramarbas und Eisenfresser, wie sie in der Zeit des 30jährigen Krieges sich überall zeigten. Ein drittes Lustspiel, „die geliebte Dornrose“, in schlesischem Bauerndialekt geschrieben, ist insofern bemerkenswert, weil es das erste ist, worin die Volksmundart im Gegensatz zum Schriftdeutsch zu künstlerischer Gestaltung kommt[1]).

Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau, geb. 1618 zu Breslau, † 1679. Auf seinen Reisen, die er als Begleiter eines Fürsten nach Italien und Frankreich gemacht, sowie in seinen diplomatischen Geschäften am Kaiserhofe, zu denen er als Breslauer Ratsherr öfter verwendet wurde, hatte er das Hofleben der Zeit in seiner sittlichen Versunkenheit kennen gelernt. Den dort herrschenden Geschmack, die frivole Richtung oder den, wie man es nannte, „galanten“ Ton eignete er sich an. Obgleich er in seinem bürgerlichen Leben zu den achtbarsten Männern gehört haben soll, so ist doch der Inhalt seiner Dichtungen, der in einer geschraubten, schwülstigen und bombastischen Sprache dargestellt wird, durchaus schamlos und unsittlich. Dieser lüsterne und schamlose Inhalt zeigte sich in seinen erotischen Liedern ebenso wie in seinen Heldenbriefen, womit er die Form der Heroiden in die deutsche Litteratur einführte. Diese Heroiden, bei denen ihm Ovid als Muster diente, sind Briefe berühmter Persönlichkeiten, die darin einander ihr Herz ausschütten (Abälard und Heloise; Albert III. von Bayern und Agnes Bernauerin ꝛc.). Im übrigen suchte Hoffmann seine Vorbilder bei den späteren Italienern, namentlich dem schwülstigen und süßlichen Guarini und Marino[2]).

Kaspar von Lohenstein, geb. 1635 im Fürstentum Brieg, † 1683 als Syndikus und Rat der Stadt Breslau. Er nahm sich seine beiden Vorgänger zum Muster, in seinen lyrischen Gedichten Hoffmannswaldau, in seinen Dramen Gryphius, doch überbot er noch beider Mängel. Wenn auch Lohenstein wie Hoffmannswaldau in seinem Leben durchaus sittenrein war, so ist doch in seinen Dichtungen davon nichts zu spüren, vielmehr gefiel er sich in der Ausmalung des Unsittlichen und Ekelhaften und steigerte dabei den unnatürlichen Schwulst der neuen Italiener bis zum Aeußersten. Seine Dramen sind nach denselben Mustern gebaut, wie des Gryphius, auch er beobachtet in denselben das Gesetz der Einheit der Zeit und hat Chorgesänge zwischen die Handlung eingeflochten. Diese Chöre (Reyen) bestehen zumeist aus symbolischen Gestalten (es treten auf das Geschrei oder Gerücht, die Klugheit, das Glück, die Zeit, die Tiber nebst den sieben Bergen von Rom u. s. w.) und aus den Geistern der Gemordeten, wie denn Erscheinungen racheschnaubender Geister in diesen Dramen etwas ganz Gewöhnliches sind. Die Stoffe selbst, die er meist aus der römischen Kaiserzeit oder aus

[1]) Klapp, A. Gryphius als Dramatiker 1851. — G. A. Klix (Berlin), Festrede gehalten 1864 in Glogau. — J. Tittmann, dramatische Dichtungen des A. Gryphius 1870 (deutsche Dichter des 17. Jahrh. mit Einleitungen und Anmerkungen Band 4). — A. Gryphius' Lustspiele, herausgeg. von H. Palm 1879 (Stuttg. litt. Verein, Bd. 138). Die geliebte Dornrose, herausgeg. v. Palm 1865.

[2]) Guarini starb 1612 in Venedig. Sein berühmtes Gedicht ist il pastor fido (der getreue Schäfer), das Hoffmannswaldau übersetzte. — Marino starb 1625 in der Nähe von Neapel; das bedeutendste seiner Gedichte ist das Epos „Adonis“. Von ihm stammt auch das Epos „der Bethlehemische Kindermord“, den Brockes (§ 39) übersetzt hat.

der türkischen Geschichte nahm, behandeln Schandthaten der grauenvollsten Art. Seine sechs Tragödien sind: Ibrahim Bassa (derselbe wird ermordet, weil Sultan Soliman sich seine Gemahlin aneignen will); Kleopatra (Antonius und Octavian erscheinen darin als blutige Wüteriche); Agrippina und Epicharis (in beiden ist Nero die Hauptperson, dort wird Neros schamlose Mutter von ihrem eigenen Sohne ermordet, hier die Republikanerin Epicharis dem Tode preisgegeben); Ibrahim Sultan und Sophonisbe. Das beste Werk von Lohenstein ist sein in Prosa geschriebener Heldenroman Arminius. Derselbe leidet zwar an einer ermüdenden Weitschweifigkeit der Anlage und Ausführung (3000 gespaltene Quartseiten!), allein es that Lohenstein doch insofern damit einen glücklichen Griff, als er einen deutschen Gegenstand bearbeitete[1]).

§ 39. Die Gegner der schlesischen Dichter.

Trotz des ungemessenen Beifalls, den die Werke eines Hoffmannswaldau und Lohenstein fanden, und trotz der großen Anzahl ihrer Verehrer, welche dieselben als unübertreffliche Muster in der Lyrik, wie im Drama betrachteten und ihrem Geschmacke huldigten, erhob sich doch bald eine Reaktion von solchen, welche die Unnatur dieser Richtung erkannten und zu größerer Einfachheit und Wahrheit zurückkehrten. Eine von der zweiten schlesischen Schule abweichende Richtung tritt zuerst hervor bei

Christian Weise, † 1708 als Rektor in Zittau. Er erschütterte zuerst den Einfluß der Hoffmannswaldau-Lohensteinschen Richtung, indem er dem „Galanten" das „Natürliche" gegenüber setzte und im Gegensatze zu dem Schwulst und Bombast der Dichter seiner Zeit die einfache Sprache der Wahrheit zu reden strebte. Diesen Zweck verfolgte er sowohl in seinen Gelegenheitsgedichten, wie in seinen Romanen und Dramen. Einer seiner Romane, der zugleich ein treffliches Kulturbild des 17. Jahrh. ist, führt den Titel: „Die drei ärgsten Erznarren in der ganzen Welt" [2]). Das entschiedenste Talent hatte er zum Drama, und er entwickelte auf diesem Gebiete eine solche Fruchtbarkeit, daß die Zahl seiner Stücke sich über 100 belief. Namentlich dichtete er zahlreiche Schulkomödien, die ihm als ein Mittel der Erziehung galten, wie denn überhaupt seine Poesie einen lehrhaften Charakter trägt und allerhand praktische Zwecke verfolgt[3]).

Christian Weise nahmen sich sehr viele Unberufene zum Vorbild, welche ohne Gemüt und Phantasie in der flachsten und nüchternsten Art reimten und die allergewöhnlichsten und prosaischsten Gedanken in ihren Gedichten behandelten (Wasserpoeten).

Ein anderer Angriff auf die zweite schlesische Schule ging von den sogenannten **Hofpoeten** aus, welche den überladenen Schmuck durch eine formelle Eleganz zu verdrängen suchten und einen anständigen Ton in die Dichtkunst einführten. Eingeleitet wird diese Hofpoesie durch

---

[1]) W. A. Passow, D. C. von Lohenstein 1852.

[2]) Neudruck deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrh. Nr. 12—14, Halle (Niemeyer) 1878.

[3]) H. Palm, Christian Weise 1854. (Wiederholt in seinen „Beiträgen zur Geschichte der deutschen Litteratur des 16. u. 17. Jahrh." 1877). Glaß, Christian Weises *Verdienste um die Entwickelung* des deutschen Dramas (Schulprogramm von Bautzen 1876).

Ludwig Freiherr von Canitz[1]). Er war ein angesehener, fein gebildeter Hofmann, der unter dem Großen Kurfürsten und seinem Nachfolger die höchsten Staatsämter bekleidete († 1699). Statt der schlechten italienischen Vorbilder wählte er sich bessere bei den Franzosen; vor allem nahm er sich in seinen Satiren Boileau († 1711) zum Muster. Sein Freund war

Johann von Besser (geb. 1654 zu Frauenburg in Kurland, † 1729 in Dresden), unter dem die Hofpoesie ihre Blüte erreichte. Als Hofpoet in Berlin unter dem Großen Kurfürsten und Friedrich I., dem ersten Könige von Preußen, sowie in Dresden unter August II. war er bei allen festlichen Gelegenheiten bei der Hand. Freilich sind diese Gedichte trotz ihrer sauberen und gewählten Form doch nur gereimte Prosa der gewöhnlichsten Art[2]). Nicht viel höher stehen sein Nachfolger am Dresdener Hofe, Ulrich von König († 1744), und der Erzieher des Erbprinzen von Ansbach, Benjamin Neukirch († 1729). Letzterer nahm sich namentlich Fenelon (Erzbischof von Cambrai † 1715) zum Vorbild, dessen Telemach, worin das Musterbild einer fürstlichen Erziehung vorgeführt wird, er in Versen übersetzte.

An Tiefe des Gemüts, Wahrheit der Empfindung und schöpferischer Einbildungskraft übertraf die eben genannten Dichter, überhaupt die meisten seiner Zeitgenossen

Christian Günther (1695—1723), der nach dem Range eines sächsischen Hofdichters strebte, aber durch ein wüstes Leben und rohe Sitten Glück und Gunst verscherzte. Seine Verirrungen, in die er schon als Student geriet, zogen ihm den dauernden Haß des Vaters zu, dessen hartes Herz selbst seine bitterste Reue nicht zu versöhnen vermochte. In seinem Innern zerrissen und der Verzweiflung preisgegeben, schweifte er unstät und planlos von einem Orte zum andern. Seine Ausschweifungen zerrütteten seine Gesundheit und stürzten ihn ins tiefste Unglück, so daß er in bitterster Armut ein frühes Grab fand. Trotz seiner von ihm selbst oft tief bereuten Verirrungen ist Günther ein reich begabtes Dichtertalent voll wahrer und tiefer Empfindung. In seinen Liedern spricht sich der Kampf seiner sittlichen Natur mit den Leidenschaften aus. Den größten und allgemeinsten Ruhm erntete er durch sein Gedicht zur Feier des zwischen dem Kaiser und der Pforte 1718 geschlossenen Friedens. Das eigenartige Wesen Günthers zeigt sich in seinem Studentenliede „Brüder, laßt uns lustig sein". Treffend sagt von ihm Goethe: „er wußte sich nicht zu zähmen und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten" [3]).

Eine dritte Dichtergruppe, welche gegen die schlesischen Dichter zu Felde zog, hatte in Hamburg ihren Hauptsitz. Aus der großen Zahl der niedersächsischen Dichter (Weichmann zählt in seinem bändereichen Werke „die Poesie

---

[1]) Biographie in Varnhagen v. Enses biogr. Denkmälern. Band 4.

[2]) Sein Leben in Varnhagen v. Ense a. a. O.

[3]) Hoffmann v. Fallersleben, J. Chr. Günther. Ein litterarhistorischer Versuch 1832. — Otto Roquette, Leben und Dichten J. Chr. Günthers 1860. — Gedichte, herausgegeben von J. Tittmann 1874 (deutsche Dichter des 17. Jahrh. Bd. 6). — Max Kalbeck (Breslau), neue Beiträge zur Biographie des Dichters Joh. Christian Günther 1879. — Berthold Litzmann (Jena), zur Textkritik J. Chr. Günthers 1880. — Derselbe hat auch eine Auswahl der Gedichte Günthers (Leipzig, Reclam 1880) besorgt. Zuletzt hat Günthers Gedichte herausgegeben Ludwig Fulda (deutsche Nationalbibliothek von Joseph Kürschner Bd. 38), Stuttgart 1882.

der Niedersachsen“ nicht weniger als 62 niedersächsische Dichter auf) ragen vor allen zwei hervor, Wernicke (niedersächsische Aussprache von Warnecke) und Brockes.

Christian Wernicke, dänischer Staatsrat († 1710), der Schüler des berühmten Polyhistor Morhof (Professor der Poesie in Rostock und Kiel, † 1691), hatte sich in seiner Jugend an die Schlesier angeschlossen, erkannte aber diese Verirrung und führte nun einen ästhetischen Kampf gegen jene Schule, namentlich gegen zwei niedersächsische Dichter, Hunold und Postel. Aufsehen machte in dieser Beziehung sein komisches Heldengedicht Hans Sachs, in welchem er diesen wackern Meistersinger ungerechterweise als das Urbild aller schlechten Reimer und Poeten hinstellte, als dessen Nachfolger dann Postel (unter dem Namen Stelpo) auf dem Gänsemarkt zu Hamburg (wo das Opernhaus stand) gekrönt wird. Als Hunold in einer Gegenschrift „der thörichte Pritschmeister[1]) oder der schwärmende Poet“ für seinen Freund in die Schranken trat, traf ihn derselbe Spott. Vor allem geißelt er die Verirrungen und Auswüchse des Hoffmannswaldau-Lohensteinschen Geschmacks offen und freimütig in seinen Epigrammen oder Ueberschriften, bei denen ihm Boileau als Muster diente.

Heinrich Brockes [2]), Hamburger Ratsherr († 1747), wußte einen würdigeren Stoff für die Poesie zu finden, als ihn Hof- und Familienfeste zu bieten vermochten. Er fand diesen Stoff in der wirklichen Natur, die er mit frommem Herzen betrachtete und in der er Gottes Werke bewunderte. Die Sammlung seiner Gedichte (neun Bände) nannte er „irdisches Vergnügen in Gott“, weil er sich beim frohen Naturgenuß des Schöpfers erinnert, auf den er stets als den Urheber aller Freuden dieser Erde hinweist. Es giebt sich in dem Werke eine liebevolle Hingabe an die Natur und ein beschauliches Versenken in dieselbe zu erkennen. Seine Vorbilder waren vor allem die Engländer, deren Naturmalerei er in die deutsche Poesie einführte; insbesondere James Thomson (geb. 1700, † 1748, dessen beschreibendes Gedicht „Die Jahreszeiten“ (the seasons), in welchem sich ein sentimentaler Hang zur Natur ausspricht, Brockes übersetzte[3]).

§ 40. Der Roman und die Satire in dieser Zeit.

An **Romanen,** denen wir bereits in der vorigen Periode begegnet sind, ist das 17. und 18. Jahrhundert sehr reich[4]). Im allgemeinen lassen sich drei Klassen in dieser Gattung unterscheiden.

---

[1]) Die Pritschmeister gehörten zu der Klasse der dem Bürgerstande angehörigen Dichter, welche die Poesie als Erwerbsmittel benutzten. Bei bürgerlichen Festen, Schützenfesten u. s. w. machten sie die Herolde und besangen die Festlichkeit selbst, sowie deren vornehmste Teilnehmer. Den Namen führten sie von der Pritsche, dem klappernden Holz, womit sie die Aufmerksamkeit auf sich lenkten.

[2]) Seine Selbstbiographie veröffentlicht von Lappenberg 1847. — David Friedrich Strauß († 1874 in seiner Vaterstadt Ludwigsburg), H. Brockes und Hermann Samuel Reimarus. Kleine Schriften 1862.

[3]) Außer Brockes fand Thomsons Richtung auch bei Haller, Klopstock, Kleist tiefempfundene Nachahmung. Doch nicht bloß ins Deutsche, auch in alle andere Sprachen wurden die „Jahreszeiten“ übersetzt. Thomson ist zugleich der Dichter des bekannten englischen Volksliedes „Rule Britannia“. Angeregt wurde er von Pope und besitzt wie dieser dieselbe Glätte der Form und dieselbe nüchterne Verständlichkeit des Inhalts.

[4]) L. Cholevius, die bedeutendsten deutschen Romane des 17. Jahrhunderts 1866. — *Felix Bobertag (Breslau),* Geschichte des Romans, 1. Band 1876.

Zu der ersten Klasse gehören die sogenannten **Helden- und Liebesgeschichten.** Aus der großen Zahl derselben mögen zunächst erwähnt werden zwei Romane des Philipp von Zesen (§ 35, 2): „die adriatische Rosamund“ und „die afrikanische Sophonisbe“, worin er im Gegensatz zu dem schleppenden Stil und den endlosen Perioden der spätern Romanschreiber sich einer ganz eigentümlichen Darstellung in kurzen abgebrochenen Sätzen bedient. Derselben Gattung gehört die ganz im Stil der zweiten schlesischen Schule geschriebene „asiatische Banise“ des Anselm von Ziegler und Kliphausen an, einer der beliebtesten Romane der damaligen Zeit, der allerhand Liebesabenteuer und kriegerische Ereignisse im fernen Asien behandelte. Von den Zeitgenossen über alle Maßen gepriesen wurde der bereits erwähnte Roman von Lohenstein: Arminius und Thusnelda, der vier Quartbände umfaßt und von Gelehrsamkeit strotzt (§ 38). Die bedeutendsten Romane aus der vornehmen Welt sind die Aramena (syrische Prinzessin) und die Octavia des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel († 1714; in der fruchtbringenden Gesellschaft genannt „der Siegprangende).“

Eine zweite Gattung bildet der deutsche **Abenteurer-Roman,** wozu das wechselvolle abenteuerliche Leben zur Zeit des 30jährigen Krieges reichen Stoff bot. Den Mittelpunkt bilden Glücks- und Unglückskinder, die aus den niedern Ständen emporsteigen, zu Rang und Reichtum gelangen oder aus guten Verhältnissen herunterkommen und in der Welt umhergeworfen werden. Das bedeutendste Werk dieser Art ist der **Simplicissimus** des Christoph von Grimmelshausen († 17. August 1676 in der ehemals bischöflich-straßburgischen, jetzt badenschen Stadt Renchen). In sechs Büchern giebt dieser Roman ein lebensvolles Gemälde des 30jährigen Kriegs und ein erschütterndes Bild von der in jener Zeit herrschenden Entsittlichung und Rohheit, Zügellosigkeit und Verwilderung. Diese trostlosen Zustände, die der Roman in einer bunten Reihe von Bildern an uns vorüberführt, werden mit Witz und Laune, mit Humor und heiterer Gemütlichkeit erzählt. Der Held des Buches, der seine Geschichte selbst erzählt, ist der Sohn eines begüterten Bauern aus dem Spessart. Ohne jede Erziehung, roh und wild und ohne alle Kenntnis des Weltlebens wächst derselbe auf. Dieses zufriedene Stillleben wird unterbrochen durch die Greuel des Kriegs; Reiter überfallen und plündern das Dorf. Es gelingt dem Knaben, aus dem elterlichen Hause, das niedergebrannt wird, zu entkommen und in einen Wald zu flüchten, wo ihn ein Einsiedler in seine Hütte aufnimmt, von dem er die erste Bildung empfängt. Nach dem Tode des Einsiedlers geht er hinaus in die weite Welt und findet endlich bei dem Gouverneur von Hanau Aufnahme, der ihn seiner Einfalt und Tölpelhaftigkeit wegen Simplicissimus nennt und den Entschluß faßt, ihn zum Narren auszubilden. Der gewitzte und schlaue Bursche spielt die Rolle eines Narren mit vollem Verstande und hat mit seinem schlagfertigen Mutterwitz die zum besten, die ihn narren wollen. Von Kroaten geraubt und weggeführt, erlebt er die wechselvollsten Schicksale, namentlich als Soldat bei den Kaiserlichen. Das wilde, unstäte Treiben des 30jährigen Krieges rauscht an dem Leser vorüber, und das unsägliche Elend des Volkes wird in lebensvollen Gemälden dargestellt. Nachdem er auf seinen Streifereien lange glücklich gewesen, Reichtum und hohe Ehrenstellen erlangt, verliert er wieder sein Vermögen und gerät in Gefangenschaft, in der er eine neue Reihe

der buntesten Abenteuer durchlebt. Nachdem er so im bunten Wechsel des Glücks erkannt, daß alles eitel ist, bekehrt er sich, zieht sich in die Einsamkeit zurück und lebt den Abend seines Lebens nur seinem Seelenheil [1]). — Es hat Gervinus mit Recht in dem Knaben Simplicissimus eine Aehnlichkeit entdeckt mit dem jungen Parzival (§ 18), der auch von seiner Mutter in tiefster Einsamkeit auferzogen wird, und den die ersten Ritter, die er erblickt, hinauslocken in die Welt. Es bildet überhaupt unser Roman ein Seitenstück zum Parzival des Wolfram von Eschenbach. „Beide stellen in dem Leben ihrer Helden den Kampf dar zwischen Geist und Welt, zwischen Glauben und Leben, der zuletzt mit dem Frieden des Kämpfenden endigt.“ Nur ist bei dem Helden des Volksromans alles plumper und burlesker. Dem Buche fehlt jeder Schimmer von Romantik, der auf dem mittelalterlichen Kunstepos ruht, aber es ist nichts desto weniger ein echt deutsches Buch, es birgt in rauher Schale einen goldenen Kern.

Durch den Abenteurer-Roman wurde eine dritte Gattung vorbereitet, die sogenannten **Robinsonaden** [2]). Das erste Buch dieser Art verfaßte der Engländer Daniel Defoe unter dem Titel Robinson Crusoe 1719, das schon 1721 in einer deutschen Uebersetzung erschien, die nach einer bereits 1720 vorangegangenen französischen Uebersetzung gearbeitet war. Nicht nur in England machte das Werk ungemeines Aufsehen und brachte dem von Defoe erst nach langem Suchen gefundenen Verleger (Taylor) in kurzer Zeit über 1000 Pfund Sterling ein, sondern es rief auch im übrigen Europa die größte Bewunderung und ein fast unzählbares Heer von Nachahmungen hervor. In Deutschland allein erschienen bis 1760 gegen 40 verschiedene Robinsonaden, und seitdem noch 30 andere. Es gab einen brandenburgischen, Berliner, schweizer, böhmischen, fränkischen, schlesischen, Leipziger, französischen, dänischen, holländischen, griechischen, englischen, irländischen, jüdischen Robinson. Wie jedes Land, so hatte auch jedes Gewerbe oder jeder Stand und jedes Geschlecht seinen besonderen Robinson. Rousseau war es vornehmlich, der in seinem Emil auf die große pädagogische Bedeutung des Buches hinwies. Aus diesem Anlaß ist die bekannte Bearbeitung von Joachim Heinrich Campe († 1818 in Braunschweig) hervorgegangen, die 1779 in erster und 1883 in 109. Auflage erschien. Weniger auf die Moral als auf die Poesie des Vorbildes haben Rücksicht genommen Lauckhard (8. Aufl. 1883), Gräbner (15. Aufl. 1883) u. a. Unter den Nachahmungen ist wohl der schweizerische Robinson von Wyß (bearbeitet von Bonnet) eine der besten. — Außerdem erschienen eine Menge Erzählungen, die zwar einen veränderten Namen trugen, aber doch dem englischen Robinson nachgebildet waren. Unter diesen

---

[1]) Ausgaben von A. von Keller 1854—1862. (Stuttg litt. Verein.) 4 Bde. Heinrich Kurz (mit Einleitung, Anmerkungen und Erläuterungen) 1863. 4 Bde. (Deutsche Bibliothek Band 3—6). J. Tittmann 1875, 2 Bände Deutsche Dichter des 17. Jahrh. herausgeg. von K. Goedeke und J. Tittmann. Bd. 7 u 8). Rudolf Kögel (Leipzig), Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. u. 17 Jahrh. Halle 1880. Für die Jugend bearbeitet von Hugo Meyer, Ferdinand Schmidt, Lauckhard († 1876 in Weimar). O. L. B. Wolff, 4. Aufl. 1875. Eine französische Studie (étude sur le Simplicissimus) lieferte F. Antoine, Paris (Klinckfieck) 1882.

[2]) Hermann Hettner († 1882 in Dresden), Robinson nnd Robinsonaden 1854. *Vgl. auch desselben* Verfassers Litteraturgeschichte des 18. Jahrh. (Teil 1: Geschichte der *englischen Litteratur 1660—1770*). 4. Aufl. 1881.

zeichnet sich durch lebendige Darstellung am meisten aus: „die Insel Felsenburg“ von dem Stolbergschen Kammersekretär Schnabel. Das Werk wurde später mit einer Einleitung von Ludwig Tieck versehen wieder herausgegeben.

Hand in Hand mit dem Roman ging die **Satire**, welche sich vielfach in die Form des ersteren kleidete. Ein solches für die Sittengeschichte des 30jährigen Krieges höchst wichtiges Werk schrieb der Kanzleipräsident **Moscherosch** († 1669) unter dem angenommenen Namen Philander von Sittewald. Derselbe war von den Stürmen des Krieges hin und her getrieben worden und hatte in seinem vielbewegten Leben die Verworfenheit, Roheit und Sittenverderbnis der Zeit kennen gelernt. Diese Beobachtungen und Erlebnisse legt er nieder in seinem Werke: „Wunderliche und wahrhafte Gesichte Philanders von Sittewald“ [1]). In Form von Visionen (oder Träumen) giebt er ergreifende Schilderungen von dem Elend und Jammer seines mit Füßen getretenen Vaterlandes. Namentlich bietet er uns in dem Kapitel vom Soldatenleben ein treues Gemälde von der barbarischen Roheit jener Kriegszeiten. Charakteristisch für die Zeit ist auch seine mit französischen, italienischen, spanischen Worten und Redensarten, sowie mit lateinischen Versen angefüllte Sprache.

Nächst Moscherosch sind die bedeutendsten Satiriker zur Zeit des 30jährigen Krieges:

Johann Lauremberg aus Rostock (geb. 1590 † 1658), dessen beste Satiren vier Scherzgedichte sind, die er in plattdeutscher Sprache schrieb („Veer Scherzgedichte“ oder wie man sie später nannte: „De veer olde berömde Scherzgedichte“). Dieselben sind durchaus im Volkston gehalten und reich an Mutterwitz, Lebenserfahrung und gesunden Ansichten. Er verspottete darin die Alamode-Zeit in Kleidern, Sprache und Sitte (Modesucht, Sprachmengerei, Versmacherei, Titelsucht u. s. w.) [2]).

Joachim Rachel aus Lunden im Dithmarsischen († 1669 in Schleswig), der ganz im Stil der Opitzischen Schule dichtete. Seine acht satirischen Gedichte sind zwar der Form nach korrekter und regelmäßiger als die von Lauremberg, aber durchaus nicht so volkstümlich. Er vertritt mehr die gelehrte poetische Satire, indem er sich dabei die römischen Satiriker Juvenal und Persius zum Muster nahm. Hervorzuheben ist namentlich die Satire der „Poet“.

Balthasar Schuppius, Hauptpastor in Hamburg († 1661), ein entschiedener Gegner der gelehrten Poesie und der damaligen unnützen Schulweisheit. Daher sind seine Schriften frei von dem geschraubten und gekünstelten Wesen seiner Zeit und von aller steifen Gelehrsamkeit, sowie auch seine Predigten durchaus einfach und volkstümlich sind.

In die Reihe der Satiriker gehört auch der Pater **Abraham a Santa Clara** (mit seinem Tauf- und Familiennamen Ulrich Megerle), Hofprediger in Wien († 1. Dezember 1709). Er erwarb sich einen großen Ruf durch seine Schriften und Predigten, die mit allerhand witzigen Einfällen, Anekdoten,

---

[1]) Das Ganze ist nur eine Bearbeitung oder Umschreibung der Suenos (Träume) des Spaniers Quevedo († 1645).

[2]) Die Scherzgedichte gab heraus M. Lappenberg (Stuttg. litt. Verein) 1861 und W. Braune, Neudrucke Nr. 16 u. 17, Halle (Niemeyer).

Possen und Schwänken ausgestattet sind. Eins seiner Hauptwerke ist „Judas der Erzschelm“ in vier Quartbänden. Die Kapuzinerpredigt in Wallensteins Lager ist eine zum Teil wörtliche Bearbeitung einer Türkenpredigt des Abraham a Santa Clara [1]).

§ 41. Der Kampf der Leipziger und der Schweizer.

Von heilsamem Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Litteratur war der Kampf der Leipziger und Schweizer oder der Gottsched-Bodmersche Streit, der mit der Verdrängung des französischen Geschmacks und der Anerkennung englischer Vorbilder endigte.

Johann Christoph Gottsched [2]), geb. 2. Februar 1700 zu Judithenkirch bei Königsberg, † 12. Dezember 1766 zu Leipzig, trat hier, wo er Professor der Philosophie und Dichtkunst war, als litterarischer Tonangeber und Diktator des guten Geschmacks auf. Von Haus aus eine mehr nüchterne, verstandesmäßige Natur, fühlte er sich berufen, über alle poetischen Erscheinungen zu Gericht zu sitzen. Unter dem Titel „die vernünftigen Tadlerinnen“ gründete er 1725 eine Zeitschrift, worin er die poetischen Erscheinungen von seinem Standpunkte aus kritisierte. In seinem „Versuche einer kritischen Dichtkunst für die Deutschen“, wovon 1730 die erste Ausgabe erschien, brachte er seine poetischen Grundsätze und Ansichten in ein System. Ihm ist die Dichtkunst, die vorzugsweise einen didaktischen Zweck hat und durch Ergötzen belehren soll, etwas Erlernbares, und die Haupterfordernisse für dieselbe sind Regelmäßigkeit der Form und Verständigkeit des Gedankeninhalts. An diesem Maßstabe wurden dann alle dichterischen Erscheinungen gemessen und nur, wenn sie nach seinem Geschmacke waren und ihn zum Muster nahmen, fanden sie seinen Beifall. So war Gottsched lange Zeit ein gefeierter und zugleich gefürchteter Kunstrichter und sein Urteil galt in weiten Kreisen als unfehlbares Gesetz des guten Geschmacks. Bald sammelte sich um ihn eine Schar treuer Anhänger, zu denen namentlich Schönaich (Verfasser eines Epos „Hermann oder das befreite Deutschland“), Triller, ein Arzt und Fabeldichter, sowie Professor Schwabe gehörten. Der letztere gründete unter Gottscheds Aufsicht die „Belustigungen des Verstandes und Witzes“, eine Wochenschrift, die vorzugsweise das Organ Gottscheds und seiner Schule wurde. Sein Hauptaugenmerk richtete Gottsched auf die Reform des Theaters, und er wußte seine Ansichten auf der Bühne zur Geltung zu bringen, indem er sich mit der unter Leitung der Frau Karoline Neuber († 30. November 1760 in Laubegast) stehenden Schauspielertruppe in Leipzig verband [3]). Er entfernte die rohen und schmutzigen Theaterstücke, namentlich die derben Hanswurstpossen, bekämpfte jene abgeschmackten Trauerspiele, die man Haupt-

---

[1]) Abraham a Santa Clara von Theodor von Karajan († 1873 in Wien) 1867 (Lebensbeschreibung und kritische Beleuchtung seiner Schriften). — Sämtliche Werke, 21 Bände, Passau und Lindau 1853—74.

[2]) Th. W. Danzel, Gottsched und seine Zeit 1848. — Joseph Bayer (in Wien), von Gottsched bis Schiller, 3 Teile, 2. Aufl. (vortreffliche Entwickelung des deutschen Nationaldramas).

[3]) Friedrich von Reden-Esbeck (Wiesbaden), Karoline Neuber und ihre Zeitgenossen, ein Beitrag zur deutschen Kultur- und Theatergeschichte, Leipzig (Ambrosius Barth) 1881 (wertvolle Monographie, die uns einen bedeutsamen Einblick gewährt in das geistige Leben der ersten Hälfte des 18. Jahrh).

und Staatsaktionen nannte, trat gegen die Oper auf und suchte der Bühne ein Repertoire formgerechter Stücke zu verschaffen. Als Vorbilder dienten ihm hierbei die französischen Dramatiker, an denen er seinen Geschmack und sein Urteil bildete [1]). Im Verein mit seiner Gattin (Luise, geb. Kulmus) übersetzte er französische Stücke und dichtete nach dem Muster französischer Regelmäßigkeit neue Dramen, unter denen namentlich sein **sterbender Cato** das Muster einer deutschen Originaltragödie sein sollte. Diese regelmäßige Tragödie stellte er an die Spitze in dem von ihm veranstalteten Sammelwerke von mustergültigen Bühnenstücken, das er „die deutsche Schaubühne nach den Regeln der alten Griechen und Römer eingerichtet“ betitelte (6 Bände), während er in einem anderen Werke: „Nötiger Vorrat zur Geschichte der deutschen Dichtkunst“ ein Verzeichnis sämtlicher ihm bekannten deutschen Dramen von 1450—1760 giebt. Es ist dies ein für das Drama wichtiges litteraturgeschichtliches Werk und jedenfalls das Wertvollste, was Gottscheds Bemühungen um das deutsche Drama hervorbrachten. Soweit Gottsched nur gegen das wahrhaft Schlechte zu Felde zog, indem er sittenlose und schmutzige Stücke von der Bühne verbannte und allerhand Mißstände beseitigte, soweit war sein Streben ein berechtigtes. Desgleichen ist es ein Verdienst von ihm, daß er der Sprachmengerei und dem schwülstigen Bombast gegenüber auf Einfachheit, Natürlichkeit und Reinheit drang. Hierher gehören zwei seiner Schriften: „Vernünftige Redekunst“ und „Deutsche Sprachkunst“. Als er aber gegen aufstrebende jüngere Talente, in die sein pedantischer Geist sich nicht finden konnte, zu Felde zog, als er den litterarischen Markt mit einer Menge von trockenen, geist- und witzlosen Schriften gleichsam überschwemmte, die er in seinem Selbstbewußtsein und in seiner Selbstüberhebung für mustergültig hielt, fand er Gegner, die ihm gewachsen waren und die angemaßte Diktatur ihm entrissen. Es waren dies zunächst die Schweizer [2])

Johann Jakob Bodmer, geb. 1698 zu Greifensee bei Zürich, seit 1725 Professor der Geschichte in Zürich, später Mitglied des großen Rats, † 1783, und

Johann Jakob Breitinger, geb. 1701 in Zürich, seit 1731 Professor am Gymnasium daselbst, † 1776. Beide Männer, vorwiegend kritische Naturen, gaben nach englischem Vorbild [3]) in den Jahren 1721—1723 eine Wochenschrift heraus, „Diskurse der Maler“ genannt, welche die ersten Keime aller echten Kritik in Deutschland enthielt. Die Poesie besteht hiernach in der Nachahmung der Natur und ist gleichsam eine redende Malerei.

---

[1]) Es waren dies namentlich die Tragiker Corneille († 1684: Cid, Horace, Cinna); Racine († 1699: Andromaque, Iphigénie, Phèdre, Athalie); Voltaire († 1778: Brutus, Zaïre, Mahomet), außerdem die Lustspieldichter Molière († 1673: Tartuffe, L'avare, Misanthrope); Regnard († 1709: Le joueur); Destouches († 1754: Le glorieux).

[2]) Kaspar Mörikofer († 1877 in Zürich), die schweizerische Litteratur des 18. Jahrh. 1861.

[3]) In England gab Richard Steele (spr. stihl, geb. 1675, † 1729) seit 1700 die moralische Wochenschrift „The Tatler“ oder der Plauderer und seit 1711 mit Addisson (spr. Adis'n, geb. 1672, † 1719), dem Dichter der rührenden und moralisierenden Tragödie Cato, „The Spectator“, d. h. der Zuschauer, und später „The Guardian“, der Vormund, heraus.

Statt des nüchternen Verstandes verlangten sie Phantasie und Empfindung und dabei legten sie größeren Wert auf den Inhalt als auf eine regelrechte Form. Statt auf die Franzosen lenkten sie ihre Blicke vorwiegend auf die neueren Werke der Engländer, und namentlich fanden sie in Milton [1]) einen Dichter, der ihre Forderungen im höchsten Grade befriedigte. Waren auch diese Ansichten wesentlich verschieden von denen, die Gottsched in der von ihm später herausgegebenen und bereits erwähnten Wochenschrift „die vernünftigen Tadlerinnen“ aussprach, so blieben doch beide Parteien längere Zeit in gutem Einvernehmen und entwickelten die entgegengesetzten Ansichten friedlich neben einander. Das Signal zu einem litterarischen Kampfe gab erst eine Kritik Gottscheds über die 1732 erschienene Bodmersche Uebersetzung von Miltons verlorenem Paradies. Leidenschaftlicher wurde der Streit geführt, als Breitinger der 1737 in zweiter Auflage erschienenen kritischen Dichtkunst Gottscheds 1740 ein anderes, den Standpunkt der schweizerischen Anschauung vertretendes Werk entgegenstellte, das er gleichfalls „kritische Dichtkunst“ nannte, und als Bodmer in demselben Jahre seine kritische Abhandlung „vom Wunderbaren in der Poesie“ erscheinen ließ, in der es auf eine Verherrlichung Miltons abgesehen war. Wie Gottsched als ein Mann der Aufklärung, dem alles Wunderbare und Uebernatürliche in tiefster Seele zuwider war, jetzt gegen Milton und dessen religiöse Poesie zu Felde zog, so griff er später Klopstock an, welcher gleich Bodmer und Breitinger sich jenen englischen Dichter zum Vorbild genommen und mit kühner Phantasie eine überströmende Empfindung verband, Eigenschaften, die dem nüchternen Verstande Gottscheds etwas Unbekanntes waren. Während Klopstock von seinen Verehrern als der „seraphische“ Dichter gefeiert wurde, nannte ihn Gottsched nur den „sehr affischen“ und verunstaltete seinen Namen in „Klopfstock“. Der litterarische Kampf wurde noch in heftigen Satiren weiter geführt, bis er sich endlich zu Gunsten der Schweizer entschied, denen sich nach und nach alle strebsamen jungen Talente anschlossen. Auch in Leipzig war es mit dem Ansehen des einst so gefürchteten Kunstrichters vorbei. Frau Neuber, die sich zwanzig Jahre lang von Gottsched hatte leiten lassen, sagte sich gänzlich von ihm los. Die sächsischen Dichter, welche einst zu den Füßen des Meisters gesessen, kehrten ihm den Rücken und gründeten einen eigenen Verein (§ 44). Wie Lessing in seinen Litteraturbriefen (§ 48), so trug zur Niederlage Gottscheds durch seinen derben Witz und beißenden Spott noch ein andrer Dichter bei, der als ein bedeutender Satiriker jener Tage eine besondre Hervorhebung verdient. Es ist dies der durch klassische und englische Litteratur gebildete Christian Ludwig Liscow, ein Mecklenburger von Geburt, längere Zeit in Diensten des sächs. Ministers Grafen von Brühl, dessen Kabinetsjustiz er zum Opfer fiel, gest. 1760 auf einem Gut bei Eilenburg. Als die beste seiner Satiren darf be-

[1]) John Milton, geb. 1608, † 1674, der Dichter und unerschrockene Kämpfer des Puritanismus, schrieb in stiller Zurückgezogenheit sein größtes Werk, „das verlorene Paradies, paradise lost“, ein religiöses Epos oder vielmehr eine dichterische Theodicee. Die Fortsetzung und den Abschluß dieses Gedichtes bildet „das wiedergewonnene Paradies, paradise regained“, das aber nicht an den lyrischen Schwung des verlorenen Paradieses heranreicht. Sein Schwanengesang ist das dramatische Gedicht „Samson“, welches Händel zur Unterlage seines Oratoriums machte.

zeichnet werden „Die Vortrefflichkeit und Notwendigkeit der elenden Skribenten[1]).“

§ 42. Haller und Hagedorn.

Gleichzeitig mit Bodmer und Breitinger, aber unabhängig von ihnen, suchte ein anderer Dichter bei den Engländern die wahren Muster der Poesie zu finden. Es ist dies

Albrecht von Haller, geb. 16. Oktober 1708 in Bern, seit 1736 Professor der Medizin an der neu gestifteten Universität Göttingen, † 12. Dezember 1777 in seiner Vaterstadt, einer der größten Gelehrten seiner Zeit. Seine Gedichte gehören vorzugsweise der beschreibenden und didaktischen Gattung an. Das Meisterwerk Hallers, wodurch er seinen Ruhm begründete, ist das große beschreibende Gedicht **„die Alpen“,** das bei allem Mangel in der Komposition treffliche Naturschilderungen enthält. Das umfangreichste unter seinen didaktischen Gedichten führt den Titel: „Ueber den Ursprung des Uebels“. Unter seinen kleineren lyrischen Gedichten ist eines der besten die „Trauerode beim Absterben seiner geliebten Gattin Mariane“, sowie die in erhabenem Stil geschriebene Ode „über die Ewigkeit“. Indem Haller seine Stoffe vorzugsweise aus dem ernsten Gebiete der Natur, Moral und Philosophie wählte, suchte er der Poesie wieder Würde des Inhalts, sowie Kraft der Darstellung zu geben, um so der Geschmacklosigkeit der schlesischen Schule, namentlich der Lohensteinschen Richtung, der er früher eine Zeit lang gehuldigt, ein Ende zu machen[2]).

Während Haller im Süden eine neue Zeit in die deutsche Litteratur heraufzuführen suchte, verfolgte im Norden sein Zeitgenosse

Friedrich von Hagedorn (geb. 22. April 1708, † 28. Oktober 1754 in Hamburg) dasselbe Ziel, freilich auf verschiedenem Wege. Er wählte sich nicht die malerisch-didaktische Richtung der Engländer, sondern nahm sich die Franzosen zum Muster, und sein Streben ging namentlich darauf, der Darstellung Anmut und Leichtigkeit, Frische und Lebendigkeit zu verleihen. Drei Gattungen der Poesie wurden von ihm vorzugsweise gepflegt, das Lied, die Erzählung und die Fabel. Unter seinen Liedern zeichneten sich, namentlich im Gegensatz zu der schwerfälligen Sprache jener Zeit, durch Leichtigkeit und Anmut aus: „An die Freude“, — „Der Wein“, — „Der Mai“. Unter seinen einfachen und natürlich gehaltenen poetischen Erzählungen ist eine der bekanntesten „Johann, der muntere Seifensieder“. Auf dem Gebiete der Fabel (das Hühnchen und der Diamant) nahm er sich vor allem den berühmten französischen Fabeldichter Lafontaine († 1695) zum Muster.

---

[1]) Berthold Litzmann, Christian Ludwig Liscow in seiner litterarischen Laufbahn Hamburg (Leopold Voß) 1883.

[2]) Adolf Frey, A. v. Haller und seine Bedeutung für die deutsche Litteratur. Leipzig (Hässel) 1879. — Hallers Gedichte, herausgeg. und eingeleitet von Ludwig Hirzel, Frauenfeld (Huber) 1882.

§ 43. Der Hallesche oder preußische Dichterverein[1].

Die heitere Lyrik Hagedorns wurde weiter ausgebildet von dem preußischen Dichterverein, der sich namentlich Anakreon, den griechischen Sänger des Weins und der Liebe[2], sowie Horaz[3]) und Petrarka[4]) zum Muster nahm; daher man auch wohl die Glieder dieses Bundes Anakreontiker und ihre Dichtungsart die anakreontisch-horazische Poesie der Grazien genannt hat. Es bildete sich dieser Verein in Halle, wo einige dieser Dichter studierten, denen sich dann andere anschlossen. Das Haupt derselben war

Joh. Wilh. Ludwig Gleim, geb. 2. April 1719 in Ermsleben bei Halberstadt, besuchte die Schule von Wernigerode, studierte seit 1738 in Halle die Rechte, ward dann Hauslehrer in Potsdam, zog als Sekretär des Prinzen Wilhelm 1744 in den zweiten schlesischen Krieg, bekleidete kurze Zeit eine ähnliche Stellung bei dem Fürsten Leopold von Dessau, wurde 1747 Sekretär des Domkapitels in Halberstadt und starb daselbst 18. Februar 1803. Durch seine „preußischen Kriegslieder von einem Grenadier" (1758), in denen er den Ruhm Friedrichs des Großen besang, erwarb er sich den Namen eines deutschen Tyrtäus. Dieselben wurden seiner Zeit hoch bewundert, von Goethe, Lessing und Herder gepriesen, doch sind sie nicht zu Volksliedern geworden. Hervorzuheben sind der „Schlachtgesang bei Eröffnung des Feldzugs" und das „Siegeslied nach der Schlacht bei Prag", worin Gleim Schwerins Heldentod besingt. Das Haupt seiner Schule wurde er durch die „Gedichte in Anakreons Manier", leichte tändelnde Lieder, worin er von Wein und Liebe singt. Gleichfalls Nachahmungen sind seine „Petrarkischen Lieder". Bei seinem vielseitigen Talent dichtete er auch Fabeln („Die Gärtnerin und die Biene", — „Der Greis und der Tod", — „Die Grille und die Ameise") und Erzählungen („Die Milchfrau", — „Die Eiche und der Kürbis"). Gleims umfangreichstes Werk, sein religiöses Lehrgedicht „Hallabat oder das rote Buch", wurde veranlaßt durch eine Uebersetzung des Koran. Gleim stellt darin im Gewande eines morgenländischen Weisen religiöse und moralische Betrachtungen an über die verschiedenen Verhältnisse des Lebens. — Ein Gegenstand allgemeiner Liebe ward Gleim durch sein Freundschaftsgefühl (Klopstock in der Ode an Gleim sagt: „sein brennender Durst, Freunden ein Freund zu sein") und seinen Wolthätigkeitssinn, der keine Grenzen kannte und sich namentlich jedes aufstrebenden Talentes annahm. („Vater Gleim" war damals in aller Munde.)

Christian Ewald von Kleist (geb. 1715 zu Zeblin in Pommern,

---

[1]) Heinrich Pröhle, Friedrich d. Große und die deutsche Litteratur, Berlin 1872.

[2]) Anakreon aus Teos in Jonien lebte am Hofe des Tyrannen Polykrates von Samos, später bei Hipparchus in Athen und starb 474 v. Chr. in Abdera. Von ihm selbst besitzen wir nur wenig Bruchstücke; die sogenannten anakreontischen Gedichte sind in Anakreons Geiste von verschiedenen Verfassern und zu verschiedener Zeit gedichtet.

[3]) Horaz, Roms größter Lyriker, wurde im Jahre 65 v. Chr. zu Venusia in Unteritalien geboren und starb 8 v. Chr. Seine Oden, meist Nachbildungen griechischer Muster, zeichnen sich aus durch metrische Vollendung, seine Satiren und Briefe sind voll Anmut und heiterer Laune.

[4]) Petrarka, geb. 1304 in Arezzo, † 1374, verpflanzte den Minnegesang aus der *Provence nach Italien.* In der Form des Sonetts besang er namentlich seine Laura.

als preußischer Major † 1759 zu Frankfurt an der Oder an den in der Schlacht bei Kunersdorf erhaltenen Wunden) wurde durch die Bekanntschaft mit Gleim, der als Hauslehrer in Potsdam lebte, wo Kleist in Garnison lag, zur Dichtkunst bestimmt. Sein Hauptwerk ist der „Frühling", ein beschreibendes Gedicht in Hexametern mit einer Vorschlagssilbe, das eine feine und gefühlvolle Naturanschauung kund giebt (angeregt ward er dazu durch die „Jahreszeiten" von Thomson). Außerdem dichtete er Idyllen (z. B. Irin), Fabeln (Der gelähmte Kranich), Hymnen und Oden (namentlich die Ode an die preußische Armee) und ein kleines Heldengedicht „Cissides und Paches". (Zwei thessalische Freunde leiden heldenmütig den Opfertod fürs Vaterland im Kampfe gegen die Athener.)

Johann Peter Uz aus Ansbach, † daselbst 1796, übertrifft alle Genossen seiner Schule durch Leichtigkeit, Reinheit und Eleganz seiner Darstellung. Zuerst schlug er mehr die heitere anakreontische Richtung ein, in die er durch Gleim, mit dem er zugleich in Halle studierte, gelenkt worden war, und dichtete leichte Lieder, die nur von Liebe, Wein und Genuß des Augenblicks handeln, während er später mehr einen ernsten Ton in seinen Oden anschlug. Zu seinen schönsten Liedern gehören die Ode „Theodicee", die mit den Worten beginnt: „Mit sonnenrotem Angesicht flieg' ich zur Gottheit auf", ferner „Das bedrängte Deutschland" und „Auf den Tod des Majors von Kleist".

Karl Wilhelm Ramler aus Kolberg, † 1798 in Berlin, bildete sich namentlich an Horaz, dessen Oden er zum Teil übersetzte (neben Anakreon, dem römischen Epigrammatiker Martial und dem Lyriker Catull). Ein mehr kritisches als produktives Talent, erwarb er sich durch das Studium der Alten vor allem einen fein ausgebildeten Formensinn, und er war, was formelle Korrektheit betraf, der anerkannte Richter seiner Schule. (Freilich oft ein Korrektor ohne Beruf!) In seinen dem Horaz nachgebildeten Oden feiert er das Lob seines großen Königs.

Johann Georg Jacobi aus Düsseldorf, der innigste Freund von Gleim, war Kanonikus in Halberstadt, † 1814 zu Freiburg im Breisgau. Während er früher das Süßliche und Tändelnde auf die Spitze trieb, schlug er später einen ernsten Ton an („Aschermittwochslied", — „Litanei am Tage aller Seelen", — „Die Morgensterne priesen in hohem Jubelton" u. s. w).

Anna Luise Karsch († 1791 in Berlin) arbeitete sich aus den dürftigsten Verhältnissen im Kampfe mit einem widrigen Geschick, unterstützt von Gleim, Ramler, Baron von Kottwitz u. a., zu einer damals berühmten Gelegenheitsdichterin empor, die den Namen der deutschen Sappho erhielt. (Sinnige Gedanken enthalten z. B. das Lied an ihren verstorbenen Oheim, den Lehrer ihrer Jugend, und das Zueignungsgedicht an den Baron von Kottwitz.) Ihr Dichtertalent erbte ihre Tochter, Baronin von Klencke, und ihre Enkelin, Frau Helmine von Chezy. Von letzterer (geb. 26. Jan. 1783 in Berlin, gest. 28. Jan. 1856 in München) stammt u. a. der Operntext zu Webers „Euryanthe".

§ 44. Der Leipziger Dichterverein.

Als in dem litterarischen Kampfe der Schweizer und Leipziger (§ 41) die begabtesten Schüler Gottscheds die Schwächen ihres Meisters immer mehr

erkannten, so kehrten sie demselben den Rücken und vereinigten sich zu einem besonderen Bunde, dem Leipziger Dichterverein. Damit sagten sie sich zugleich von der Zeitschrift los, die der treue Schildknappe Gottscheds, Professor Schwabe in Leipzig, unter dem Titel „Belustigungen des Verstandes und Witzes“ (seit 1741) herausgab, und an der sie sich bis jetzt beteiligt hatten. Sie gründeten eine neue Zeitschrift: „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“ (seit 1744), die von dem Druckorte Bremer Beiträge genannt und von Gärtner (gebürtig aus Freiberg, gebildet in Meißen, wo er Gellert und Rabener kennen lernte, lebte in Leipzig und starb 1791 in Braunschweig) redigiert wurde. Dieselbe sollte eine Sammlung ihrer Werke enthalten, die jedoch vor der Aufnahme erst durch sämtliche Mitglieder des Bundes streng und unparteiisch geprüft wurden. Auf diese Weise wollten sie unabhängig von beiden streitenden Parteien sich über das Mittelmäßige erheben und die Liebe zur Dichtkunst pflegen. Dem Kreise ist eine elegisch-sentimentale Empfindsamkeit eigen, welche durch die Romane des Engländers Richardson [1]) und die Nachtgedanken von Young [2]) reiche Nahrung erhielt. Mit dieser Empfindungsseligkeit verband sich ein Schwärmen für Freundschaft voll Thränen und Rührung. Die hauptsächlichsten Mitarbeiter der Bremer Beiträge außer Gärtner, dem besten Kritiker des ganzen Kreises, waren:

Friedrich Wilhelm Zachariä aus Frankenhausen, studierte in Leipzig († 1777 als Professor in Braunschweig), der komische Epopöen nach dem Vorbilde des Engländers Pope [3]) dichtete, zu denen „der Renommist“, „das Schnupftuch“, „Phaeton“ und „Murner in der Hölle“ gehören.

Gottlieb Wilhelm Rabener (aus Wachau bei Leipzig. † 1771 als Obersteuerrat in Dresden), der zahme Satiren in klarer, einfacher und gefälliger Prosa schrieb.

Joh. Adolf Schlegel (aus Meißen, der Vater der beiden Roman-

---

[1]) Samuel Richardson (spr. ritschardß'n), geb. 1689, † 1761, ist der Begründer des englischen Sitten- und Familienromans, der auf moralische Rührung und Lehrhaftigkeit berechnet war. Ungemeines Aufsehen erregte er zuerst durch seinen Roman „Pamela oder die belohnte Tugend“. Darauf folgte sein Hauptwerk „Clarissa“. Mit einem dritten Romane „Grandison“ schloß Richardson seine schriftstellerische Laufbahn. Fielding war es, der die oft beschränkte Moral und die Tugendhelden dieser Romane verspottete.

[2]) Eduard Young (spr. jong) wurde geboren 1681 und starb 1765. Seine dichterische Bedeutung knüpft sich nicht an seine Trauerspiele, auch nicht an seine nach dem Muster Popes gearbeiteten Satiren, sondern an seine Nachtgedanken (night-thoughts), die aus tiefem Schmerz über den Tod seiner Gattin hervorgingen und bei schwülstiger Sprache voll Empfindung, aber ohne dramatisches Leben sind. Dieselben waren eine Zeit hindurch das Lieblingsbuch aller Gebildeten, weil man hierin nach langer Verstandesdürre wieder die warme Sprache des Herzens vernahm. Nach dieser Seite hin hat Young viel Verwandtschaft mit Klopstock.

[3]) Alexander Pope, geb. 1688, † 1744, übersetzte den Homer, gab den Shakespeare heraus, schrieb die scharf satirische „Dunciade“, worin er gegen die Schriftsteller seiner Zeit zu Felde zieht, und verschiedene Lehrgedichte. Unter den letzteren ist zu nennen sein „Versuch über den Menschen“ (essay on man), eine Theodicee, worin er wie Milton, Shaftesbury und Leibniz die berühmte Frage nach dem Ursprung des Uebels behandelt. Seine schönste Dichtung aber ist der „Lockenraub“, „the rape of the lock“, ein komisches Heldengedicht. Pope ist ein Meister in der Kunst des Reims und des Versbaues; formelle Korrektheit galt ihm als zur Dichtung wesentlich gehörig. Leider steht er als Mensch nicht so hoch wie als Dichter.

tiker August Wilhelm und Friedrich Schlegel, † 1793 als Superintendent in Hannover), der Verfasser von Fabeln, Erzählungen und geistlichen Gesängen.

Johann Elias Schlegel, der ältere Bruder des vorigen, † 1749, dichtete schon als Schüler zu Pforta einige Dramen. Eins von seinen besten Trauerspielen ist „Kanut“; unter seinen Lustspielen rühmte Lessing als eins der vorzüglichsten den „Triumph der guten Frauen“ [1]).

Johann Andreas Cramer (aus Jöhstadt im Erzgebirge, † 1788 als Universitätskanzler in Kiel, der Verfasser von Oden und geistlichen Liedern, sowie von einer Biographie Gellerts.

Auch Giseke (Verfasser von lyrischen Gedichten) und Johann Arnold Ebert (Uebersetzer von Youngs Nachtgedanken) gehörten dem Kreise an; vor allem aber Gellert.

Christian Fürchtegott Gellert, geb. 4. Juli 1715 zu Hainichen bei Freiberg in Sachsen, der Sohn eines Predigers, wurde vorgebildet auf der Fürstenschule zu Meißen und besuchte dann die Universität Leipzig, wo er Philosophie und Theologie studierte. Aus Schüchternheit entsagte er dem Berufe eines Predigers, habilitierte sich an der Universität und hielt Vorlesungen über Poesie, Beredsamkeit und Moral. Er starb als Professor der Philosophie in Leipzig 1769. Eine strenge Erziehung, beschränkte äußere Verhältnisse, sowie ein unausgesetzter Kampf mit der Gebrechlichkeit des Körpers machten ihn von Jugend auf in sich gekehrt und verliehen seinem ganzen Wesen etwas Gedrücktes, eine Schüchternheit und Aengstlichkeit, die ihn sein ganzes Leben hindurch nicht verließ. Gellert war nicht ein gewaltiger schöpferischer Genius, wohl aber ein vielseitiges Talent. Vor allem besaß er ein frommes lauteres Gemüt und einen edlen, untadeligen Charakter. Seine liebenswürdige und freundliche Natur machte ihn allen angenehm, und von dem größten Fürsten der Zeit, wie von dem geringsten Manne im Volke ward er hochgeehrt. (Friedrich der Große hatte 1760 eine Unterredung mit dem Leipziger Professor, den er le plus raisonnable de tous les savants allemands nannte. Ein Bauer hielt zu Anfang eines harten Winters mit einem Wagen Brennholz vor der Thür Gellerts und bat ihn, diese Gabe anzunehmen als Dank für seine schönen Fabeln.)

Gellerts Bedeutung liegt nicht auf dem Gebiete des Romans, noch auf dem des Dramas. Die Anregung zu seinem Roman: „Das Leben der schwedischen Gräfin G.“, womit er die Gattung des empfindsamen Familienromans in Deutschland begründete, empfing Gellert durch den Engländer Richardson, über dessen Pamela er „mit einer Art von süßer Wehmut einige der merkwürdigsten Stunden verweint hatte“. Durch Darstellung des Bösen will Gellert moralisch wirken, und indem er die furchtbarsten sittlichen Konflikte anhäuft, will er die gleichmütigste Ergebung lehren. Diese Absicht hat er nicht erreicht, zumal überall ein Mangel an Menschenkenntnis zu Tage tritt und die Darstellung überaus weitschweifig und ermüdend ist.

Derselbe Mangel an Menschenkenntnis zeigt sich in seinen Lustspielen. Dieselben sind durchaus im Gottschedschen Geschmack geschrieben und bestehen

---

[1]) Franz Mayer (Graz), ein Vorläufer Lessings (Programm von Oberhollabrunn) 1869.

aus aneinander gereihten Scenen ohne jede dramatische Verwickelung. Es sind dramatisierte moralische Abhandlungen, die vor allem Rührung bezwecken. (Der Dichter spricht es selbst wiederholt aus, er wolle durch diese „weinerlichen“ Lustspiele „mehr mitleidige Thränen erwecken, als Lachen hervorrufen“.) Des einen dieser Stücke, „die zärtlichen Schwestern“, gedenkt Klopstock in seiner Ode „Wingolf“. Bedenken erregt ein anderes, „die Betschwester“, worin die Scheinheiligkeit zur Schau gestellt wird. Das beste unter allen, insofern es am meisten Handlung hat, ist „das Los in der Lotterie“. (Zwei andere sind betitelt „das Orakel“ und „die kranke Frau“.)

Bedeutenderes leistete Gellert durch seine moralischen Vorlesungen, die zunächst für die studierende Jugend bestimmt waren, auf welche er einen segensreichen und nachhaltigen Einfluß ausübte.

Auf die weitesten Kreise des Volkes aber wirkte er durch das geistliche Lied und die Fabel, in denen er gleichfalls von der Moral ausging. In den **geistlichen Liedern** Gellerts herrscht nicht die Unmittelbarkeit und die ursprüngliche Kraft, wie in den Liedern Luthers und Paul Gerhardts, und sie entbehren oft des dichterischen Schwunges. Aber wenn auch viele zu lehrhaft, zu moralisierend und reflektierend sind, und der nüchterne Verstand die religiöse Empfindung in den Hintergrund drängt, so giebt es doch manche, die zu wahrer Poesie sich erheben und die warm zum Herzen sprechen. Es sind insbesondere hervorzuheben: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht“, — „Ich komme, Herr, und suche dich, mühselig und beladen“, — „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank“, — „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte“, — „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht“.

Das Vorzüglichste von Gellert sind seine **Fabeln**, deren Sprache durchaus klar, ungesucht, einfach, leicht verständlich und volkstümlich ist. Daneben ist ihnen ein natürlicher Humor, eine feine Ironie, ein leichter Spott und eine gewisse Schalkhaftigkeit eigen. („Die Geschichte von dem Hut“, — „Die Bauern und der Amtmann“, — „Der Prozeß“, — „Das Gespenst“ u. a.) Als Fabeldichter wirkte Gellert anregend auf Lichtwer aus Wurzen († 7. Juli 1783 in Halberstadt) („Die seltsamen Menschen“, — „Der kleine Töffel“, — „Die Katzen und der Hausherr“); Willamov aus Mohrungen, Michaelis aus Zittau („Die Biene und die Taube“), Burmann aus Lauban und Pfeffel aus Kolmar im Elsaß. Von den Gedichten des letzteren ist eins der populärsten „Die Tabakspfeife“ („Gott grüß euch, Alter! schmeckt das Pfeifchen?“). Von seinen Fabeln sind die bekanntesten „Das Johanniswürmchen“ und „Die Stufenleiter“.

Siebente Periode.

Zweite Blütezeit unserer deutschen Litteratur seit Klopstock. 1748[1]).

§ 45. Klopstock[2]).

Friedrich Gottlieb Klopstock, geb. den 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, besuchte von 1739 bis 1745 die Fürstenschule zu Pforta[3]), wo er die Werke des klassischen Altertums mit lebendiger Seele erfaßte, ging um Theologie zu studieren, zuerst nach Jena und von da 1746 nach Leipzig, wo er sich an den sächsischen Dichterverein anschloß. Im Jahre 1748 begab er sich als Hauslehrer nach Langensalza, folgte aber schon 1750 der Einladung Bodmers nach Zürich, von wo ihn der König Friedrich V. von Dänemark († 1766) nach Kopenhagen rief, damit er hier in Muße den Messias vollende. Daselbst lebte er von 1751 bis 1770. Als sein Gönner, der Minister Graf Bernstorff, durch Struensee, den Günstling König Christians VII., verdrängt worden war, zog er sich als dänischer Legationsrat nach Hamburg zurück, wo er den 14. März 1803 starb. Begraben liegt er auf dem Kirchhofe von Ottensen, einem Dorf bei Altona. (Vergl. die beiden Gedichte: „Die drei Gräber zu Ottensen“ von Fr. Rückert und „Der Kirchhof zu Ottensen“ von Mahlmann[4]).

Klopstocks Meisterwerk ist sein **Messias,** ein in Hexametern geschriebenes religiöses Heldengedicht, bestehend aus 20 Gesängen, wovon die drei ersten, die vor allem seinen Ruhm begründeten, 1748 in den „Bremer Beiträgen“ erschienen, während das Ganze erst 1773 vollendet wurde. Schon in Schulpforta trug er sich mit dem Gedanken, das deutsche Vaterland durch ein großes Epos zu verherrlichen: zuerst lenkte er seine Aufmerksamkeit auf Heinrich I., allein dieser Gedanke trat allmählich gegen den höheren zurück,

---

[1]) Wilhelm Löbell († 1863 in Bonn), die Entwicklung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethes Tode. 3 Bände. 1856—1865. (Band 3 von A. Koberstein.) Joseph Hillebrand († 1871 als Oberstudienrat und Prof. der Philosophie in Gießen), Geschichte der deutschen Nationallitteratur des 18. und 19. Jahrh. 3. Aufl. 3 Teile 1875, besorgt von Karl Hillebrand († 1884 in Florenz). Schäfer, Geschichte der Litteratur des 18. Jahrhunderts 1856. Gelzer, neuere deutsche Litteratur nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten. 3. Aufl. 2 Bände 1858. Hermann Hettner, Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts (Teil 3: Geschichte der deutschen Litteratur im 18. Jahrhundert in fünf Bänden. 3. Aufl. 1879). Moritz Rapp († 1883 in Tübingen), das goldene Zeitalter der deutschen Poesie, 1861, 2 Bde.

[2]) Biographie von Cramer, Heinrich Döring († 1862 in Jena) und Johann Gottfried Gruber († 1851 in Halle). — Klopstocks Jugendleben ist dargestellt worden von David Friedrich Strauß, Bonn 1878; im Verein mit dem Jugendleben Lessings, Wielands, Herders von Eduard Niemeyer (Dresden) 1864. — M. Lappenberg, Briefe von und an Klopstock 1867. — Richard Hamel (Berlin), Klopstockstudien, Rostock (Meyer) 1880.

[3]) Die höchst bedeutsame Rede, mit der Klopstock von Schulpforta Abschied nahm, hat herausgegeben Albert Freybe (Parchim, Klopstocks Abschiedsrede über die epische Poesie, kultur- und litteraturgeschichtlich erläntert) Halle 1868.

[4]) August Mahlmann, geb. 1771, † 1826 in Leipzig. Außer dem oben angeführten Gedicht ist noch bemerkenswert sein „Vater Unser“, ein Seitenstück zu Klopstocks „Psalm“.

ein religiöses Epos zum Ruhme des Heilandes der Menschheit zu singen. (In der Ode „Mein Vaterland" sagt Klopstock: „Früh hab' ich mich dir geweiht. Schon da mein Herz den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug, erkor ich ..... Heinrich, deinen Befreier, zu singen. Allein ich sah die höhere Bahn, und entflammt von mehr denn nur Ehrbegier zog ich weit sie vor. Sie führet hinauf zu dem Vaterlande des Menschengeschlechts.") Nicht ohne Einfluß auf seine Entscheidung war Miltons verlorenes Paradies, das er in Bodmers Uebersetzung kennen lernte.

Im Messias wollte Klopstock das Höchste leisten, was der Menschengeist zu schaffen und zu fassen vermöchte; deshalb wählte er diesen unvergleichlich hohen und erhabenen Gegenstand. (In der Ode „an Fanny" nennt er das Werk: „die Frucht von meiner Jünglingsthräne und von der Liebe zu dir, Messias".) Die Vollendung desselben betrachtete der Dichter als die Aufgabe seines Lebens. Es soll das Gedicht der Ausdruck sein seines frommen, gläubigen Gemüts. (In der Ode „dem Erlöser" bittet er: „Laß mich leben, daß erst, wenn es gesungen ist, das Lied von dir, ich triumphierend über das Grab den erhabenen Weg geh'".)

Das Thema des Messias spricht der Dichter gleich in den ersten Versen aus:

Sing', unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlecht zu der Liebe der Gottheit
Leidend, getötet und verherrlichet, wieder erhöht hat.

Indem er dieses Thema ausführt, versetzt uns der Dichter im 1. Gesang in den Himmel, wo Gottvater und Gottsohn sich beraten, der letztere sich bereit erklärt, die Erlösung zu vollziehen, und der erstere schwört, die Sünden der Menschen zu vergeben. Der 2. Gesang führt uns in die Hölle, wo die Höllenfürsten Satan und Adramelech sich wider den Messias verschwören, denen Abbadonna widerspricht. Im 3. Gesang ist der Schauplatz auf der Erde, und zwar finden wir Christum am Oelberge, und zugleich lernen wir Judas, den Verräter, kennen. Der 4. Gesang enthält vornehmlich die Verhandlung der Priester und Aeltesten im Synedrium, wo der Tod des Messias beschlossen wird, so wie die Einsetzung des h. Abendmahls. Die andern Gesänge enthalten das Leiden Christi in Gethsemane (5), den Verrat des Judas, das Verhör vor Hannas, Kaiphas und Pilatus (6 und 7), den Kreuzestod auf Golgatha (8—10), die Auferstehung (13), und schließen mit der Himmelfahrt (19 und 20). So umfaßt also die Messiade die Ereignisse aus dem Leben des Heilandes von seinem Einzuge in Jerusalem bis zu seiner Himmelfahrt. Dazwischen aber hat der Dichter mancherlei Episoden eingeflochten, z. B. von der trauernden, Jesum suchenden Maria (4), von der Portia, der Gattin des Pilatus (6 und 7), von den ersten Christen (10), von Semida und Cidli u. s. w.

So großartig nun auch der Plan des Ganzen ist, ebenso wenig lassen sich die Mängel des Gedichts wegleugnen. Klopstock faßte die Geschichte der Erlösung des Menschengeschlechts nur von der einen Seite, er geht nicht vom Menschen, sondern von Gott aus. Indem aber der Dichter nicht sowohl einen anthropologischen, sondern einen theologischen Ausgangspunkt wählte, verlegte er die Vorgänge meist auf einen unsichtbaren überirdischen Schauplatz und versuchte Unfaßbares darzustellen. Die Gesänge handeln

überwiegend von dem Verkehr des Messias mit Gott und den Engeln; von den Seelen überirdischer Wesen, die an der Erlösung teilhaben; von den Seelen Gestorbener, namentlich Adams und Evas, welche die Sünde in die Welt gebracht; von den Seelen noch nicht Geborener, welche die Hoffnung auf das Erlösungswerk beseligt; umgekehrt auch von den Zusammenrottungen der Bösen in der Hölle, von Satan und Adramelech, die den Tod des Messias beschließen. So führt der Dichter in Sphären, die sich aller sinnlichen Vorstellbarkeit entziehen, und seine Sprache reicht nicht hin, das Geschaute auszudrücken. Daher fehlen auch den Gestalten die konkreten und individuellen Züge, die den Charakteren der biblischen Geschichte in so reichem Maße eigen sind. Schillers Vorwurf: „Klopstock zieht allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen", ist nicht unbegründet, es verschwimmen die Personen vielfach ins Gestaltlose und sind nichts als abstrakte Ideale. Nur Gestalten wie Abbadonna, jener gefallene Engel, der endlich nach der bittersten Reue der Seligkeit teilhaftig wird, Portia, die Gemahlin des Pilatus, der römische Hauptmann Cnäus, sowie Kaiphas machen davon eine Ausnahme. Desgleichen fehlt es dem Gedicht an Handlung, an deren Stelle oft lange Reden, Schilderungen, Gespräche und Gesänge treten. So erhielt das Epos unter den Händen Klopstocks statt der ruhig fortschreitenden Entwicklung einen allzu lyrischen Charakter. Die erhabensten Stellen finden sich in den ersten zehn Gesängen; hier herrscht Schwung der Phantasie und Gewalt der Empfindung. In der zweiten Hälfte ist die feurige Begeisterung nicht mehr in demselben Maße zu finden wie in der ersten, namentlich verliert sich vom 16. Gesang an alles ins Gestaltlose.

Die hohe lyrische Begabung Klopstocks kam zu ihrem Rechte in seinen **Oden.** Hier trägt er in schwungvoller Begeisterung die erhabensten Gedanken vor. Die vorzüglichsten Stoffe dieser Gedichte sind Religion, Freundschaft, Liebe, Vaterland, so aber, daß die Religion als goldener Faden sich durch die meisten Oden hindurchzieht. Zu den **religiösen** Oden gehören: „Dem Erlöser" („Der Seraph stammelt, und die Unendlichkeit bebt durch den Umkreis ihrer Gefilde nach dein hohes Lob, o Sohn!"); „An den Erlöser" („Ich hofft' es zu dir, und ich habe gesungen, Versöhner Gottes, des neuen Bundes Gesang"); „An Gott" („Ein stiller Schauer deiner Allgegenwart erschüttert, Gott, mich"); „Psalm" („Um Erden wandeln Monde, Erden um Sonnen, aller Sonnen Heere wandeln um eine große Sonne"). Die Herrlichkeit und Erhabenheit Gottes in der Natur feiert er in der Ode „Die Frühlingsfeier" („Nicht in den Ocean der Welten alle will ich mich stürzen, schweben nicht, wo die ersten Erschaffenen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts, anbeten, tief anbeten und in Entzückung vergehn! Nur um den Tropfen am Eimer, um die Erde nur will ich schweben und anbeten"). Im begeisterten Bewußtsein, daß die Dichtung des Messias sein Lebensberuf sei, dichtete er die Ode „Die Stunden der Weihe". — Der **Liebe,** welche bei Klopstock auch vorzugsweise einen geistigen Charakter trug und mit der Religion aufs innigste verwebt war, gelten die Oden: „An Fanny" [1]) („Wenn einst ich tot bin, wenn mein

---

[1]) Mit dem Namen Fanny bezeichnet der Dichter Marie Sophie Schmidt aus Langensalza, die Schwester seines Universitätsfreundes, die des Dichters Liebe nicht erwiderte.

Gebein zu Staub ist eingesunken"). „An Cidli" (gemeint ist Margareta oder Meta Moller aus Hamburg, mit der sich Klopstock 1754 vermählte, die ihm aber schon 1758 der Tod entriß). Jugendlich innig ist die Ode „Die künftige Geliebte", überaus wahr und zart „Das Rosenband". — Das schwärmerische Gefühl Klopstocks für **Freundschaft** spricht sich aus in der Ode „Wingolf" (der Ausdruck ist der Edda entnommen und bedeutet Tempel der Freundschaft), worin er den sächsischen Freunden Cramer, Giseke, Rabener, Gellert u. a. ein poetisches Denkmal setzt[1]). Dagegen feiert er in der Ode „Zürichersee" („Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht auf die Fluren verstreut"), worin sich die Begeisterung für Religion, Liebe, Natur und Freundschaft berühren, die Schweizer Freunde. In den Elegieen „An Giseke", „An Ebert", „Die frühen Gräber" beklagt er die Trennung von den Freunden. — In seinen **patriotischen** Oden verherrlicht der Dichter zunächst das deutsche Land. Er thut dies namentlich in den beiden Oden „Mein Vaterland" und „Vaterlandslied". (In der letzteren läßt er ein deutsches Mädchen singen: „Mein gutes, edles, stolzes Herz schlägt laut beim süßen Namen Vaterland".) Unter den deutschen Helden und Fürsten preist er namentlich Hermann, Heinrich I. und Joseph II. Die unerreichbaren Vorzüge der deutschen Sprache, die für ihn ein nationales Heiligtum und das einzig feste Band war, das die ganze Nation zusammenhielt, rühmt er in den Oden: „Die deutsche Bibel"; „Unsere Sprache"; „Sponda" u. s. w. Den Wert der deutschen Litteratur im Gegensatze zur alten hebt er hervor in der Ode „Der Hügel und der Hain". In einer andern („Die beiden Musen") wagt Deutschlands Muse in stolzem Selbstgefühl mit der britischen den Wettlauf. Klopstocks Verdienst ist es vor allem, daß er durch diese Oden das nationale Bewußtsein wach rief und dem Herzen Liebe zum Vaterlande einflößte. (Friedrich Rückert singt in dem oben erwähnten Gedichte „Die drei Gräber in Ottensen" mit Recht: „Wohl hat, als dumpfer Brodem der Knechtschaft uns umgab, ein leiser Freiheitsodem geweht von diesem Grab".) — Wie Klopstock selbst in allen Leibesübungen geschult und erfahren war, so preist er dieselben auch in mehreren seiner Oden. Namentlich ist es der „Eislauf", dem er das Wort redet. Ein Freund froher Geselligkeit, preist er den „Rheinwein" und vergleicht die deutsche Kraft mit dem feurigsten der deutschen Weine. In einer dem deutschen „Jünglinge" geweihten Ode ruft er diesem zu: „Jetzo fühlst du noch nichts von dem Elend; wie Grazien lacht das Leben dir. Auf! waffne dich mit der Weisheit! Denn, Jüngling, die Blume verblüht". — In vielen seiner Oden, namentlich in den vaterländischen, suchte Klopstock die griechische Mythologie durch die germanische zu ersetzen, freilich nach dem damaligen Standpunkte der Wissenschaft. Ein merklicher Unterschied findet sich zwischen den Oden, die er in seinen früheren Jahren dichtete, und denen, die seinem höheren Alter angehören. Wenn in den ersten die feurigste Begeisterung und der kühnste Schwung herrschen, so sind die letzteren vielfach kühl und matt, gekünstelt und dunkel[2]). — Auswahl deutscher Gedichte S. 187 ff.

---

[1]) Jaro Pawel (Wien), Klopstocks Wingolf, kritische Ausgabe nebst Kommentar, Wien 1882.

[2]) Klopstocks Oden erläutert von J. G. Gruber, 2 Bände 1831; Vetterlein, 3 Bände 1833; H. Düntzer, 2. Aufl. 1878; in einer Auswahl von August Leberecht Back († 1875) 2. Aufl. 1882 und B. Wernecke (in Montabaur) 1866.

Während Klopstock in seinen Oden antike Maße und Formen anwandte und den Reim ganz verschmähte, bedient er sich desselben in seinen **Kirchenliedern**, die aber richtiger als geistliche Lieder bezeichnet werden, da ihnen die Unmittelbarkeit und volkstümliche Einfalt eines echten Kirchenliedes abgeht. Die besten darunter, die sich auch in vielen Gesangbüchern finden, sind: „Selig sind des Himmels Erben“, — „Wenn ich einst von jenem Schlummer, welcher Tod heißt, aufersteh'“, — „Auferstehʼn, ja auferstehʼn wirst du, mein Staub, nach kurzer Ruh'“. (Der Schluß dieses Liedes ist zu interpungieren: „Ach, ins Allerheiligste führt mich mein Mittler dann; lebt' ich im Heiligtum zu seines Namens Ruhme.“ Die meisten Ausgaben und Gesangbücher haben unrichtigerweise: „Ach, ins Allerheiligste führt mich mein Mittler; dann leb' ich im Heiligtume zu seines Namens Ruhme.“ Klopstock bedient sich in diesem Liede eines seiner Lieblingsbilder, wonach er die Erde mit dem Heiligen, den Himmel mit dem Allerheiligsten vergleicht.)

Den Stoff zu seinen **Dramen** wählte Klopstock teils aus der biblischen, teils aus der ältesten vaterländischen Geschichte. Die drei biblischen Stücke sind: „Der Tod Adams“ (der erste Mensch fühlt seinen Tod herannahen und bringt dessen schmerzliche Bedeutung sich und seiner Umgebung zum Bewußtsein); „Salomo“ (den Hauptinhalt bildet Salomos Götzendienst und reuige Rückkehr zu Jehovah); „David“ (behandelt die Zählung des Volks und Jehovahs Strafe dafür). Die drei vaterländischen Dramen sind die Hermannsschlacht (1769, Joseph II. gewidmet)[1]; Hermann und die Fürsten; Hermanns Tod. Für die drei zuletzt genannten, in Prosa geschriebenen und mit Chorgesängen der Barden untermischten Stücke führt Klopstock den Namen Bardiet (barditus § 6) ein, weil er dieselben den vermeintlichen alten Bardengesängen nachgedichtet. Freilich sucht er in diesen Stücken den Patriotismus auf etwas durchaus Unhistorisches zu gründen, da ein besonderer Sängerstand der Barden in Deutschland nicht existirt hat.

Alle Dramen Klopstocks tragen einen vorherrschend lyrischen Charakter voll Sentimentalität und ohne individuelle Charakterzeichnung. Nicht ohne Einfluß auf Klopstocks Bardite waren die Lieder Ossians, eines alten schottischen (gälischen) Sängers, welche durch James Macpherson 1762 in englischer Uebersetzung herausgegeben und seit dem Jahre 1764 zuerst bei uns bekannt wurden[2]). Der Bardengesang Klopstocks fand Nachahmer in Denis († 1800 in Wien), der (1768) den Ossian in Hexametern übersetzte und sich selbst den Barden Sined (Anagramm von Denis) nannte („Lieder Sineds des Barden“), und Kretschmann († 1809 in Zittau) („Der Ge-

---

[1]) Eine Hermannsschlacht schrieb auch Grabbe († 1836) und Heinrich von Kleist († 1811, vgl. § 60).

[2]) Talvj († 1870 in Hamburg, pseudonym für Therese Adolfine Louise, Tochter des Professors v. Jacob in Halle, Gattin des nordamerik. Professors Robinson) sucht in ihrer Schrift über die „Unechtheit der Lieder Ossians“ den Nachweis zu führen, daß Macpherson diese Lieder selbst gedichtet und daß der gälische (altschottische) Text, der erst 1807 erschien, eine Rückübersetzung aus dem Englischen sei. Die bedeutendsten Kritiker Deutschlands und selbst irische Gelehrte stimmten ihr bei. Schon waren die Akten geschlossen, schon war man über Macpherson und sein Machwerk zur Tagesordnung übergegangen, als die ganze Frage in ein neues Stadium trat. August Ebrard in Erlangen (Ossians Finghal aus dem Gälischen, metrisch und mit Beibehaltung des Reims übersetzt, 1868) führt den Beweis, daß Ossians Lieder echt, aber durch den englischen Uebersetzer ungenau wiedergegeben und durch Einschiebsel entstellt worden seien.

sang Ringulphs des Barden")[1]. Auch *Gerstenberg* († 1823), den Klopstock in Kopenhagen kennen lernte, der Verfasser der schauerlichen Tragödie „*Ugolino*", schrieb „Gedichte eines Skalden".

Unter den **prosaischen** Schriften Klopstocks ist namentlich seine *Gelehrtenrepublik* zu nennen, worin er unter dem Bilde eines Druidenstaates seine Ansichten über Sprache und Litteratur niederlegte. Besonders bekämpft er darin das tief eingewurzelte Vorurteil vieler Gelehrten der damaligen Zeit gegen die deutsche Sprache und suchte dieselben von der einseitigen Bewunderung der Alten und des Ausländischen zurückzubringen und für das Vaterländische zu gewinnen. Das Werk täuschte namentlich der sonderbaren Form und der fremdartigen Einkleidung wegen die hohen Erwartungen, die sich an das Erscheinen desselben geknüpft hatten.

Dennoch hat Klopstock um die deutsche Sprache sich große Verdienste erworben. Er schuf eine besondere Dichtersprache voll Biegsamkeit und Weichheit, aber zugleich voll Kraft des Ausdruckes[2]. Freilich ist seine Darstellung durch die Menge von neuen Wortbildungen, durch große Freiheit in der Wortstellung und Satzverschiebung, sowie durch übertriebenes Streben nach Knappheit vielfach dunkel und unverständlich.

§ 46. Wieland.

Christoph Martin Wieland, geb. den 5. September 1733 in Oberholzheim bei *Biberach*, war der Sohn eines schwäbischen Geistlichen. In seinem Leben lassen sich ziemlich genau drei verschiedene Perioden unterscheiden, eine entschieden religiöse, eine entschieden sinnliche und eine ernste.

1. Die **religiöse** Richtung wurde begründet durch die im Vaterhause herrschende Frömmigkeit und genährt durch den Unterricht auf der Schule zu *Klosterbergen* bei Magdeburg, sowie durch seine Begeisterung für Klopstock, dessen Messias ihn mächtig ergriff. In einem Lehrgedicht *von der Natur der Dinge oder der vollkommensten Welt* bekämpfte er damals den Pantheismus und Materialismus vom biblischen Standpunkte aus. Als siebenzehnjähriger Jüngling besuchte er die Universität Tübingen, um die Rechte zu studieren, womit er das Studium der Philologie, Philosophie und Geschichte verband. Hier schrieb er unter anderem *moralische Briefe* und einen *Anti-Ovid*. Gesteigert wurde diese fromme Richtung durch den Aufenthalt in Zürich bei Bodmer, der ihn in sein gastliches Haus einlud. In Bodmers Hause und im Anschlusse an dessen patriarchalische Dichtungen (die Noachide u. s. w.) dichtete er die Patriarchade „*der geprüfte Abraham*", die zu ihrem Gegenstand den Befehl Gottes zur Opferung Isaaks hat. Ihren Höhepunkt erreichte diese Richtung in den „*Sympathieen*" und den „*Empfindungen des Christen*", worin er gegen Gleim, Uz und die Anakreontiker (§ 43) als sinnliche Graziendichter zu Felde zieht und das schlechteste Kirchenlied dem reizendsten Liede eines Uz vorzieht. Bald aber schlug jene Frömmigkeit, die von Haus aus einen krankhaften

---

[1] *Knothe*, Kretschmann, der Barde Ringulph, 1858.

[2] *Christoph Würfl* (Brünn), über Klopstocks poetische Sprache. Braunschweig 1881. *Derselbe* schrieb auch über Klopstocks Sprachgebrauch mehrere Programme.

Charakter trug und nur eine äußerlich angeeignete war, in das Gegenteil, in Frivolität und Schlüpfrigkeit um. Auf die Periode der übertriebensten Sittenstrenge folgte

2. **die entschieden sinnliche Richtung.** Dieselbe wurde angebahnt durch das Studium der Aufklärungslitteratur der Engländer und Franzosen, namentlich der Werke von Shaftesbury, Rousseau, Voltaire, Diderot, d'Alembert[1]). Immer mehr aber prägte sie sich aus, seitdem durch Wielands Anstellung in Biberach 1760 als Kanzleidirektor Bodmers Einfluß auf den jungen Dichter abnahm, und derselbe auf Warthausen in der Nähe von Biberach, dem Schlosse des kurmainzischen Ministers, des Grafen Stadion, eines welterfahrenen und gleichfalls durch die französische und englische Aufklärungslitteratur gebildeten Staatsmannes, die feinere Weltbildung und das geistig interessante Wohlleben der höheren Stände kennen lernte. In diesem Kreise, in welchem französische Bildung, Witz und Geschmack herrschte, kam Wieland zu der Ueberzeugung, daß die wahre Weisheit in der möglichsten Ausbeutung des sinnlichen Vergnügens und die Sittlichkeit in der gegenseitigen Begünstigung des Lebensgenusses bestehe. Die[illegible]ernen und frivolen Ton stimmt er an in seiner **„Nadine"**, worin er di[illegible] Sinnlichkeit des griechischen Heidentums darstellt, und in anderen Erzählungen. Der leichtfertige und frivole Ton, den Wieland in dieser und ähnlichen Schriften der zweiten Periode anschlug, erweckte ihm viele Gegner, zu denen namentlich die Mitglieder des Hainbundes gehörten, die an Klopstocks Geburtstag Wielands Werke verbrannten. — Neben der Form der Erzählung

[1]) Shaftesbury (spr. schäftsberi), geb. 1671, † 1713, berühmter englischer philosophischer und moralischer Schriftsteller. In seinen „Briefen über den Enthusiasmus" bekämpft er die Hierarchie und den Despotismus. Die „Rhapsodie der Moralisten" ist ihrer wesentlichen Bestimmung nach eine Theodicee, eine Verteidigung der göttlichen Vorsehung, ganz im Sinne von Leibnitz. In seiner „Abhandlung über die Tugend" faßt er dieselbe als sittliche Schönheit; desgleichen schrieb er ein philosophisches „Selbstgespräch". Shaftesbury, den Wieland als den Lehrer einer heiteren Lebensweisheit pries, huldigte wie Herbert von Cherbury, Hobbes, Toland u. a. dem Deismus, welcher an Stelle der positiven Religion eine Vernunft- oder Naturreligion setzte. Während sich aber bei Shaftesbury und den englischen Deisten religiöser Ernst fand, nahm der französische Deismus, dessen Häupter Rousseau und Voltaire waren, eine andere Gestalt an und es wurden die überlieferten Glaubenslehren nur ein Gegenstand des Hohnes und Spottes. — Jean Jacques Rousseau, geb. 1712, † 1778, hatte den Wahlspruch retournons à la nature! Nach diesem Grundsatze stellte er in seinem epochemachenden Buche „Emile" das Ideal einer naturgemäßen Erziehung auf; in seiner „neuen Heloise", „la nouvelle Héloise", zieht er gegen die Unnatur der geselligen Verhältnisse zu Felde; in seinem „Contrast social", führt er den Staat auf seine Naturwurzel, auf den Gesellschaftsvertrag, zurück. Seine ungemessene Eitelkeit und sein Tugendstolz tritt zu Tage in seinen „Confessions", worin er sein Leben mit großer Offenheit enthüllt. — Voltaire, geb. 1694, † 1778, war der Repräsentant des französischen Charakters, voll Witz (esprit), aber auch voll Frivolität. Er war Philosoph („lettres philosophiques"), Geschichtsschreiber (Charles XII., siècle de Louis XIV. et Louis XV.) und Dichter (Pucelle d'Orléans; die Henriade, ein episches Lehrgedicht, satirische Erzählungen). Ueber seine Tragödien s. § 41. — In Diderot (geb. 1713, † 30 Juli 1784) und d'Alembert (geb. 1717, † 1783) sank der französische Deismus zum Materialismus herab. Beide Männer begründeten das umfangreiche Werk der Encyklopädie, an dem auch Voltaire mitarbeitete und in dem sie ihre freien Ansichten niederlegten. Diderot war Philosoph, Kritiker und Dichter; d'Alembert insbesondere bedeutender Mathematiker. Vergl. über dieses ganze Zeitalter der Aufklärung Hermann Hettner, Litteraturgeschichte des 18. Jahrh., Bd. 1 Geschichte der englischen Litteratur, Bd. 2 Geschichte der französischen Litteratur, 4. Aufl. 1881.

wählte er, um seine neuen Anschauungen auszusprechen, namentlich die des Romans, in welcher Gattung ihm die Franzosen und Engländer, unter den letzteren namentlich die durch Witz und Humor ausgezeichneten Fielding, Sterne und Swift[1]), als Vorbilder dienten. Den Schauplatz verlegt Wieland in der Regel nicht auf nationalen Boden, sondern nach Spanien, in den Orient, sowie nach Griechenland und kleidet so seine Gedanken in ein fremdes Gewand. Der Roman **„Don Sylvio von Rosalva"** ist eine Nachahmung des Don Quixote von Cervantes. Wie Don Quixote an der seltsamen Einbildung leidet, daß alle die Rittergeschichten, in die er sich vertieft, sich wirklich zugetragen hätten, so hatte sich Don Sylvio durch beständige Lektüre von Feenmärchen in den Kopf gesetzt, daß es wirklich Feeen gebe, welche über die Schicksale der Menschen und über die Natur außerordentliche Macht besitzen. Wie jener Ritterabenteuer aufsucht, so schweift dieser umher, um Feeenzauber aufzufinden und zu genießen, wird aber endlich von seinen Einbildungen geheilt. Indem der Dichter sich über die Feeenmärchen und über das Wohlgefallen an ihnen, als an geistlosen und abgeschmackten Erfindungen lustig macht (obwohl er später mit sichtlichem Wohlgefallen aus ihnen Stoffe für seine Poesie entlehnte), schildert er den Sieg des nüchternen prosaischen Verstandes über die Schwärmerei. — Die Geschichte seiner eigenen Umwandlung beschreibt er in einem seiner berühmtesten Romane **„Agathon"**. In demselben wird ein platonischer Enthusiast Agathon einem Sophisten Hippias gegenübergestellt, der ihn von der Unwahrheit seiner Ideale zu überzeugen und ihn zum gröbsten Materialismus zu bekehren sucht, der keine andere Triebfeder menschlicher Handlungen kennt, als das selbstsüchtige Verlangen nach Vorteil und Genuß. Wenn auch Agathon eine solche schmachvolle Sittenlehre mit Entrüstung von sich weist, so fällt er doch in die Netze der liebenswürdigen und reizenden Danae. In dem Romane, der in altgriechischem Gewande Wielands eigenes Seelenleben darstellt, feiert die heitere französische Lebensphilosophie einen Triumph über den atheistischen Materialismus, wie über die fromme christliche Schwärmerei. Freilich ist die Schilderung der griechischen Welt im Agathon ebenso verfehlt wie im Don Sylvio die der spanischen. — In **„Musarion"** wird die stoische und pythagoreische Philosophie (vertreten durch Kleanth und Theophron) durch die Philosophie der Grazien (repräsentiert durch Musarion) zuschanden gemacht und die Mitte zwischen dem sinnlichen Genuß und der Ueberschwänglichkeit der Schwärmerei als die rechte Lebensweisheit gepriesen.

---

[1]) Henry Fielding, geb. 1707, † 1754, ist ein Dichter echt komischer Romane, dem neben Witz und Humor treffliche Charakterzeichnung und tiefe Menschenkenntnis eigen sind. Seine drei bedeutendsten Romane, in denen er Cervantes nachahmt, sind „Joseph Andrews", „Tom Jones" und „Amelia". — Laurence Sterne, geb. 1713, † 1768, ist ein liebenswürdiger Humorist. Weltberühmt ist sein Roman „Tristram Shandy", worin er sich selbst als Pfarrer York porträtiert und die Pedanterie der Philosophen verspottet. Künstlerisch noch höher steht seine „empfindsame Reise" („sentimental journey"). Beide Werke wurden von Bode übersetzt. — Jonathan Swift, geb. 1667, † 1745 im tiefsten Elend, war Theolog (Dechant zu St. Patrick) und Politiker (erst Whig, dann Tory). Als politischer Parteischriftsteller gab er die toristische Zeitschrift „the Examiner" („der Beobachter") heraus. Die Geißel der Satire schwingt er in dem „Märchen von der Tonne". Diese bittere Satire ist mit sprudelndem Humor und einer phantastischen Komik gepaart in „Gullivers Reisen". Doch ist Swift mehr schneidender Satiriker, während ihm zu einem großen Humoristen das tiefe Gemüt und die Liebe zur Menschheit fehlt.

Als mit dem Tode des Grafen Stadion jener geistvolle Kreis zu Warthausen sich aufgelöst hatte und die engen Verhältnisse seiner Heimat ihn drückten, begrüßte Wieland mit Freuden eine Berufung des Kurfürsten von Mainz, Emmerich Joseph, an die Universität Erfurt im Jahre 1769 als Professor der Philosophie. Mit diesem Jahre nun beginnt

3. **eine ernstere Richtung.** In Erfurt führte ihn seine Stellung namentlich zur Beschäftigung mit der Philosophie der Geschichte, deren Resultate er niederlegte in dem didaktischen Romane **„der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian“.** Wieland hat darin seine Ansichten über Staatsformen, über innere und äußere Politik in das Gewand einer morgenländischen Erzählung eingekleidet. In dem aufgestellten Musterbilde eines weisen Regenten soll allen Fürsten ein leuchtender Spiegel vorgehalten werden. Von Erfurt folgte er 1772 dem Rufe der verwitweten Herzogin Amalie von Weimar als Erzieher ihrer Söhne, des Prinzen Konstantin und des Erbprinzen Karl August, der sich als Herzog um die Beschützung der deutschen Musen so hoch verdient gemacht hat. Mit diesem Amte ging es 1775 zu Ende, als Karl August die Regierung übernahm. Seitdem lebte Wieland mit dem Titel eines Hofrats in Weimar in angenehmer Muße für seine Studien und die Poesie und im freundlichen Verkehre mit Goethe und den später eintreffenden Herder und Schiller. In dem edlen Kreise von Weimar entstanden die **Abderiten,** ein satirischer Roman, worin der Kampf zwischen Spießbürgertum und Weltbürgertum geschildert wird, und zwar im Anschluß an die Person des Philosophen Demokrit aus Abdera (einer kleinen Stadt in Thracien), der von seiner Reise heimkehrt und seine Landsleute belehren will. Im Gegensatze zu dem durch seine Reisen gebildeten, mit Welterfahrung und Menschenkenntnis ausgestatteten Demokrit werden die beschränkten spießbürgerlichen und engherzigen Begriffe der Abderiten dargestellt. (Der kostbare Brunnen, Empfang des Euripides. Der Schatten des Esels. Frösche der Latona.) Dieser Roman erschien im deutschen Merkur, einer Zeitschrift, die Wieland, bald nachdem er nach Weimar berufen worden war, gründete, worin bedeutende Werke angezeigt, beurteilt oder abgedruckt wurden. (Später hieß sie „der neue deutsche Merkur“, von dem sich dann Wieland zum „attischen Museum“ wendete, dessen Fortsetzung das „neue attische Museum“ bildete.) In derselben Zeitschrift erschien auch Wielands größtes und bedeutendstes Gedicht, **der Oberon** (1780), in dem sich der Dichter auf dem reichen Felde der Romantik bewegt, das er schon in mehreren vorausgegangenen kleineren Erzählungen betreten hatte („noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen, zum Ritt ins alte romantische Land!“). Als Vorbilder dienten ihm Shakespeares Sommernachtstraum (diesem hat er den Charakter Oberons nachgebildet) und der altfranzösische Roman Huon de Bordeaux. Drei Haupthandlungen hat Wieland in seinem romantischen Epos in meisterhafter Weise mit einander verschlungen: Hüons Abenteuer, dessen Liebe zu Rezia, und die Wiederaussöhnung der Titania mit Oberon. Im Auftrage Karls des Großen muß Ritter Hüon, der Sohn des Herzogs von Guienne, auf ein unerhörtes Abenteuer ausreiten, um so eine schwere Schuld zu sühnen (er hatte einen Sohn Karls im Kampfe erschlagen). Nach Bagdad soll er gehen, in den Festsaal des Kalifen eindringen, dem den Kopf abschlagen, der zur Linken des Kalifen sitze, dessen Tochter als Braut heimführen und vom Kalifen selbst vier Backenzähne und eine Hand voll Bart-

Haare mitbringen. Mit Hülfe Oberons, des Elfenkönigs, der dem Hüon ein Zauberhorn und einen Zauberbecher schenkt, vollführt derselbe den schweren Auftrag und gewinnt die Rezia, die Tochter des Kalifen. Da beide ein Gelübde, die Bedingung ihres Glückes, verletzen, müssen Hüon und Rezia eine Reihe von Mühsalen und Leiden erdulden. Erst nachdem sie in allen Prüfungen ihre Liebe und Treue bewährt (selbst die Drohung des Flammentodes konnte sie nicht bewegen, der Liebe untreu zu werden) und so ihre Schuld schwer gebüßt, versöhnte sich Oberon wieder mit ihnen. Zugleich vereinigte er sich auch wieder mit seiner Gemahlin Titania, von der er sich getrennt, weil sie einer untreuen Gattin beigestanden, wobei er das Gelübde gethan, sich nicht eher wieder mit ihr zu versöhnen, als bis er ein treues Paar gefunden, das eher den Flammentod wählen als der Liebe untreu werden wollte. Hüon und Rezia laufen in dem Hafen des Glückes ein und kehren an den Hof Karls des Großen zurück, dessen Zorn nun gleichfalls versöhnt ist. Die phantasiereiche, anziehende Darstellung, die liebliche Sprache und der leichte Versbau verschafften dem Oberon Leser unter allen Klassen und veranlaßten Goethe zu dem Urteile über das Gedicht: „So lange Posie Poesie, Gold Gold und Krystall Krystall bleibt, wird Oberon als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und geehrt werden" (Brief an Lavater). Die Strophe, worin Wieland den Oberon gedichtet, ist der italienischen Stanze (§ 62) frei nachgebildet; sie hat ebenfalls acht jambische Zeilen, aber von beliebiger Länge (es finden sich häufig Alexandriner darunter), mit willkürlicher Reimgattung und Reimverschlingung. — Nachdem Wielands poetische Thätigkeit nach Vollendung des Oberon ein Jahrzehnt geruht hatte, erschien **Peregrinus Proteus**, ein Roman in dialogischer Form, worin Peregrinus, ein Cyniker des 2. Jahrh. n. Chr., dem Spötter Lucian, den er im Reiche der Toten trifft, seine Geschichte erzählt. Der Held des Romans ist ein religiöser Schwärmer, der bei den Olympischen Spielen freiwillig sich den Flammen übergiebt, um mit Göttern und Geistern verkehren zu können. — Seine poetische Laufbahn beschloß Wieland 1800 mit dem **Aristipp**, einem Romane, in dem uns der Dichter ein Gemälde von dem geistigen Leben Athens während der Blütezeit unter Perikles aufrollt. Den Mittelpunkt dieses Geschichtsromans bildet Aristipp, der Stifter der cyrenäischen Schule, in welchem sich die leichte Sitte seiner Vaterstadt Cyrene mit der athenischen Grazie und der sokratischen Ironie vereinigt. Das Ganze hat die Form eines Briefwechsels des Aristipp mit bedeutenden Männern und Frauen seiner Zeit (Kleonidas, Diogenes, Lais, u. s. w.; die interessante Charakteristik des Sokrates findet sich vom 6. bis 10. Briefe). Freilich überträgt auch hier Wieland moderne Bildung, Sitte und Lebensart auf das Altertum, und der antike Lebensgehalt wird mit modernem, hauptsächlich französischem Geiste versetzt.

Neben der poetischen Produktion entwickelte noch Wieland eine große Thätigkeit als Uebersetzer. Durch seine Uebertragung Shakespeares machte er den großen britischen Dichter zuerst in Deutschland bekannt. Er hat 22 Stücke übersetzt, und zwar alle in Prosa mit Ausnahme des Sommernachtstraumes, den er im Versmaße des Originals wiedergab. Außerdem übertrug er die Werke des Lucian, die Episteln und Satiren des Horaz, sowie die Briefe des Cicero. Diesen Uebersetzungen geht vielfach die wörtliche Treue ab, wohl aber ist darin in gewandter Sprache der *Sinn stets treu* wiedergegeben.

Den 20. Januar 1813 starb Wieland in Weimar und ward auf dem Gute Osmanstedt, das er von 1797 bis 1803 besessen hatte, an der Seite seiner Gattin und der Sophie Brentano (Schwester des Dichters Clemens Brentano und Enkelin seiner Jugendfreundin Sophie Laroche) beerdigt. Das Grab deckt ein Stein mit der Inschrift: „Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben, und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein"[1]).

Wenn auch Wieland wegen seiner auf sinnlichen Genuß gerichteten Lebensphilosophie mit Recht angegriffen worden ist, so dürfen doch seine Verdienste um die deutsche Litteratur nicht übersehen werden. Dieselben sind hauptsächlich folgende:

1. verlieh er der Sprache im Gegensatz zu dem übertriebenen Pathos und der Steifheit, die sie durch Klopstock erhalten hatte, Glätte und Gefälligkeit, Leichtigkeit und Anmut; dadurch wandte er die Gunst der höheren Stände, die bisher dem französischen Geschmacke zugethan waren, wieder der deutschen Litteratur zu, da sie dieselbe Eleganz in den Werken Wielands wiederfanden;
2. brachte er den durch Klopstock geächteten Reim wieder zu Ehren, wiewohl seine Metrik und sein Versbau ziemlich kunst- und regellos sind;
3. setzte er seine Ironie, den Witz und Humor, der dem deutschen Wesen eigen ist, wieder in seine Rechte ein;
4. eröffnete er der deutschen Poesie wieder das Gebiet der Romantik.

Die wichtigsten Nachahmer Wielands, die namentlich den Roman in seiner Weise bearbeiteten, sind Musäus, Professor am Gymnasium zu Weimar, † 1787 („Grandison der Zweite" — „physiognomische Reisen" — „Volksmärchen"); von Thümmel, † 1817 („Reise in die mittägigen Provinzen Frankreichs"); Heinse, † 1803, der Wieland noch an Lüsternheit und Frivolität übertrifft („Ardinghello und die glückseligen Inseln"); Hermes, † 1821 („Sophiens Reise von Memel nach Sachsen"); Sophie von Laroche, † 1807 („Geschichte des Fräuleins von Sternheim").

§ 47. Der Göttinger Dichterbund.[2])

Aehnlich wie früher in Leipzig und Halle fand sich in Göttingen eine Anzahl junger Talente zusammen, welche zu dem von Christian Boie aus Meldorf in Dithmarschen († 1806)[3]) und Friedr. Wilh. Gotter aus Gotha († 1797) im Jahre 1770 gegründeten „Göttinger Musenalmanach" einzelne lyrische Beiträge lieferten. Diese Dichter vereinigten sich den 12. September 1772 zu einem förmlichen Bunde, welcher enthusiastisch für Klopstock schwärmte, dagegen Wielands sinnliche Dichtungen (§ 46, 2) verdammte. Man bezeichnet diesen Verein mit dem Namen des Göttinger Dichterbundes oder des Hainbundes (die Glieder selbst brauchten nur den Ausdruck „Bund" oder „Hain"), nach der gewöhnlichen Annahme, weil die jugendlichen Mitarbeiter des Musenalmanachs

[1]) Biographie von J. G. Gruber 1827 und 1828. 4 Teile. Vergl. außerdem Löbell, Band 2 des Seite 109 genannten Werkes. — L. Ofterdinger (Ulm), Wielands Leben und Wirken in Schwaben und in der Schweiz, 1876. — Wielands Werke, 40 Teile in 16 Bänden. (Berlin, Hempel.)

[2]) Robert Prutz († 1872 in Stettin), der Göttinger Dichterbund 1841.

[3]) Karl Weinhold, Heinrich Christian Boie. Beitrag zur Geschichte der deutschen Litteratur im 18. Jahrhundert, 1868.

(Voß, Hölty, Miller und drei andere Freunde) in einem Eichenhaine den Bund der Freundschaft schlossen, richtiger wohl, weil in der Dichtersprache Klopstocks „Hain" der Ausdruck für die vaterländische Dichtung im Gegensatz zur antiken ist, vergl. dessen Ode „Hügel und Hain", S. 112. Zwar verließen die bedeutendsten Glieder des Bundes Göttingen bald wieder, aber auch in der Ferne blieben die Freunde verbunden, und namentlich blieb der Musenalmanach, den Voß und Boie redigierten, das Organ derselben. Die bedeutendsten Dichter aus diesem Kreise mögen im folgenden vorgeführt werden.

Gottfried August Bürger[1]) wurde den 1. Januar 1748 zu Molmerschwende oder — wie der Name des Dorfes jetzt lautet — Molmerswende in der ehemaligen Grafschaft Mansfeld (bei Harzgeröde) geboren. In Göttingen, wohin er sich von Halle aus begab, um seine Studien zu vollenden, nahm sich Boie, der sein ausgezeichnetes Dichtertalent erkannte, seiner an. Freilich war dieses poetische Talent mit sinnlicher Leidenschaft unglücklich gemischt, und von dem wüsten Leben, das er seit seinem Aufenthalt in Halle und in Göttingen führte, konnte er sich nicht mehr beharrlich frei machen. Durch Boies Einfluß erhielt er die Stelle eines Amtmanns im Gerichtsbezirk Altengleichen, allein er gab sie wieder auf und wurde Docent und später Professor an der Universität Göttingen. Nach einem Leben reich an Verirrungen (die erste und dritte unbesonnener Weise eingegangene Ehe war eine höchst unglückliche), Sorgen und Leiden starb er am 8. Juni 1794 in Reue über die eigene Schuld an seinem Lebensglück und nach Schillers strenger Recension seiner Gedichte auch an seinem Dichterberuf verzweifelnd. Mit Recht konnte er von sich sagen: „Meiner Palmen Keime starben eines bessern Lenzes wert." Von ihm gilt dasselbe, was Goethe von Günther urteilte: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten." — Durch Percys Sammlung altenglischer Balladen wurde Bürger auf dasjenige Gebiet der Poesie geführt, auf dem er das Vorzüglichste geleistet. Er hat die **Ballade** in unsere Litteratur eingeführt und sie mit wahrhaft dramatischer Lebendigkeit zu behandeln verstanden. Sein Meisterwerk in dieser Gattung, das vor allem Bürgers Dichterruhm begründete, ist die 1774 im Göttinger Musenalmanach erschienene **Lenore.** Dieser Ballade liegt eine alte, einst nicht nur in Schottland, Schweden, Norwegen, Dänemark, sondern auch in ganz Nord- und Mittel-Deutschland heimische Volkssage zu Grunde von dem toten, aus dem Grabe wiederkehrenden und die Geliebte im nächtlichen windschnellen Ritte bei Mondenscheine mit sich führenden Bräutigam. Die unmittelbare Veranlassung gaben dem Dichter die Worte, die er als Amtmann in Altengleichen als Refrain eines Liedes singen hörte: „Der Mond scheint hell, die Toten reiten schnell, fein's Liebchen, graut dir nicht?"[2]) Ein glücklicher Griff

---

[1]) Heinrich Pröhle (in Berlin), G. A. Bürger, sein Leben und seine Dichtungen 1856.

[2]) Das angebliche Original zu Bürgers Lenore teilten Achim von Arnim und Clemens Brentano in des Knaben Wunderhorn II. 19 mit. Eine verwandte altschottische Ballade hat Herder aus Percy reliques of ancient poetry in seinen Blättern für deutsche Art und Kunst 1773, S. 49 frei übersetzt. Eine treuere Uebersetzung findet sich bei W. Wackernagel (altdeutsche Wälder I, 189). Ein verwandtes altdänisches Lied teilt W. Grimm (altdänische Heldenlieder S. 73) und ein schwedisches Mohnicke (Volkslieder der Schweden I, 39) mit.

war es, daß Bürger den siebenjährigen Krieg, der noch in frischer Erinnerung war, zum Hintergrund wählte und einen in der Schlacht gefallenen Helden als Geist vorführt, der das seiner Braut gegebene Wort löst. Im ersten Teil, der die Seelenstimmung der Lenore in dialogischer Form vorführt, wird der leidenschaftliche Schmerz in der ergreifendsten Weise geschildert. In der zweiten Hälfte, die den nächtlichen Geisterritt zum Gegenstande hat, jagen eine Reihe grausenhafter Bilder an unserm Geiste vorüber. Das Knappe, keck von einer Situation zur andern Springende entspricht ganz dem Wesen eines Volksliedes, das keine breiten Motivierungen und Ausmalungen liebt. Unter den andern Balladen und Romanzen zeichnen sich durch dramatische Lebendigkeit und Volkstümlichkeit aus „Das Lied vom braven Mann“, „der wilde Jäger“, „der Kaiser und der Abt“, während eine Anzahl an das Gemeine streifen und die Würde der Poesie verletzen. Neben den Balladen sind es namentlich seine dem Tone der Volkspoesie sich nähernden **Lieder** (z. B. das Trinklied: „Herr Bacchus ist ein braver Mann“, das Dörfchen: „Ich rühme mir mein Dörfchen hier“), die ihm eine außerordentliche Popularität verschafften. Seine **Sonette** endlich gehören mit zu dem Besten, was wir in dieser Form haben. Einige der ausgezeichnetsten sind überschrieben: „Verlust“, „Liebe ohne Heimat“, „An das Herz“. Selbst Schiller, der Bürgers Gedichte so hart beurteilte und eine höhere Richtung in ihnen vermißte, nennt die Sonette Muster in ihrer Art, die sich auf den Lippen des Deklamators in Gesang verwandeln[1]).

Johann Heinrich Voß[2]), geb. den 20. Februar 1751 zu Sommersdorf in Mecklenburg, war die eigentliche Seele des Bundes. Des in dürftigen Verhältnissen aufgewachsenen Knaben (er war der Sohn eines verarmten Pächters) nahmen sich teilnehmende Freunde an; namentlich war es Boie, der es ihm möglich machte, die Universität Göttingen zu beziehen, wo er 1772 einer der Gründer des Hainbundes wurde. Die Herausgabe des Göttinger Musenalmanachs trat Boie bald an Voß ab, der sich zu diesem Zweck in Wandsbeck niederließ. (Die Schwester seines Freundes Boie, Ernestine, wurde seine Gattin.) Seit 1778 finden wir ihn als Rektor der Schule zu Otterndorf im Lande Hadeln; doch vertauschte er diese Stelle bald mit einer einträglicheren in Eutin, wo sein Freund Fr. Leopold von Stolberg, dem er diese Berufung namentlich zu danken hatte, damals wohnte. Nachdem er diese Stellung der anstrengenden Amtsarbeiten und seiner geschwächten Gesundheit wegen aufgegeben, begab er sich nach Jena, ließ sich aber hier zum großen Verdruß Goethes nicht halten, sondern nahm einen Ruf nach Heidelberg an, wo er als badenscher Hofrat 29. März 1826 starb. Seinem Charakter nach ist Voß eine durchaus norddeutsche Natur; neben einem besonnenen nüchternen Verstande war ihm eine gewisse Festigkeit

---

[1]) Bürger ist auch der anonyme Uebersetzer der „wunderbaren Reisen und Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen“, die zwar zuerst in englischer Sprache erschienen, aber einen Deutschen, und zwar den ehemaligen Kasselschen Bibliothekar und Museumsinspektor, Rudolf Erich Raspe, zum Verfasser haben. Daß Bürger nicht der Verfasser, sondern nur der Uebersetzer und Erweiterer eines englischen Originalbüchleins gewesen, hat Adolf Ellissen († 1872 in Göttingen) im Jahre 1849 in der ausführlichen Einleitung nachgewiesen, die er zur sechsten Originalausgabe des Buches geschrieben; in abgekürzter Gestalt erschien diese Abhandlung vor der 1869 erschienenen 10. Originalausgabe des Münchhausen.

[2]) Wilhelm Herbst († 1882 in Halle), Joh. Heinrich Voß, 2 Bde., 1871—1876.

eigen, die sich freilich oft bis zur unbeugsamen Härte und zur Schroffheit steigerte; gutmütig und herzlich Freunden gegenüber, trat er seinen Feinden scharf entgegen und es ergriff ihn die höchste Erbitterung, sobald er „Pfaffentum und Junkertum“ witterte, wie er denn besonders in seinen Streitschriften mit Fr. L. v. Stolberg, Creuzer und Heyne für unbeschränkte Denk- und Gewissensfreiheit wirkte. Als Dichter versuchte sich Voß in allen Arten der Lyrik, doch gelang ihm auf diesem Gebiete das sangbare Lied besser als die Ode, die zwar formell meisterhaft gebaut, aber zu schwerfällig ist. Größeres noch leistete er in der Idylle. Im Gegensatz zu Salomon Geßner [1]), Ratsherr in Zürich, der seine patriarchalische Hirtenwelt von Klopstock entlehnte und damit die süßliche arkadische Schäferwelt der Franzosen in Verbindung brachte, gab er der Idylle eine feste reale Grundlage und lieferte darin treue Gemälde des norddeutschen Lebens, durch die er Sinn für häusliches Stillleben und Familienglück zu wecken suchte. Nicht Schöpfungen seiner Phantasie, nicht ideale Gestalten führt er uns vor, sondern derbe, brave und tüchtige Charaktere, wie sie die Wirklichkeit bietet. Viel Handlung findet sich in diesen Idyllen nicht, wohl aber Ausmalung auch des kleinsten Details, wie uns dies namentlich in dem „siebzigsten Geburtstag“ entgegentritt. Dieselbe Treue und Ausführlichkeit in der Schilderung selbst des Kleinsten bei einfacher Handlung zeigt sich auch in seiner bedeutendsten Dichtung **„Luise“**, einem ländlichen Gedicht in drei Gesängen. Der erste Gesang schildert das Fest im Walde, wo Luisens Geburtstag von deren Vater, dem Pfarrer zu Grünau, deren Mutter und Bräutigam gefeiert wird; der zweite schildert einen Besuch des Bräutigams, Pfarrer Walther, im Hause seiner Verlobten; der dritte erzählt die Vermählung, die in einem kleinen Kreise festlich begangen wird. Durch diese Idyllen gab Voß Anregung zur Pflege dieser Gattung. Er fand unter anderen einen Nachahmer in Kosegarten († 1818 als Professor in Greifswald; „Jukunde, eine ländliche Dichtung“). Namentlich aber wurde Goethes Hermann und Dorothea durch Luise von Voß hervorgerufen. Dem Dichter der Luise setzten auch Schiller und Goethe ein Denkmal in dem Xenion: „Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu horchen, ahmt ein Sänger, wie der, Töne des Altertums nach“. Einige seiner Idyllen dichtete Voß in „niedersächsischer Sprache“ und gab so Anregung zur Benutzung des Dialekts, wie dies Hebel, Usteri, in neuester Zeit Klaus Groth, Fritz Reuter u. a. thaten.

Größeres noch als durch seine eigenen Dichtungen leistete Voß durch seine **Uebersetzungen.** Hierdurch erwarb er sich um die deutsche Sprache

---

[1]) Salomon Geßner, geb. 1730 in Zürich als der Sohn eines Buchhändlers, erlernte in Berlin, wo er mit Ramler befreundet wurde, den Buchhandel, trieb aber mit größerer Vorliebe die Kunst, war Landschaftsmaler, Kupferstecher, Dichter, und starb 1788 in seiner Vaterstadt, um die er sich als Ratsherr große Verdienste erwarb. Seine in wohlklingender Prosa geschriebenen Idyllen zeichnen kleine liebliche Gemälde; freilich führt uns Geßner statt des ursprünglichen Volkslebens eine erträumte Welt vor, und an Handlung fehlt es fast ganz. Zu den anmutigsten unter seinen Idyllen gehören der erste Schiffer und Amyntas. Idyllischen Charakter trägt auch seine größere prosaische Erzählung der Tod Abels in 5 Gesängen. Geßners Idyllen, die in alle europäischen Sprachen übersetzt wurden, sind noch heute in Frankreich ein volkstümlicheres Buch als in Deutschland und der Schweiz, wenn ihn auch sein Vaterland als einen seiner hervorragendsten Männer betrachtet. Vergl. Mörikofer, die schweizerische Litteratur des 18. Jahrh., 1861.

und Verskunst ein großes Verdienst. Einerseits bildete er die deutsche Prosodie und Metrik zu größerer Freiheit aus, andererseits bereicherte er die deutsche Sprache mit neuen Wortbildungen, sowie mit einer Menge dem altdeutschen Sprachschatze, der lutherischen Bibel und den norddeutschen Provinzialismen abgelernter Ausdrücke. Indem Voß Inhalt und Form des Originals mit möglichster Treue wiederzugeben suchte, wurde er der eigentliche Begründer der Uebersetzungskunst. An die Uebersetzung der Odyssee[1]) und der Ilias reihten sich die des Virgil, Ovid, Tibull, Hesiod, Horaz, Theokrit, Aristophanes. Unter allen ist die Uebertragung des Homer trotz aller sprachlichen Härten so ganz in deutsches Fleisch und Blut übergegangen, daß es schwer sein wird, sie zu verdrängen; sie ist ein Werk deutschen Fleißes und deutscher Befähigung, auch die originellen Eigentümlichkeiten anderer Sprachen sich anzueignen.

Christian Graf zu Stolberg, geb. 1748, † 1821 als dänischer Kammerherr, war der ältere der beiden Brüder, die gemeinsam in Göttingen studierten und als Freunde Klopstocks mit großer Freude in den Bund aufgenommen wurden. Als Dichter steht Christian hinter seinem Bruder zurück, so sehr er es auch diesem gleichzuthun sich bemühte.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, geb. 1750 zu Bramstedt in Holstein, war in seiner Jugend der grimmigste Tyrannenhasser und übertraf hierin an aufbrausender Leidenschaft seinen Bruder. Später änderten sich beider politische und religiöse Ansichten, namentlich übte Lavater auf die Gesinnung von Fr. Leopold großen Einfluß. Diese Wandelung des Lebens vom Freiheitstaumel der Jugend zur höfischen Sitte ihres Standes zog ihnen manchen Spott zu, und Schiller dichtete auf das Brüderpaar das Xenion: „Als Centauren gingen sie einst durch poetische Wälder; aber das wilde Geschlecht hat sich geschwinde bekehrt". Immermehr bildete sich in dem jüngeren Bruder ein mystischer Zug aus, seitdem dieser in Münster den Kreis der Fürstin Gallitzin, welche für den Katholizismus Propaganda machte, kennen gelernt. Das Amt eines Regierungspräsidenten in Eutin legte er im September 1800 nieder, um nach Münster überzusiedeln, nachdem er im Juni desselben Jahres mit seiner ganzen Familie (die älteste Tochter ausgenommen) öffentlich zur katholischen Kirche übergetreten war, wozu er sich seit einigen Jahren schon heimlich bekannt hatte. Es war vor allem sein alter Freund Voß, der sich ihm deswegen bis zur Feindseligkeit entfremdete und später seinen ganzen Unwillen über diesen Schritt in der 1819 erschienenen Schrift aussprach: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" In demselben Jahre starb Stolberg auf seinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück. — Als Dichter schloß sich Stolberg vor allem an Klopstock an, und die drei Richtungen, die bei diesem vereinigt sind, die antike, patriotische und christliche, kehren auch bei jenem wieder. Die antike Richtung zeigt er in den nach dem Vorbild des Sophokles verfaßten, mit Chören versehenen Dramen, die freilich als verfehlte Versuche bezeichnet werden müssen und nichts weiter sind, als dialogisierte Erzählungen, sowie in den Uebersetzungen von Aeschylus,

---

[1]) Die Uebersetzung der Odyssee erschien in dem bedeutungsvollen Jahre 1781. Einen Abdruck der ersten Ausgabe veranstaltete Michael Bernays, Stuttgart (Cotta) 1881. — Von den Homerübersetzungen jener Zeit handelt eine geistvolle Schrift von Adalbert Schroeter, Geschichte der deutschen Homerübersetzung im 18. Jahrh. Jena (Costenoble) 1882.

Sophokles und Homers Ilias. Die patriotische giebt sich kund in einer Anzahl von Liedern, Oden, Hymnen, Balladen und Romanzen, in denen er gern auf den ritterlichen Geist der deutschen Vorzeit zurück ging. Von seinen Gedichten sind hervorzuheben die Oden „der Harz“ (Herzlich sei mir gegrüßt, wertes Cheruskerland), und „der Felsenstrom“, das Lied „an die Natur“ (Süße, heilige Natur, laß mich geh'n auf deiner Spur!), „der Abend“ (Die Lüfte hauchen kühl und mild vom dunklen Buchenwald), das „Lied eines deutschen Knaben“ (Mein Arm wird stark und groß mein Mut, gieb, Vater, mir ein Schwert!), sowie das „Lied eines alten schwäbischen Ritters an seinen Sohn“ (Sohn, da hast du meinen Speer!). Die christliche Gesinnung zeigt sich namentlich in seinen prosaischen Schriften, wie in der „Geschichte der Religion Jesu“ (15 Bände) und in dem „Leben Alfreds des Großen“. Wie Klopstock bediente er sich mit Vorliebe der altgriechischen Versmaße, in denen die meisten seiner vaterländischen Gedichte abgefaßt sind. Auch ist seine Sprache, wie die Klopstocks, voll Schwung und Pathos[1]).

Ludwig Hölty, geb. 1748 zu Mariensee im Hannoverschen, war der Sohn eines Landpfarrers. Als Student in Göttingen wurde er einer der Stifter des Hainbundes, doch liebte er nicht das Stürmische seiner Freunde. Von Jugend auf kränklich, war ihm eine gewisse Schwermut und sanfte Wehmut eigen. In seinen durch Korrektheit und Wohllaut der Sprache ausgezeichneten Liedern („Wer wollte sich mit Grillen plagen“, — „Rosen auf den Weg gestreut“, — „Ueb' immer Treu und Redlichkeit“), Oden (das Landleben), Elegieen (Elegie am Grabe meines Vaters: „Selig alle, die im Herrn entschliefen“; Elegie auf den Tod eines Landmädchens: „Schwermutsvoll und dumpfig hallt Geläute“) spricht sich ein zarter Sinn für reinen, ungetrübten Naturgenuß, Liebe zur Ruhe und Stille des Landlebens, Lust am Leben und fröhliche Heiterkeit neben tiefer Schwermut und Sehnsucht nach dem Tode aus. Einen patriotischen Gehalt hat seine Idylle „Das Feuer im Walde“. Noch ein Jüngling, starb Hölty 1776 in Hannover[2]).

Eine gewisse Verwandtschaft mit Hölty zeigen Friedrich Matthisson (geb. 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg, † 1831 in Wörlitz bei Dessau), ein Meister in der Landschaftsmalerei, dessen Gedichte Schillers günstiger Beurteilung ihre Einführung ins Publikum verdanken („Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben“, — „Abendlandschaft“, — „Die Kinderjahre“, — „Wunsch“, — „Adelaide“, — „Elysium“, — „Die neuen Argonauten“); und Gaudenz Salis († 30. Jan. 1834 im Dorfe Malans bei Chur; begraben liegt er zu Seewis im Prättigau in Graubündten, wo er 26. Dezember 1762 geboren wurde), dessen Sprache ebenso wohlklingend, nur männlicher und kräftiger ist als die Matthissons. Hervorzuheben sind sein „Lied eines Landmanns in der Fremde“, — „Herbstlied“, — „Mitleid“, — „Das Grab“, — „Ermunterung“. — Desgleichen finden

---

[1]) Biographie von Alfred Nicolovius (Professor in Bonn) 1846, K. Windel (Potsdam), 2. Aufl. 1866, Johannes Janssen, 2. Aufl. 2 Bände; 3. Aufl. in einem Bande (Freiburg, Herder) 1882. — Theodor Menge, Graf Fr. L. Stolberg und seine Zeitgenossen, 1862, 2 Bände.

[2]) Höltys Gedichte, mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Karl Halm (*† 1882 in München*), Leipzig 1870.

sich Anklänge an den Hainbund, insbesondere an Hölty bei Tiedge (geb. 1752 zu Gardelegen bei Magdeburg, † 1840 in Dresden), dessen Lehrgedicht Urania vom Standpunkte der Kantischen Philosophie aus in einer der Sentimentalität jener Zeit entsprechenden Weise die Zweifel an der Unsterblichkeit der Menschen widerlegt. Unter seinen anderen Gedichten sind die einst so viel gesungenen Lieder: „Schöne Minka, ich muß scheiden" — „An Alexis send' ich dich" u. a. jetzt vergessen, dagegen noch immer bekannt ist seine vortreffliche „Elegie auf dem Schlachtfelde zu Kunersdorf".

Martin Miller, geb. 1750, † 1814, gleichfalls einer der Mitstifter des Hainbundes, liebte ebenso wenig wie Hölty das Stürmische und Leidenschaftliche, vielmehr wurde er in seinen Romanen der Hauptvertreter der sentimentalen Schwärmerei. Seine Berühmtheit verdankt er dem Romane „Siegwart, eine Klostergeschichte", der fast noch mehr Aufsehen erregte als Goethes Werther und Vorbild einer großen Menge ähnlicher Klostergeschichten wurde. Unter seinen Liedern sind einzelne volkstümlich geworden, z. B. das Lied „Zufriedenheit" („Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin").

Johann Anton Leisewitz, geb. 1752 in Hannover, studierte gleichfalls in Göttingen, wo er durch Hölty dem Hainbunde zugeführt wurde, und starb 1806 in Braunschweig. Von ihm haben wir nur das Trauerspiel „Julius von Tarent", das Lessing für ein Werk Goethes hielt. Die Charaktere der beiden Brüder, Söhne des Fürsten von Tarent, die beide ein und dasselbe Mädchen, Blanka, lieben, sind meisterhaft gezeichnet; Guido ist aufbrausend und stürmisch; Julius sentimental und schwärmerisch. Beide wollen jeder für sich Blanka aus dem Kloster entführen, wohin sie der Fürst, der die Flamme der unglückseligen Zwietracht in seinem Hause ersticken will, gebracht hat. Julius kommt seinem Bruder zuvor und ist seinem Ziele nahe, da tritt ihm Guido in den Weg und ersticht ihn in der Hitze des Angriffs. Der Fürst vollführt eine Römerthat, deren er nach dem ganzen Stück, in dem er mehr als ein weicher Familienvater auftritt, kaum fähig scheint, er übt Gericht über den Mörder, tötet an der Leiche des älteren den jüngeren Sohn und geht selbst in ein Kloster, sein Land dem Könige von Neapel überlassend. — Mit diesem Stück, das Schiller in seiner Jugend auswendig kannte, bewarb sich Leisewitz um den von Schröder (dem als Schauspieler berühmten Direktor des Hamburger Nationaltheaters) auf das beste Trauerspiel ausgesetzten Preis. Die Kunstrichter erteilten ihm nur das Accessit, während sie den Zwillingen von Klinger den ersten Preis zuerkannten. Später wandte sich Leisewitz von der Dichtkunst ab und widmete sich ganz seinen juristischen Geschäften[1]).

Matthias Claudius, geb. 15. August 1740 zu Reinfeld in Holstein, studierte in Jena und ließ sich später in Wandsbeck nieder, wo er unter dem Namen Asmus eine populäre Wochenschrift, den Wandsbecker Boten, herausgab. Er starb 1815 in Hamburg im Hause seines Schwiegersohnes, des Buchhändlers Perthes. Obgleich er nicht in Göttingen studiert hatte, schloß er sich doch eng an den Göttinger Dichterkreis an und lebte namentlich in vertrautem Umgang mit Klopstock, Voß und den beiden Stolberg.

---

[1]) Johann Anton Leisewitz. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Litteratur im 18. Jahrh. von Gregor Kutschera von Aichbergen 1876.

Mit Klopstock teilte er die Begeisterung für Religion und Vaterland, mit Voß, der selbst längere Zeit in Wandsbeck lebte, das Streben nach volksmäßiger poetischer Darstellung. In einer großen Anzahl seiner Lieder hat er den naiven volksmäßigen Ton aufs glücklichste getroffen, und sie sind daher Volkseigentum geworden. Hierher gehören das Abendlied: „Der Mond ist aufgegangen, die goldnen Sternlein prangen“; das Rheinweinlied: „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher“; das Vaterlandslied: „Stimmt an mit hellem, hohem Klang“; die Geschichte von Goliath und David: „War einst ein Riese Goliath, gar ein gefährlich Mann!“ Urians Reise um die Welt: „Wenn jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen“. Neben einer humoristischen Gemütlichkeit ist dem ganzen Wesen von Claudius eine gewisse kindliche Einfalt eigen, die ihm ein offenes Auge verleiht für die Schönheiten der Natur ebenso wie für die Herrlichkeit des himmlischen Vaterhauses[1]).

Das Streben nach Volkstümlichkeit, das die Glieder des Hainbundes charakterisiert, teilt auch Overbeck aus Lübeck (1821), der Verfasser des Liedes: „Warum sind der Thränen unterm Mond so viel?“ Usteri aus Zürich († 1827), vor allem bekannt durch sein Lied: „Freut euch des Lebens“. Nach dem Vorgange von Voß bediente er sich auch des Dialekts und dichtete Idyllen in schweizerischer Mundart („de Herr Heiri“, eine städtische Idylle, und „de Vikari“, ein ländliches Gedicht), die sich durch herzliche Einfalt und Natürlichkeit auszeichnen. Vor allem aber gehört hierher **Johann Peter Hebel**, geb. 1760 in Basel als Sohn eines armen Webers, † 1826 als großherzoglich badenscher Prälat auf einer Reise in Schwetzingen. Er begründete seinen Ruf durch seine „alemannischen Gedichte“, wozu er zunächst durch Vossens beide in niederdeutscher Sprache geschriebenen Idyllen angeregt wurde. Er wählte die Mundart des Landstrichs, in dem er seine Kindheit verlebt, und bot in diesen Gedichten Bilder seiner Heimat, sowie der Denkart, Sitte und Lebensweise seiner Landsleute. Von Jean Paul und Goethe wurden diese Lieder bei ihrem ersten Erscheinen aufs freudigste begrüßt und aufs günstigste beurteilt. (Zu den schönsten gehören „die Wiese“, „der Winter“, „das Spinnlein“, „Sonntagsfrühe“, „der Abendstern“ und „das Lied vom Kirschbaum“)[2]). Nicht minder volkstümlich sind die prosaischen Erzählungen, die er unter dem Titel „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes“ herausgab.

§ 48. Lessing.[3])

Gotthold Ephraim Lessing wurde den 22. Januar 1729 zu Kamenz in der Oberlausitz geboren, wo sein Vater erster Prediger war. Auf

---

[1]) Biographie von Matthias Claudius von Wilhelm Herbst, 4 Auflage 1878. Karl Mönckeberg (Hamburg) 1869. Adolf Meyer (Ebersdorf) 1876 — Karl Gerok (Stuttgart), Vortrag 1881 (Darmstadt, Würtz). — Werke des Matthias Claudius, elfte von Karl Redlich in Hamburg revidierte Auflage, 2 Bände 1882.

[2]) Hebels alemannische Gedichte herausgeg. mit Einleitung, Anmerkungen und Wörterbuch von E. Götzinger 1873. — J. P. Hebel, ein Lebensbild von Georg Längin (Karlsruhe) 1875. — Otto Behaghel, Briefe von Hebel, Karlsruhe 1883.

[3]) Kritische Ausgabe sämtlicher Werke Lessings von K. Lachmann 1838 bis 1840, 13 Bände; nochmals durchgesehen und vermehrt von Wendelin v. Maltzahn, 1853 bis 1857, 12 Bände. — Lessings Werke 20 Teile (13 Bände, Berlin, Hempel). — Eine

der Fürstenschule zu Meißen, die er seit 1741 besuchte, trieb er neben den alten Sprachen mit Vorliebe Mathematik. Seine Lieblingsschriftsteller waren damals der vorzugsweise durch seine „Charaktere“ berühmte Theophrast und die beiden römischen Lustspieldichter Plautus und Terenz, die er bei überraschenden Geistesanlagen mit rastlosem Eifer studierte. (Der Rektor der Schule gab ihm das Zeugnis, daß die Lektionen seiner Mitschüler nicht mehr für ihn paßten und nannte ihn ein Pferd, das doppelt Futter brauche.) Im Jahre 1746 bezog er die Universität Leipzig, um nach dem Wunsche der Eltern Theologie zu studieren, er vertauschte jedoch dieselbe bald mit der Medizin, und da ihn auch diese nicht zu fesseln vermochte, wandte er sich den Sprachen, der Philosophie und Dichtkunst zu. Namentlich fesselte ihn die dramatische Welt, die er bisher nur durch Plautus und Terenz kennen gelernt hatte. Statt mit Gelehrten ging er mit Schauspielern um und lernte durch den Besuch des Theaters „hundert wichtige Kleinigkeiten kennen, die ein dramatischer Dichter lernen muß und durch bloße Lektüre nimmermehr lernen kann“. Von den damals in Leipzig lebenden Dichtern wurde er namentlich mit Joh. Adolf Schlegel und Zachariä bekannt, sowie mit Christian Felix Weiße, der mit ihm die gleiche Leidenschaft für das Theater teilte. (Derselbe stammte aus Annaberg, wo er 1726 geboren wurde, und starb 1804 in Leipzig als Obersteuerrat, er ist der Verfasser von Operntexten, z. B. „der Teufel ist los“, von Lustspielen, z. B. „die Poeten nach der Mode“, von Trauerspielen, z. B. „Richard III.“, und von dem Kinderfreund)[1]). Einer seiner vertrautesten Freunde war Mylius, ein litterarisch vielfach beschäftigter und unruhiger Geist. Diesem seinem Freunde folgte er nach Berlin, wo er nach einem viermonatlichen Aufenthalte in Wittenberg im November 1748 eintrifft. Seitdem treibt ihn eine gewisse Unstetigkeit von einem Ort zum andern. Bald finden wir ihn wieder in Wittenberg, bald wieder in Berlin, und, nachdem er sich einige Zeit in Potsdam aufgehalten, wieder in Leipzig, wo er 1757 mit Chr. Ewald von Kleist befreundet wurde. Seit 1758 abermals in Berlin, geht er 1760 nach Breslau als Sekretär des Generals von Tauenzien, bald wieder nach Berlin, wohin er zum vierten Male zurückkehrte. Hier schloß er sich (schon seit seinem zweiten Aufenthalte) namentlich an den jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn, an den Buchhändler Friedrich Nicolai, sowie an Ramler an. (Mendelssohn starb 1786, sein reifstes Werk ist der „Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele“; Nicolai, der 1811 starb, war ein Hauptvertreter

---

illustrierte Ausgabe besorgte R. Gosche 2. Aufl. 8 Bde. 1880. — Lessings Prosa für Schule und Haus, ausgewählt von August Luthardt 1873. — Biographieen von Theodor Wilhelm Danzel († 1850 in Leipzig), vollendet von Gottschalk Guhrauer († 1854 als Professor der Philosophie in Breslau) 1853 und 1854, 2 Bände. Eine zweite Auflage der Danzel-Guhrauerschen Biographie besorgten W. v. Maltzahn und Robert Boxberger, 2 Bände, Berlin (Hofmann) 1880—81; Adolf Stahr († 1876 in Wiesbaden), 8. Aufl. 1877, 2 Teile; James Sime, aus dem Englischen von Adolf Strodtmann († 1879 zu Steglitz bei Berlin), 2 Bände 1878. Vergleiche außerdem Löbells S. 109 erwähntes Werk, wovon Band 3 (herausgeg. von Koberstein 1865) ausschließlich Lessing behandelt. Zuletzt erschien Lessings Leben von Heinrich Düntzer (mit Illustrationen), Leipzig (Wartig) 1882.

[1]) Biographie von Jakob Minor (in Prag). Innsbruck (Wagner) 1880.

der deutschen Aufklärung; sein Organ war die „allgemeine deutsche Bibliothek", die nur dem nüchternen Verstande das Wort redete und alles Gemütvolle aus Religion und Poesie entfernen wollte. Am meisten Aufsehen erregte sein Roman „Magister Sebaldus Nothanker". Ueber Ramler vergl. § 43.) Von Berlin folgte Lessing 1767 einem Rufe nach Hamburg, um die dortige Bühne zu einem Nationaltheater umzugestalten. Als dieser Plan scheiterte, nahm er 1770 die Stelle eines Bibliothekars in Wolfenbüttel an, die er bis zu seinem Tode bekleidete. Von einer längeren Reise, die er mit einem braunschweigischen Prinzen nach Italien gemacht, nach Wolfenbüttel zurückgekehrt, verheiratete er sich 1776 mit Eva König und starb den 15. Februar 1781 in Braunschweig.

Lessing vereinigte in sich eine ungemeine, fast polyhistorische Gelehrsamkeit und besaß eine unersättliche Forschbegierde. Nicht sowohl die Erkenntnis, als die Arbeit um der Erkenntnis willen machte ihn glücklich; ihm stand das Suchen höher als der Besitz der Wahrheit. „Wenn Gott — so lautet das Bekenntnis aus einem der letzten Jahre seines Lebens in der „Duplik" betitelten Streitschrift — in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater, gieb: die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein." Daher kam es, daß er auf allen Gebieten der Wissenschaft, der Aesthetik, Philologie, Philosophie, Litteraturgeschichte, Altertumskunde, Theologie u. s. w. nur gelegentlich verweilte, daher rührt das Fragmentarische vieler seiner Leistungen, daher stammt die Unruhe und Rastlosigkeit, die sich durch sein ganzes Leben hindurchzieht, daher die Abneigung gegen Autoritäten, die ihm die Wege der Forschung zu verengen suchten. Auf welchem Gebiete er sich aber auch bewegte, da wirkte er bei der außerordentlichen Kraft und Schärfe seines Geistes anregend und belebend.

Bei diesem durchdringenden Verstande und bei diesem klaren Geiste war er vor allem befähigt zur Kritik. Sein scharfes Auge war auf alle Erscheinungen in der deutschen Litteratur gerichtet. Er bezeichnet in dieser Beziehung in den „Rettungen des Horaz" seine Stellung mit den Worten: „Ich selbst kann mir keine angenehmere Beschäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu mustern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu untersuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwischen, die falschen Verkleisterungen ihrer Schwächen aufzulösen, kurz alles im moralischen Sinne zu thun, was derjenige, dem die Aufsicht über einen Bildersaal anvertraut ist, physisch verrichtet." So befreite er die deutsche Litteratur von der sklavischen Bewunderung des Auslandes und stürzte die falschen Muster, an denen die Nation hing. Wo Lessing kritisiert, geschieht es mit großer Genauigkeit und unerbittlicher Strenge. Er hat den Grundsatz: „Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht, mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde, gegen einen großen ist man unerbittlich". Er vergleicht sich in den gegen Klotz gerichteten „Briefen antiquarischen Inhalts" mit einer Mühle, die abmahle, was ihren Steinen aufgeschüttet werde, zwischen deren Flügeln Mücken hinschwärmen mögen, die aber niemand aufhalten dürfe, dessen Hand nicht stärker sei, als der Wind, der sie umtreibt (Brief 55). Aber während er ein scharfes Auge für die Fehler anderer hatte, verschonte er sich selbst keineswegs mit seiner Kritik und war frei von aller Selbstüberschätzung. Er gesteht von sich am Schlusse der Hamburger Drama-

turgie, daß er die lebendige Quelle nicht in sich verspüre, die durch eigene Kraft in reichen, frischen, reinen Strahlen aufschieße, daß er vielmehr alles durch Druckwerk und Röhren aus sich herauspressen müsse. Er vergleicht sich mit einem Lahmen, der auf den Krücken der Kritik einigermaßen vorwärts kommen, aber doch nicht laufen könne, mit einem Armen, der fremde Schätze bescheiden borge und an fremdem Feuer sich erwärme.

Sein bedeutendes kritisches Talent offenbarte Lessing — abgesehen von dem in seiner Jugend entstandenen „Vademecum für Herrn Samuel Gotthold Lange, Pfarrer in Laublingen“, den er wegen seiner schlechten Horazübersetzung derb geißelt — zunächst in den „Briefen, die neueste Litteratur betreffend“, gewöhnlich kurz **Litteraturbriefe** genannt, die er seit 1759 mit Mendelssohn und Nicolai[1]) gemeinsam in Berlin herausgab. In denselben zieht er die gesamte Litteratur der Zeit vor seinen Richterstuhl und beurteilt mit seinem scharfen kritischen Verstande und mit rücksichtsloser Entschiedenheit alle litterarischen Erscheinungen. Mit merkwürdigem Scharfblick erkannte er das Richtige und Verfehlte in Klopstocks Messias und Wielands Werken, in Kleists und Gleims Gedichten, wobei er selbst seine Freunde nicht schonte. Namentlich wurde Gottsched hart mitgenommen, und wenn die Leipziger Bibliothek erklärt hatte, Gottscheds Verdienste um die deutsche Schaubühne werde niemand in Abrede stellen, so kündigte sich Brief 17 Lessing als dieser Niemand an und wies nach, daß das französische Theater nicht zur deutschen Denkart passe und die Deutschen zu etwas Besserem fähig seien, als zu französischer Artigkeit, Zärtlichkeit und Verliebtheit. Zum deutschen Wesen stimme mehr das Große, Gewaltige, Erhabene, wie es in Shakespeare sich finde. Gegen Wieland ist Brief 7—14 gerichtet, namentlich Brief 8 gegen dessen „Empfindungen des Christen“. Ueber Klopstocks Messias handelt Brief 19[2]), über Logau Brief 36 und 43.

Angeregt von Winckelmann[3]) verfaßte Lessing seinen **„Laokoon“** 1766[4]). In demselben geht er — und daher stammt der Titel des Buches —

---

[1]) Auf Nicolais Beteiligung an den Litteraturbriefen bezieht sich eins von den Xenien Goethes und Schillers: „Auch Nicolai schrieb an dem trefflichen Werk? Ich will's glauben. Mancher Gemeinplatz auch steht in dem trefflichen Werk.“

[2]) Lessing war es auch, der in einem Epigramm aussprach, daß Klopstock mehr bewundert, als gelesen werde: „Wer wird nicht einen Klopstock loben? Doch wird ihn jeder lesen? — Nein. Wir wollen weniger erhoben und fleißiger gelesen sein.“

[3]) Johann Joachim Winckelmann, geb. 1717 zu Stendal als der Sohn eines armen Schumachers, studierte in Halle und Jena und war von 1743 bis 1748 Konrektor zu Seehausen in der Altmark. Seine drückende Lage wurde eine bessere, als er eine Stelle in der Nähe Dresdens erhielt und ihm Gelegenheit geboten wurde, Kunststudien zu treiben. Bald erfaßte ihn eine glühende Sehnsucht nach Italien, der klassischen Heimat der bildenden Kunst. Um dieses Ziel zu erreichen, trat er zur katholischen Kirche über. In Florenz, Neapel und Rom setzte er seine Studien fort. Die Frucht derselben ist seine „Geschichte der Kunst des Altertums“, die 1764 erschien, worin er zuerst das Verständnis der altklassischen Kunst erschloß. Nachdem er eine Reihe von Jahren Oberaufseher der Altertümer in und um Rom gewesen, reiste er 1768 nach Deutschland zurück. Doch schon in Wien trieb ihn die Sehnsucht wieder nach Italien. Er kehrte um, wurde aber in Triest durch die Hand des Italieners Arcangeli aus Habgier ermordet. Vergl. Karl Justi (in Marburg), Winckelmaun, sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen, 3 Bände 1866 ff. — Musterstücke aus Winckelmanns Werken nebst Goethes Aufsatz über Winckelmann von Wilhelm Kühne (Altenburg) 1879.

[4]) Lessings Laokoon bearbeitet und erläutert von Wilhelm Cosack (Stadtschulrat in Danzig) 3. Aufl. 1882; Hugo Blümner (Königsberg) 2. Aufl. 1880; Jos. Busch-

von einem Werke antiker Plastik, der Gruppe des Laokoon, aus (einem Werke der griechischen Bildhauer Agesander, Polydor und Athenodor). Dasselbe stellt den Moment dar, wo Laokoon, jener unglückliche Priester der Trojaner, mit seinen beiden Söhnen von zwei Schlangen erwürgt wird, die ihm Minerva gesendet zur Strafe dafür, daß er seinen Landsleuten Unglück geweissagt, wenn sie das hölzerne Pferd, das die Griechen bei ihrem erheuchelten Wegzuge vor Troja zurückgelassen, in die Stadt zögen. Denselben Gegenstand behandelt auch ein epischer Dichter, Vergil, im zweiten Buch seiner Aeneide, freilich in anderer Weise, indem er den ganzen Verlauf des Faktums vom Beginne bis zum Ende durch alle Momente der Entwickelung, durch alle Stadien der Anstrengung und des Leidens, auch bis zum überwältigenden Schmerz, bis zur Verzweiflung hindurchführt. Nach Vergil erhebt Laokoon ein entsetzliches Geschrei zu den Sternen; in jener berühmten Gruppe aus dem Altertum aber zeigt die Oeffnung des Mundes nicht die eines schrecklichen Geschreies, sondern vielmehr ein ängstliches und beklemmtes Seufzen. Woher nun diese Abweichung in der Darstellung desselben Gegenstandes durch die beiden Künste? Auf diese Frage antwortet Lessing: Die Poesie der Griechen ließ ihre Helden schreien, weil dieses Volk sich keiner menschlichen Schwachheit schämte, Höflichkeit und Anstand ihm nicht, wie in der heutigen Welt, Geschrei und Thränen verboten. Anders mußte die bildende Kunst verfahren; ihr höchstes Ziel war die Schönheit. Das Schreien würde das Gesicht auf eine unschöne Art entstellt haben; der Künstler mußte es also in ein Seufzen mildern. Der bildende Künstler muß aber auch noch aus einem andern Grunde in dem Ausdrucke Maß halten, weil er von der immer veränderlichen Natur nur einen einzigen Augenblick brauchen kann, der nicht den höchsten Affekt ausdrücken darf. Von diesem Unterschied der bildenden und redenden Kunst geht nun Lessing aus und stellt namentlich die Grenzen zwischen Malerei und Poesie fest. Er bekämpft den von Breitinger aufgestellten und allgemein angenommenen Satz, daß „die Poesie eine redende Malerei, die Malerei eine stumme Poesie sei", ein Satz, der in der Poesie die Schilderungssucht, in der Malerei die Allegoristerei erzeugte. Lessing wies nach, daß, bei aller Verwandtschaft, Poesie und Malerei doch zwei ganz verschiedene Kunstgebiete seien. Das Gebiet der Malerei — mit diesem Ausdruck ist im Laokoon zugleich die Plastik, also überhaupt die bildende Kunst gemeint — ist der Raum; das Gebiet der Poesie dagegen die Zeitfolge. Demnach sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften Gegenstände der Malerei, Handlungen die der Poesie. Die Malerei kann auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper; die Poesie schildert auch Körper, aber andeutungsweise nur durch Handlungen. Homer hat schon dieses Gesetz beobachtet, wenn er den Schild des Achilles nicht als einen fertigen, sondern als einen werdenden, vor unsern Augen entstehenden beschreibt. Will er uns zeigen, wie Agamemnon bekleidet gewesen, so muß der König vor unsern Augen seine Kleidung Stück für Stück umthun; wir sehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens malt. (An dasselbe Gesetz haben sich auch unsere beiden größten Dichter, Goethe und Schiller, gehalten, der erste z. B. in Hermann und Dorothea, der letztere

---

mann (Hedingen) 2. Aufl. 1881. — Ins Lateinische hat den Laokoon übersetzt Ludwig *Hasper (Großglogau) 1879* (Gütersloh, Bertelsmann).

in seinem Spaziergange. Damit war über die breite Situationsmalerei der Klopstockschen und Wielandschen Poesie, über die Schilderung in Hallers Alpen und in Kleists Frühling, sowie über jede ermüdende Darstellung ruhiger Zustände der Stab gebrochen.) — Ein anderer Unterschied zwischen Poesie und Malerei ist bereits oben berührt worden. Die Poesie ist nicht, wie die bildende Kunst, auf Darstellung der Schönheit beschränkt, ihr steht das ganze unermeßliche Reich der Natur zur Nachahmung offen, sie kann und darf nicht bloß das Schöne und Gute, sondern auch das Häßliche, ja selbst das Schreckliche und Ekelhafte darstellen, was die bildende Kunst nicht darf[1]).

Als der Philolog Klotz in Halle die in den Litteraturbriefen getadelten Dichter grundsätzlich in Schutz nahm und auch den Laokoon angriff, antwortete ihm Lessing in seinen **„Briefen antiquarischen Inhalts“** so derb, daß es mit dem Ansehen des Halleschen Professors zu Ende war. Diese Briefe sind nicht bloß Meisterstücke der Polemik, sondern zugleich Zeugnisse der Gelehrsamkeit Lessings, seiner eingehenden Kenntnis der alten Kunst und seiner Meisterschaft in der Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände. Derselben Fehde mit Klotz verdanken wir auch die kritische Abhandlung: **„Wie die Alten den Tod gebildet“.**

Aus einer früheren Zeit (1759) stammen die „Abhandlungen über die **Fabel“**, woran sich ihrer inneren Natur nach die 1771 erschienenen Anmerkungen über das **Epigramm** anschließen. Wenn auch die Definition der Fabel zu weit ist (es würden hiernach alle moralischen Erzählungen in ihr Gebiet gehören), während umgekehrt der Begriff des Epigramms zu eng gefaßt wird, so sind doch diese Abhandlungen Musterbeispiele der natürlichen und sicheren Methode Lessings für dergleichen ästhetische Untersuchungen. Das eine Mal geht er von den vorhandenen und verbreiteten Definitionen aus, das andre Mal von der ursprünglichen Wortbedeutung. Dabei vergleicht er immer das Gefundene mit dem Konkreten, verbessert es hiernach, ergänzt und entwickelt es zu einer das ganze innere Wesen der behandelten Gedichtsart erschöpfenden Definition. Wie er im Epigramm auf die Dichter des klassischen Altertums, namentlich auf Martial, zurückging, so fand er in der äsopischen Fabel das Muster dieser Gattung, von der er insbesondere größtmöglichste Kürze und Präzision fordert. So wurde Lessing ein Reformator der Fabel, wie es in neuester Zeit der Schweizer Emanuel Fröhlich (geb. 1796 zu Brugg im Aargau, † 1865 in Aarau) nach einer andern Seite hin geworden ist, indem er die gesamte leblose Natur in die Fabel hereinzog und so das Gebiet derselben außerordentlich erweiterte. Lessing selbst dichtete eine Anzahl Fabeln und Sinngedichte, wie er denn bei seinem vorherrschenden Verstande mehr zum Didaktischen, als zum rein Lyrischen befähigt war.

---

[1]) Den Eindruck, den Lessings Laokoon auf die strebende Jugend machte, schildert uns Goethe in den Worten: „Es war uns jener Lichtstrahl höchst willkommen, den der vortrefflichste Denker durch düstere Wolken auf uns herableitete. Wie vor einem Blitze erleuchteten sich uns alle Folgen des herrlichen Gedankens (welcher den Unterschied der bildenden und Redekünste klar machte); alle bisherige anleitende und urteilende Kritik ward, wie ein abgetragener Rock, weggeworfen“ (Wahrheit und Dichtung). Auch Herder teilte trotz vielfach abweichender Ansichten die Bewunderung für das Werk; nach ihm ist es „ein Werk, an welchem die drei Huldgöttinnen unter den menschlichen Wissenschaften, die Muse der Philosophie, der Poesie und der Kunst des Schönen thätig gewesen“.

Die größte Aufmerksamkeit wendete Lessing auf die **Reform des deutschen Theaters.** Schon in Leipzig fing er mit seinem 18. Jahre an, eine Anzahl Lustspiele zu dichten, die zwar der Gottschedschen Richtung angehören, in denen aber im Unterschiede von den andern gleichzeitigen Stücken ein lebhafterer und natürlicherer Gesprächston herrscht. Es sind dies namentlich der junge Gelehrte, der Misogyn, die Juden, der Freigeist, der Schatz. Das letzte Stück ist frei nach Plautus bearbeitet, den er sich damals zum Vorbild nahm, dessen Leben er beschrieb, und dessen Captivi er für das beste Stück erklärte. Auf diese Lustspiele folgen zwei Werke, die mit der empfindsamen Richtung Gellerts und Klopstocks Verwandtschaft zeigen, es sind dies die beiden Trauerspiele **„Miß Sara Sampson"** und **„Philotas".** In dem ersten hat Lessing bereits mit dem französischen Geschmacke gebrochen; statt in dem üblichen steifen Alexandriner schrieb er die Tragödie absichtlich in Prosa, wählte einen englischen Schauplatz (den Stoff bot ihm Richardsons Clarissa), führte eine belebte Handlung vor und gab ein Abbild des wirklichen Lebens. Freilich fehlt diesem Gewebe menschlicher Schuld die innere Erhebung. Die Heldin des Stückes, Sara Sampson, wird in ihrer Unerfahrenheit von einem Wüstling Mellefont aus dem Schoß ihrer Familie entführt. Eine frühere Geliebte, die tückische leidenschaftliche Marwood, die ältere Rechte auf Mellefont hat, rächt sich für diese Untreue durch Gift, das sie ihrer Nebenbuhlerin reicht. Saras Vater, welcher der Entflohenen nachgereist, vergiebt der Sterbenden, Marwood rettet sich durch Flucht.

Im **Philotas,** einer Tragödie in einem Akte, mit einfacher Handlung, aber meisterhaftem Dialog, verherrlichte Lessing die Vaterlandsliebe. Philotas, ein Königssohn, giebt sich in schwärmerischer Begeisterung für das Vaterland selbst den Tod, damit nicht etwa sein Vater, um ihn auszulösen, sich zu schmachvollen, für das Vaterland verderblichen Bedingungen verstehe [1]).

Durchaus selbständig zeigt sich Lessing in seinem folgenden Stück **„Minna von Barnhelm** oder das Soldatenglück", einem Lustspiel, das 1767 erschien [2]). Ein preußischer Offizier, Major von Tellheim, kam während des siebenjährigen Krieges nach Sachsen, um in einem armen sächsischen Kreise Kriegskontribution zu erheben. Da die Stände die Summe nicht aufbringen konnten, ohne das Land zu Grunde zu richten, schoß Tellheim ihnen aus eigenen Mitteln das Geld vor. Diese edle That gewinnt ihm die Achtung und Liebe eines reichen sächsischen Fräuleins, Minna von Barnhelm, mit der er sich verlobt. Beide werden getrennt durch den Krieg, aus welchem Tellheim nebst mehreren Wunden eine Lähmung des rechten Armes davon trägt. Tiefer noch schmerzt ihn der Abschied, der ihm nach dem Friedensschlusse erteilt wurde. Doch er sollte noch empfindlicher gekränkt werden durch den Verdacht, der auf ihm ruhte, als habe er sich von den sächsischen Ständen bestechen lassen. So lebte der Major, der sich einst

---

[1]) Eduard Niemeyer (in Dresden), Lessings Trauerspiel Philotas durch einen historisch-kritischen Kommentar erläutert in Herrigs Archiv XX.

[2]) E. Niemeyer, Lessings Minna von Barnhelm, historisch-kritische Einleitung nebst fortlaufendem Kommentar, 2. Aufl. 1877, und Eduard Küenen (Mühlheim a. Rh.), 1878. Schulausgabe von Julius Naumann 1875 und Funke (Warendorf) 1882. Kuno Fischer, Lessing als Reformator der deutschen Litteratur, 2 Bände (Stuttgart, Cotta) 1880 (Bd. 1: Minna v. B. Faust. Emilia Galotti).

in glänzenden Verhältnissen befunden, zurückgezogen in einem Gasthause Berlins und sieht sich, der drückendsten Not anheimgegeben, genötigt, sein letztes Eigentum, den Ring, welchen er von seiner Verlobten empfangen, an den Wirt zu verpfänden. Von alledem weiß Minna nichts, und da sie lange Zeit von ihrem Verlobten ohne jede Nachricht geblieben, faßt sie den Entschluß, denselben aufzusuchen. Von ihren Gütern reist sie nach der preußischen Hauptstadt und steigt in demselben Gasthof ab, in welchem Tellheim schon Jahr und Tag gewohnt hat. Von seiner Anwesenheit und seiner bedrängten Lage erhält Minna durch jenen verpfändeten Brautring Kunde. Hoch erfreut über das Wiederfinden ihres Bräutigams, dessen Ehrenhaftigkeit und Charakterreinheit sie kennt, will sie ihm in der traurigen Lage eine treue Gefährtin sein. Da aber Tellheim verarmt und ein Krüppel, ein Abgedankter und an seiner Ehre Gekränkter, nicht auch seine Verlobte in die Schmach seines Schicksals verwickeln mag, will er in seinem männlichen Stolz ihr entsagen. Da bedient sich Minna ihrem stolzen Bräutigam gegenüber einer List, indem sie vorgiebt, als Hülfeflehende zu kommen, die ihrer Liebe zu Tellheim wegen von ihrem Oheim enterbt sei, und nur ihrem Verlobten alles verdanken wolle. Jetzt gebieten ihm Ehre und Pflicht, der Liebe alles aufzuopfern und der Verlobten sich anzunehmen. So hat Minna durch ein geschicktes Spiel das wunderliche Bedenken des Tellheim beseitigt; der Konflikt zwischen Ehre und Liebe ist glücklich ausgeglichen. Zu gleicher Zeit wird durch die Entscheidung des Gerichts und durch ein Handbillet des Königs auch äußerlich vor der Welt Tellheims Ehre wieder hergestellt. — Auch die liebenswürdige, heitere, geschwätzige Gesellschafterin des Fräuleins, Franziska, die mit der Minna erzogen und unterrichtet worden ist, erhält die Hand des biedern und braven Wachtmeisters Werner, der seiner phantastischen Idee, nach Persien zum Prinzen Heraklius zu gehen, entsagt. — Im Diener des Majors, Just, begegnen wir einer zwar groben und derben, aber grundehrlichen und treuen Seele, der von seinem Herrn nicht läßt, wie sein Pudel nicht von ihm. Der Wirt des Gasthofs zum König von Spanien ist, wie Just sagt, „ein Schurke von Wirt“, ein falscher, pfiffiger, nur auf seinen Vorteil bedachter Charakter. Seinem Franzosenhaß hat Lessing Ausdruck gegeben in der lächerlichen Figur des Riccaut de la Marliniere, in dem uns ein aufgeblasener und großsprecherischer, aber zugleich feiger Charakter entgegentritt; er ist ein entlassener Offizier, Spieler und Betrüger (betrügen ist ihm ja nur corriger la fortune). Während Tellheim und Werner die soldatische Ehrenhaftigkeit repräsentieren, welche vielfach in Friedrichs Heeren in glänzendster Weise hervortrat, deutet Riccaut auf die fremden Abenteurer hin, welche bloß um des unehrlichen Erwerbes willen in den preußischen Heeren, besonders in den Freibataillonen, sich zusammenfanden. — Durch das Drama „Minna von Barnhelm“, in welchem sich die beiden Hauptpersonen, ein preußischer Major und ein sächsisches Fräulein, an Edelmut zu überbieten suchen, wollte der Dichter zugleich den Provinzialhaß zwischen den einzelnen Stämmen, der sich infolge des siebenjährigen Kriegs zwischen Sachsen und Preußen bis zu leidenschaftlicher Erbitterung gesteigert hatte, untergraben. Indem er eine Versöhnung der inneren Verstimmung herbeizuführen suchte, wollte er die Herzen für die höhere Idee eines gemeinsamen deutschen Vaterlandes begeistern und das deutsche Nationalbewußtsein kräftigen. In diesem Sinne ist Minna von Barnhelm unser erstes Nationalbühnenstück, in welchem

wie Eduard Devrient († 1877 in Karlsruhe) in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" sagt, der Sieg bei Roßbach auf dem Felde der Dramatik wiederholt wurde. In den beiden ersten Akten stellt Lessing, wie Goethe ihm nachrühmt, ein unerreichbares Muster auf, wie ein Drama zu exponieren sei. Die Wirkung dieses Stückes, in welchem Zustände der damaligen Zeit treu dargestellt wurden (solcher verabschiedeten Offiziere, solcher Offizierswitwen, wie die „Dame in Trauer", solcher Riccaut gab es viele) und deutsche Charaktere ungeschminkt auftraten, war außerordentlich, und seit Klopstocks Messias war kein zweites Werk mit solchem Enthusiasmus aufgenommen worden. Wie später Goethes Werther eine zahllose Menge von Nachahmungen fand, wie auf Götz eine Flut von Ritterstücken folgte, so rief Minna eine Menge von Soldatenstücken hervor.

Nachdem so der erste bedeutsame Schritt zu einem nationalen Drama geschehen, regte sich das Streben nach einer nationalen Bühne an verschiedenen Orten. Die Bühne in Leipzig, an welche Lessing so große Hoffnung geknüpft, hatte ihre Bedeutung verloren, dagegen waren es Wien und Hamburg, wo man eine Reform des Theaterwesens ernstlich versuchte. Um zur Begründung eines deutschen Nationaltheaters in Hamburg behülflich zu sein, wurde Lessing dahin berufen, zunächst als Theaterdichter, da er aber diese Stellung ablehnte, als Theaterkritiker. Die Frucht dieser Stellung ist die **Hamburgische Dramaturgie** (1767 bis 1769), die aus einer Reihe von Kritiken über 52 Theaterstücke besteht, unter welchen ungefähr zwei Drittel Uebersetzungen aus dem Französischen sind (darauf war selbst die Hamburger Bühne, die doch ein Nationaltheater begründen wollte, zum größten Teile angewiesen). Leider wurden die von Lessing an Hamburg geknüpften Hoffnungen nicht erfüllt; die Schauspieler waren empfindlich, und das Publikum ohne Urteil. So schloß Lessing die Dramaturgie mit der bittern Anklage, das Publikum habe nichts, ja noch Schlimmeres als nichts gethan. Man habe den gutherzigen Einfall eines deutschen Nationaltheaters gehabt, ohne zu bedenken, daß die Deutschen noch gar keine Nation seien; beinahe könne man sagen, es sei der Charakter der Deutschen, keinen eigenen Charakter haben zu wollen. Dennoch war Lessings Wirksamkeit in Hamburg nicht ohne Segen; es wurden in der Dramaturgie die Grundgesetze des Dramas mit einer Bestimmtheit festgestellt, wie dies vorher noch nicht versucht worden war [1]). Es wurde jene Theaterzeitung zu einem klassischen Werke, mit dem eine neue Aera in der Geschichte der Dramatik begann. Lessing zeigte vor allem, daß die bisherigen französischen Muster (die beiden Corneille, Voltaire, Diderot u. s. w.) nicht geeignet seien, eine nationale Grundlage für das deutsche Drama abzugeben, da sie nicht nur dem deutschen Geist widerstrebten, sondern auch dem Wesen der Kunst entgegen seien. Zwar behaupteten die Franzosen, daß ihr Theater auf das antike Drama gegründet und den Regeln des Aristoteles gemäß sei. Allein Lessing führte, indem er die Poetik des Aristoteles zur Grundlage nahm, den Beweis, daß die französischen Kunstrichter jenes Werk, das für ihn dieselbe Stelle einnimmt wie Euklid in der Mathematik, falsch verstanden hätten. Er zeigte namentlich in Beziehung auf die drei sogenannten Einheiten, welche von den französischen Dramatikern streng

---

1) Otto Weddigen (Hamm in Westfalen) Lessings Theorie der Tragödie 1876. *Von den zahlreichen Werken Weddigens* nennen wir hier noch „Neue Gedichte" Kassel 1885.

beobachtet wurden, daß nur die Einheit der Handlung von wesentlichem Werte sei, die Einheiten der Zeit und des Ortes nur insoweit, wie sie durch jene bedingt werden. So wies Lessing den himmelweiten Unterschied des griechischen und französischen Dramas nach (namentlich in der Kritik über Voltaires Merope Stück 36—50). Im Gegensatz zu Peter Corneille (dessen Rodogune er Stück 29—32 einer scharfen Kritik unterwirft), zu Voltaire, den er mit den schärfsten Waffen des Witzes geißelt und dessen Ansehen in Deutschland er erschütterte, wies er namentlich hin auf Shakespeare, der den Franzosen weit überlegen und für uns Deutsche neben den griechischen Dichtern mustergültig sei. Er thut dies namentlich in der Besprechung der Semiramis und Zaire von Voltaire, die sich Stück 10—12 und 15—16 findet, sowie in der Kritik von Weißes Richard III., Stück 73—83, wo er zugleich das Wesen der Tragödie eingehend behandelt, die nach Aristoteles Furcht und Mitleid erregen soll. Außer den genannten ist eine der bedeutendsten Kritiken die über Graf Essex von Thomas Corneille, Stück 22—25 und 54—59. Daß es bedenklich sei, christliche Märtyrer als Helden des Trauerspiels zu wählen, zeigt er bei Besprechung von Cronegks Olinth und Sophronia, Stück 1 und 2. Des von Gottsched (§ 45) verbannten Harlekin nimmt er sich an in Stück 18. Doch nicht allein auf die inneren Gesetze des Dramas erstreckt sich der Inhalt der Dramaturgie, sondern auch auf scenische Forderungen, auf musikalische Unterstützung und auf die Schauspielkunst; namentlich enthält sie über die letztere die feinsten Bemerkungen [1]).

Einige Jahre nach der Dramaturgie erschien das Trauerspiel **Emilia Galotti** (1772), worin Lessing die Erzählung des Livius von der Virginia in moderner Weise einkleidet. (Die erste Anregung erhielt er aus der spanischen Tragödie „Virginia" des Augustino de Montiano.) Aus der römischen Geschichte verlegt er den Stoff in die moderne Zeit, auf den Boden Italiens, und zwar ist der Schauplatz des Dramas der Hof eines kleinen italienischen Fürsten. Der Prinz von Guastalla, der bisher der Gräfin Orsina seine Gunst geschenkt, ist von der glühendsten Leidenschaft zu Emilia Galotti, der Tochter des Odoardo Galotti, erfüllt. Als er erfährt, daß dieselbe die Verlobte des Grafen Appiani sei und daß ihre Vermählung nahe bevorstehe, setzt der Prinz alles daran, um sie in seine Gewalt zu bekommen. Er nimmt zu diesem Zwecke die Dienste seines Kammerherrn Marinelli in Anspruch, der auf jede Weise den Appiani entfernen und die Hochzeit verhindern soll. Da der Graf einen ihm angetragenen Gesandtschaftsposten ablehnt, schlägt Marinelli einen anderen Weg ein, um zum Ziele zu gelangen. Er läßt durch Banditen den Wagen, in welchem Emilia mit dem Grafen Appiani zur Vermählung fährt, anfallen, den Grafen ermorden und Emilia auf das Lustschloß des Prinzen, nach Dosalo, führen. Dahin kommen auch ihre Mutter Claudia und ihr Vater Odoardo. Der Prinz

---

[1]) W. Cosack, Materialien zu Lessings Hamburger Dramaturgie, Paderborn 1876. — Friedrich Schröter und Richard Thiele (Wesel), Lessings H. D. erläutert 2 Bände, Halle 1877—1878. — Für den Schulgebrauch hat dieselbe eingerichtet Buschmann, Trier (Lintz) 1882. — Unter den neueren Dramaturgieen möge an dieser Stelle genannt und empfohlen werden Heinrich Bulthaupt (Bremen), Dramaturgie der Klassiker, 2 Bände, Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung, 2. Aufl. 1883 (Band 1 behandelt Lessing, Goethe, Schiller, H. v. Kleist; Band 2 Shakespeare).

nimmt die Miene eines Ueberraschten an und indem er Emilia seiner Teilnahme versichert, verspricht er Untersuchung des Verbrechens. Allein die Gräfin Orsina, die verlassene Geliebte des Prinzen, welche gleichfalls in Dosalo eintrifft, klärt Odoardo über den ganzen schrecklichen Anschlag auf und reicht ihm den Dolch zur Rache. Der Vater weiß keinen anderen Ausweg, die Ehre und Unschuld seiner Tochter zu retten, als dadurch, daß er sie dem Tode weiht. Emilia selbst, die sich mit Entsetzen in die Greuel des Lasters verwickelt sieht, verlangt in dem letzten Gespräche, das sie mit ihrem Vater erlangt, von diesem den Tod und weiß sich nur so gerettet. So wurden des Prinzen und Marinellis Pläne schaudervoll vereitelt. Ob freilich der Prinz durch diesen Ausgang ernstlich gebessert und Marinelli gehörig bestraft ist, das läßt das Stück nur erraten. — Einstimmig ist die meisterhafte Charakterzeichnung der einzelnen Personen des Stückes bewundert worden. Der Prinz besitzt eine gewisse Liebenswürdigkeit, liebt auch die Kunst, freilich nur in sinnlicher, dilettantischer Weise (während der Maler Conti für das Ideal der Kunst begeistert ist); aber ohne Gefühl für seine Pflicht als Herrscher und ohne Bewußtsein von der Verantwortlichkeit seiner hohen Stellung (wie dies u. a. die Scene mit seinem Rat Camillo Rota beweist), findet er die Aufgabe seines Lebens nur im Genusse und ist bereit, seinen Launen alles zu opfern. Der Kammerherr Marinelli ist der hinterlistige Hofmann, herzlos, ohne Gefühl für Wahrheit und Recht. Jeder Laune seines Herrn dienend, ist ihm nichts heilig. Unter dem Schutze fürstlicher Macht weiß er durch Unverschämtheit, Lug, Hinterlist sein Ziel zu erreichen. Die Gräfin Orsina ist die leidenschaftliche Italienerin, beherrscht von den Gefühlen gekränkter Liebe und eifersüchtiger Erbitterung über eine ihr drohende Nebenbuhlerin. Die einst mächtige, nun verschmähte Geliebte des Prinzen sinnt auf Rache und würde selbst (wie der Dolch beweist, mit dem sie auf Dosalo erscheint) vor einem Morde nicht zurückschrecken, um die Untreue zu rächen. Odoardo ist ein starrer Ehrenmann im edelsten Sinne des Wortes, der sich nicht bücken, nicht kriechen und schmeicheln kann (Appiani nennt ihn das „Muster aller männlichen Tugend“); als eine heroische Natur bringt er der Tugend das größte Opfer. Von seiner Energie besitzt etwas seine durch Schönheit hervorragende Tochter Emilia, deren Hauptcharakterzüge Frömmigkeit und Gehorsam sind. Claudia endlich, die Mutter der Emilia, ist eine eitle, gedankenlose Frau, die sich dadurch geschmeichelt fühlt, daß ihre Tochter so vom Prinzen ausgezeichnet wird, und die deshalb einen Teil der Schuld am ganzen Unglück trägt. — Emilia Galotti ist die erste große deutsche Tragödie, ein Muster strenger Gesetzmäßigkeit in der Anlage und Durchführung. Es ist hier nicht ein dunkles Geschick, sondern das Thun der Menschen, das den Faden spinnt, den Knoten schürzt und löst [1].

Als Bibliothekar in Wolfenbüttel gab Lessing eine Reihe von Beiträgen zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen der Bibliothek heraus. Darunter befinden sich auch die von Hermann Samuel Reimarus (Professor der Mathematik in Hamburg, † 1768)

[1] Theodor Nölting, über Lessings E. Galotti, Wismar (Programm) 1878. — Zu einem andern Resultate gelangt Bernhard Arnold (Progr. v. Chemnitz) 1880. — Denselben Gegenstand behandeln G. Buchholz (Grenzboten) 1881, Heidemann (Programm v. Saarburg) 1881 und Niemeyer 1878 (Programm von Dresden-Neustadt).

verfaßten sogenannten **Wolfenbüttler Fragmente**, die einen Angriff auf das Christentum enthielten, dessen Eintritt in die Welt als ein Werk des Betrugs hingestellt wurde. Die Veröffentlichung verwickelte ihn in eine Fehde mit dem Hauptpastor Göze († 1786) in Hamburg, welcher Lessing hart angriff, in der Meinung, daß derselbe die in den Fragmenten ausgesprochenen Ansichten billige [1]). In den **theologischen Streitschriften** wider Göze (Parabel; Absagungsschreiben; Axiomata; Antigöze; Nötige Antwort) spricht Lessing die Ansicht aus, daß das Christentum auch ohne Bibel bestehen könne. Wie das Evangelium dagewesen sei, ehe es schriftlich aufgezeichnet wurde, so auch könne alles, was die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wieder verloren gehen, ohne daß die christliche Religion gefährdet sei [2]). Sein religiöses Glaubensbekenntnis aber legt Lessing in dem Drama nieder, das er mit Bezug auf diesen theologischen Streit schrieb, in **Nathan dem Weisen** (1779) [3]), worin er sich des fünffüßigen Jambus bedient, der seitdem der eigentliche dramatische Vers wurde. Den Mittelpunkt des ganzen Stücks, wozu er die Anregung aus einer Novelle des Dekamerone von Boccaccio erhielt, bildete die Parabel von den drei Ringen (3. Akt) [4]). Hiernach sind die drei monotheistischen Religionen einander gleich zu setzen, und das Wahre in jeder derselben ist die Toleranz, die Humanität, die Liebe und reinste Sittlichkeit. (Da sich der göttliche Ursprung irgend einer Religion nicht beweisen lasse, so bestehe die höchste Pflicht des Menschen nicht im Glauben, sondern in der Tugend.) Indem so Lessing im Nathan die drei Religionen einander gleichstellt, ist er gegen die Vertreter der christlichen ungerecht geworden. Die Vertreter des Judentums und des Islam sind zwei durchaus ideal gehaltene Charaktere. Nathan, in welchem der Dichter dem reinen und sittlich hohen Charakter seines Freundes Moses Mendelssohn ein Denkmal setzte, besitzt die Kunst des rechten Rings, die Herzen zu gewinnen, er ist der Träger der Humanität, der Vertreter des religiösen Standpunktes, auf welchem Lessing stand, der über jede positive Offenbarung sich hinwegsetzenden, in der Liebe thätigen Vernunftreligion. Desgleichen ist Saladin eine durchaus edle, ideal angelegte Natur. Mit beiden Charakteren kann es keine von den Gestalten aufnehmen, welche das Christentum repräsentieren,

---

[1]) Für Göze ist in die Schranken getreten Georg (Reinhard) Röpe (in Hamburg). Joh. Melchior Göze. Eine Rettung. 1860. Dagegen schrieb August Boden (großherzogl. hess. Hofrat, † 1871 in Erlangen) Lessing und Göze 1862.

[2]) Karl Schwarz, G. E. Lessing als Theolog. 1854. Alexander Baumgartner, Lessings religiöser Entwicklungsgang 1877. Paul Haffner, Studie über Lessing 1878 (katholischer Standpunkt).

[3]) Ueber Nathan den Weisen haben in neuester Zeit geschrieben: August Wilhelm Bohtz († 1880 in Göttingen) 1854 (Lessings Protestantismus und Nathan der Weise); Schiffmann 1855 (N. d. W. in seiner religiösen Bedeutung); Rönnefahrt 1863; Kuno Fischer, Lessing als Reformator der deutschen Litteratur (Bd. 2: Nathan der Weise 4. Aufl. 1880); D. Fr. Strauß 1864 (Vortrag); E. Trosien 1877 (Vortrag). Für die Schulen erläutert von Eduard Niemeyer, Leipzig 1855. Heinrich Düntzer. 2. Aufl. 1873. Schulausgabe (Leipzig, Göschen) mit Anmerkungen von Denzel und Kratz in Stuttgart.

[4]) Nach Prof. Adolf Tobler in Berlin enthält ein altfranzösisches Gedicht aus dem 13. Jahrh., das er unter dem Titel: Li dis dou vrai aniel, d. h. die Sage vom echten Ring (Leipzig 2. Aufl. 1884) veröffentlichte, die älteste bekannte Aufzeichnung jener Parabel, woraus Boccaccio und später Lessing schöpfte. Dagegen hat August Wünsche (Dresden) in einem trefflichen Aufsatze (Grenzboten 1879) nachgewiesen, daß das jüdische Buch Schebeth Jehuda die älteste Quelle jener Parabel sei.

keine einzige veranschaulicht den christlichen Geist in seiner Reinheit. Der Klosterbruder vertritt zwar ein edleres Christentum, ihm galten Mitleid, Barmherzigkeit, Selbstverleugnung und Liebe als das Wesen der Frömmigkeit; allein er ist zu unfrei, unselbständig, gedrückt, er flieht die Welt und fürchtet zu sehr ihre Berührung, um als Repräsentant der sittlichen Macht und Tiefe des Christentums gelten zu können. Der Tempelherr ist eine durchaus wahre und edle Natur, heldenmütig und voll Todesverachtung, aber schwermütig, abgeschlossen und religiös gleichgültig. Dajas christlicher Standpunkt ist ein beschränkter. In dem Patriarchen vollends, wozu der Hauptpastor Göze manche Züge leihen mußte, stellt Lessing das Gegenteil des Echtreligiösen, das Unduldsame, Dünkelhafte, die Heuchelei und Selbstsucht dar. Die Gerechtigkeit verlangte einen christlichen Charakter, der dem Nathan und Saladin ebenbürtig zur Seite stände. — Der Schauplatz der Handlung ist Jerusalem, wo alle drei Religionen neben einander bestehen. Die Zeit ist die der Kreuzzüge, aber die Gedanken der Humanität und Toleranz, von denen die Hauptpersonen beherrscht werden, gehören ganz der Zeit des Dichters an. — Einen verwandten Gedankeninhalt haben die philosophischen Gespräche „Ernst und Falk“ und „Das Testament Johannis“, sowie „Die Erziehung des Menschengeschlechts“.

Das Streben Lessings nach Wahrheit und Klarheit zeigt sich auch in der Form, und er erwarb sich in dieser Beziehung ein wesentliches Verdienst durch Begründung und Ausbildung einer gediegenen deutschen Prosa [1]). Die Sprachweise Lessings vereinigt in sich alle Eigenschaften eines kunstgerechten Stils. Da findet sich kein hohles und unklares Pathos, kein Schwulst und Bombast, kein schiefer und „schielender“ Ausdruck; vielmehr wählte er stets das einfachste und passendste Wort, den schlagendsten und treffendsten Ausdruck. Insbesondere versteht er es, seine Gedanken durch glücklich gewählte Bilder und Gleichnisse mit überraschender Anschaulichkeit und Klarheit hinzustellen [2]).

§ 49. Herder.

Johann Gottfried Herder, geb. den 24. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen, der Sohn eines armen Schullehrers, mußte sich aus beschränkten Verhältnissen emporarbeiten. Nachdem sich der Prediger Willamow in Mohrungen, sowie dessen Nachfolger Trescho des schüchternen, empfindsamen und abgeschlossenen Knaben angenommen hatten, folgte derselbe einem russischen Regimentschirurgus Schwarzerloh nach Königsberg, von dem er die Chirurgie erlernen und später die Mittel zum Studium der Medizin in Petersburg erhalten sollte. Da er aber bei der ersten Operation, welcher er beiwohnte, in Ohnmacht fiel, entsagte er dem Studium der Medizin und vertauschte dasselbe mit dem der Theologie. Durch freundliche Unterstützung seiner Gönner, sowie durch Unterricht gelang es ihm, ohne jede Beihülfe seiner Eltern sein Studium zu vollenden. In Königsberg war einer seiner bedeutendsten Lehrer, dessen Vorlesungen er be-

---

[1]) August Lehmann, Forschungen über Lessings Sprache, Braunschweig 1875.

[2]) W. Cosack (in Danzig), Bild und Gleichnis in ihrer Bedeutung für Lessings *Stil (Programm der Realschule)*, 1869.

suchte, der Philosoph Immanuel Kant (geb. 1724, † 1804 als Professor in Königsberg) [1].

Dauernden Einfluß aber übte auf ihn Hamann, der an religiösem Tiefsinn alle seine Zeitgenossen übertraf und seines dunkeln rätselhaften Stils wegen der Magus des Nordens genannt wird († 1788) [2]. Durch ihn wurde Herder mit Shakespeare und Ossian bekannt und der Sinn für volkstümliche Dichtung in ihm rege gemacht. Von 1764 bis 1769 lebte er in Riga als Lehrer an der Domschule und als Prediger. Dieses Amt legte er nieder, um die bedeutendsten Erziehungsanstalten des Auslandes kennen zu lernen. Zur See reiste er von Riga nach Nantes und von da nach Paris. Diese Reise wurde der Wendepunkt seines Lebens. In Paris erhielt er den Antrag, den Prinzen von Holstein, der zum Trübsinn neigte, nach Italien zu begleiten. Herder nahm den Ruf an und ging über Hamburg, wo er mit Lessing zusammentraf, nach Kiel, wo er dem Prinzen vorgestellt wurde. Im Sommer 1770 trat er mit demselben sowie dessen Hofmeister die Reise an, und zwar über Hamburg, Hannover, Göttingen nach Darmstadt, wo er im Hause des Kriegsrath Merck seine zukünftige Gattin, Karoline Flachsland, kennen lernte, und kam von da nach Straßburg. Hier blieb Herder, indem er die Stellung, die ihm zuletzt unleidlich geworden war, aufgab, ein halbes Jahr, um sich von einem Augenübel heilen zu lassen. Zwar fand er die gehoffte Heilung nicht, gewann aber hier einen Freund an dem jungen Goethe, der damals in Straßburg die Rechte studierte und sich willig unter den reiferen Geist des durch seine Kränklichkeit verbitterten und reizbaren Herder beugte. Das Jahr darauf (1771) folgte Herder einem Rufe des Grafen Wilhelm nach Bückeburg als Hofprediger, wo er bis 1776 lebte. In diesem Jahr erhielt er durch Goethes Vermittelung die Stelle eines Generalsuperintendenten in Weimar; er war der dritte bedeutende Dichter, der in diese Stadt gezogen wurde, wo er sich namentlich an Wieland anschloß.

Einen längst gehegten Plan führte er im Jahre 1788 aus, in welchem er eine Reise nach Italien unternahm, die er teilweise in Gesellschaft der Herzogin Amalie ausführte. In Weimar stieg Herder bis zum Prä-

---

[1]) Kant ist der Schöpfer eines neuen philosophischen Systems, der Vater der sogenannten kritischen Philosophie. Seine Hauptwerke sind die Kritik der reinen Vernunft 1781, Kritik der praktischen Vernunft 1787, Kritik der Urteilskraft 1790. Kant sucht nachzuweisen, daß es unmöglich sei, die übersinnlichen Dinge mittelst der reinen Vernunft zu erkennen. Die Ideeen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit sind Postulate der praktischen Vernunft (des Gewissens). Die wesentliche Grundlage und der Inhalt der Religion ist das Sittengesetz (der kategorische Imperativ). Die Kantische Philosophie fand bald Eingang in alle Wissenschaften und Litteraturzweige, in die Poesie und ins Leben. Männer wie Herder, Hamann, Hippel, Goethe, vor allem aber Schiller gingen zu dem Königsberger Philosophen in die Schule und waren zum Teil seine begeisterten Bewunderer.

[2]) Karl Hermann Gildemeister († 1875 in Bremen), Hamanns Leben und Schriften, 6 Bände 1857—1873. — Nach Roth (Hamanns sämtliche Schriften, 8 Bände, Berlin 1822—43) besorgte eine Ausgabe der Hauptwerke Hamanns Moritz Petri (Pastor in Dungelbeck, Hannover, † 1883), „Joh. G. Hamanns Schriften und Briefe, zu leichterem Verständnis im Zusammenhange seines Lebens erläutert“, 4 Teile 1870—74. Julius Disselhoff (in Kaiserswerth), Wegweiser zu Johann Georg Hamann, 1870. — Hugo Delff (Husum), Joh. G. Hamann, Lichtstrahlen aus seinen Schriften und Briefen, mit Erläuterungen und einer biographischen Einleitung, 1873.

sidenten des Konsistoriums, und vom Kurfürsten von Bayern wurde er in den Adelstand erhoben. Er starb nach längerer Kränklichkeit den 18. Dezember 1803, als das erste Glied des weimarischen Dichterkreises, das aus dem Leben schied.

Herders schriftstellerische Thätigkeit war überaus umfassend und erstreckte sich auf die Gebiete der Religion und Theologie, der Philologie, Philosophie, Geschichte, Aesthetik und Poesie; auf allen diesen Gebieten wirkte er anregend und belebend.

Seine litterarische Aufgabe begann mit der **Kritik,** und zwar auf Anregung von Lessing, dessen Gedanken er teils beschränken, teils weiter führen wollte. Schon in Riga schrieb er zwei Werke, welche den Zweck hatten, in der Litteratur aufzuräumen und neue Gesichtspunkte für eine künftige Entwickelung aufzustellen, es sind dies seine **„Fragmente zur deutschen Litteratur“** 1767, die sich als Zusätze zu Lessings Litteraturbriefen ankündigten, und seine **„kritischen Wälder“** 1769, von denen das erste Wäldchen durch Lessings Laokoon, die beiden folgenden durch einige Schriften von Klotz veranlaßt wurden. Freilich ist die Kritik Herders vielfach von der Lessings verschieden. Während diese auf dem Verstande beruht, stützt sich jene vorzugsweise auf die Empfindung und das Gefühl; während Lessings Sprache und Stil klar, leicht und durchsichtig ist, liebt Herder als ein gelehriger Schüler Hamanns eine schwunghafte, phantasievolle, bilderreiche Sprache und schrieb vielfach in einem dithyrambischen, den Regeln Hohn sprechenden Stile. Wo Lessing in scharfer Schlußfolge demonstriert, deklamiert Herder als glänzender Redner. Statt der kritischen Objektivität Lessings herrscht bei Herder eine scharf ausgeprägte Subjektivität vor, und er wird deshalb, wo er tadelt, leicht bitter, gereizt und höhnisch; wo er lobt, feurig und begeistert.

In den **Fragmenten** verlangt er vor allem Deutschheit, Volkstümlichkeit und Originalität der Schreibart. Neben dieser Originalsprache verlangte er auch Originaldichter. Wozu — fragt er — sollen wir immer Fremde nachahmen, als ob wir Griechen oder Römer wären? Laßt uns unsere Menschen nach unserer Gestalt malen, ohne poetische Farben aus einem fremden Himmelsstriche zu holen.

Von der Kunstpoesie unterschied er die Naturpoesie. Das Jünglingsalter der Sprache sei das poetische; da sei die Sprache kühn, reich, volltönend, ohne Schriftsteller, voll Bilder. Im Mannesalter der Sprache werde die Poesie zur Kunstpoesie und entferne sich von der Natur; aus der Liedersprache werde eine Büchersprache. Der vollkommenste Sänger der Natur ist ihm Homer, dessen Naturgesang er hoch über die Kunstpoesie des Vergil stellt. Indem Herder Natur- und Kunstpoesie einander gegenüberstellte, wurde erst ein richtiges Verständnis aller Poesie und aller Geschichte der Poesie gewonnen.

Wie in den Fragmenten, so redet er auch in den **kritischen Wäldern** einer feinen und geschmackvollen Auffassung des Homer das Wort und zeigt, worin das wahre Wesen des Epos bestehe. Er verwirft jene Methode, die alten Dichter nach den Sitten der Neuzeit zu beurteilen, und bekämpft namentlich die modernen französischen Interpreten, welche den Geist des Altertums nicht verstehen. In den kritischen Wäldern bespricht Herder zugleich den Laokoon von Lessing und kommt teilweise zu andern Resultaten. Der Satz, daß die Poesie nur Handlungen darstellen, nicht malen

dürfte, schien ihm die nordische und orientalische Poesie umzustoßen, und hier trägt Ossian den Sieg über Homer davon. — Freilich ist die Polemik, die Herder gegen den Laokoon übt, zum Teil nicht glücklich und er vermochte mit seiner phantasiereichen Kritik nicht mit der tiefen Klarheit der Lessingschen Auffassung zu wetteifern.

Neben Homer fand Herder wahre Naturpoesie in Ossian, den alten Volksliedern und Shakespeare. In diesem Sinne gab er mit Goethe die **„Blätter von deutscher Art und Kunst“** 1773 heraus. Es standen darin zwei Abhandlungen von Herder, die eine über Ossian und die Lieder der alten Völker, die andere über Shakespeare. Auch in diesen Blättern stellt Herder die Volks- und Naturpoesie über die Kunstpoesie und zeigt die musikalische Lyrik, die unmittelbare Wirkung, die individuelle Zeichnung, die Anschaulichkeit und Klarheit, die in den Volksliedern enthalten sei, während die Kunstpoesie, statt ein Erzeugnis der unbewußten Eingebung zu sein, auf unnatürlichem Regelwerk beruhe, über Gegenstände dichte, über die sich nichts denken und sinnen oder imaginieren lasse, Leidenschaften erkünstle, die man nicht habe, Seelenkräfte nachahme, die man nicht besitze.

Außer Homer, Ossian, Shakespeare und dem Volkslied fand Herder wahre Poesie in der Bibel, namentlich in der Sprache des Alten Testaments. Mit der Poesie der Hebräer beschäftigte sich Herder insbesondere in den beiden folgenden Werken. Das eine ist die **„älteste Urkunde des Menschengeschlechts“**, worin er die Anfangskapitel des ersten Buchs Mosis in ästhetischer Weise betrachtet und vor allem auf die sinnige Bildersprache des Orients hinweist. In dem andern, **„vom Geiste der hebräischen Poesie“**, wird die poetische Sprache der Bibel charakterisiert, deren Wesen sinnliche Empfindung und Anschauung ist. Zugleich werden die verschiedenen Gattungen der Poesie besprochen, die Epik in den historischen Schriften, die Lyrik in den Schlacht- und Siegesliedern, die Hymnen in den Psalmen, die erotische Poesie im Hohenliede, die Elegie im Jeremias. Ebenso werden die Formen der Poesie, wie Rhythmus im Satzbau, Parallelismus der Glieder u. s. w. behandelt.

An die mehr kritischen Werke reihen sich Herders **poetische Reproduktionen.** Nachdem nämlich Herder die Vorzüge der Naturpoesie vor der Kunstpoesie kritisch beleuchtet und den Sinn für das Volkslied erweckt hatte, gab er eine Sammlung vorzüglicher Volkslieder der verschiedensten Völker und Zeiten heraus, die zuerst 1778 erschienen und später sehr oft wieder herausgegeben wurden unter dem Titel **„Stimmen der Völker in Liedern“.** Diese Lieder, wozu Griechenland und Italien, Frankreich, England und Spanien nicht minder, wie Grönland, Lappland und Esthland, ja selbst Peru und Madagaskar Stoff geliefert, sind nicht bloß übersetzt, sondern durch Reproduktion fast zu eigenen Schöpfungen geworden. An diesem Hauptwerk tritt uns die wunderbare Fähigkeit Herders entgegen, sich mit Sinn und Sprache ganz und gar an fremde Gedanken und Anschauungen anzuschmiegen und sich liebevoll mit dem eigenen Geiste in den fremden zu versenken. Wenn Herder selbst es als den Vorzug des deutschen Charakters betrachtet, „daß er die Blüte des menschlichen Geistes, die Dichtung, von dem Gipfel des Stammes jeder aufgeklärtesten Nation brechen dürfe“, so

tritt uns diese Universalität des deutschen Wesens, diese Eigentümlichkeit des germanischen Charakters vorzugsweise an Herder entgegen.

Diese ungemeine Fähigkeit, das, was fremde Nationen Großes geschaffen, mit genialem Takte nach eigenem Geiste dichterisch umzugestalten, zeigte auch Herders letztes Werk, das er erst in seinem Todesjahre 1803 vollendete, **„Der Cid“.** Es sind darin eine Reihe von spanischen Romanzen, welche das Leben und die Thaten des alten spanischen Nationalhelden Rodrigo Diaz, Grafen von Vivar († 1099 unter Alfons VI., schon bei Lebzeiten Cid, vollständig Cid el battal, Herr der Schlacht, und Campeador, unvergleichlicher Held, genannt), besingen, zu einem epischen Ganzen vereinigt worden. Dasselbe zerfällt in vier Abschnitte: Cid unter Ferdinand dem Großen; unter Sancho dem Starken; unter Alfonso dem Tapferen; der Cid zu Valencia und im Tode. Trotz der rauhen Zeit und des rauhen Kriegshandwerks erscheint der Cid als ein Muster aller ritterlichen Tugend, der Tapferkeit, Frömmigkeit, Wahrhaftigkeit, Freiheitsliebe. Die Romanzen selbst sind zum größten Teil nicht aus dem spanischen Original, sondern aus einer französischen Prosabearbeitung (welche 1783 in der Bibliothèque universelle des romans erschienen war) übersetzt [1].

Unter den **philosophisch-historischen** Schriften ist eine der bedeutendsten, die unter dem Titel erschien: **„Ideeen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“.** In diesem poesiereichen Werke entwickelt Herder den Zusammenhang der Natur mit dem Menschenleben und macht den Anfang zu einer Philosophie der Geschichte. An dieses Werk schlossen sich seine **„Briefe zur Beförderung der Humanität“**, die gleichfalls der Erziehung und Bildung der Menschheit gewidmet sind. In denselben verfolgt er den Gedanken, daß die Menschheit einer steten Entwickelung fähig und der höchste Zweck der Menschennatur die Humanität sei.

Herders **eigene Gedichte**, die meist den Reim verschmähen, haben größtenteils einen lehrhaften Inhalt in einer oft harten und ungelenken Form. Hervorzuheben sind: „Träume der Jugend“ — „die Lerche“ — „das Flüchtigste“ — „das neue Lied“ — „das Saitenspiel“ — „der Eistanz“ — „Am Meere bei Neapel“ und die Parabel „Die Morgenröte“. Ein großes Verdienst erwarb er sich durch seine **Legenden,** insofern er diese lange vergessene Gattung, „diese zarten Schöpfungen frommer Phantasie“, wieder in unsere Litteratur einführte (z. B. „der gerettete Jüngling“ — „die wiedergefundenen Söhne“ — „die Fremdlinge“ — „der Tapfere“). In seinen **Paramythieen** hat er griechische Mythen zu allegorischen Zwecken benutzt (z. B. „das Kind der Sorge“, „Nacht und Tag“).

---

[1]) Reinhold Köhler, Herders Cid und seine französische Quelle. Leipzig 1867. Derselbe führt den Beweis, daß die Ansicht unserer namhaften Litteraturhistoriker, Gervinus, Vilmar, Goedeke u. s. w. und selbst genauerer Kenner der altspanischen Litteratur, wie Clarus, Lemcke, wonach Herders Cid für eine ganz selbständige, von fremdem Einflusse unabhängige Umdichtung altspanischer Romanzen galt, fortan in etwas anderem Lichte zu betrachten sei. Mit Ausnahme von 14 Romanzen (54—61, 64—66, 68—70) stammen dieselben aus einer französischen Quelle. Uebrigens hat R. Köhler diese merkwürdige Entdeckung zuerst ausgesprochen gefunden in einem französischen Werke La Légende du Cid, Paris 1866. — Voegelin, Herders Cid mit seiner spanischen und französischen Quelle 1879. — Eine treffliche Monographie über Herders Cid zur Würdigung und *Erläuterung des Gedichts* schrieb E. Niemeyer, Crefeld 1857.

So war Herder kein bedeutender produktiver Genius, er war nicht selbst Schöpfer unvergänglicher Geisteswerke; wohl aber war er eine poetische Natur, die es vermochte, jedes Schöne und Poetische nachzuempfinden und es nach Inhalt und Form zu reproduzieren. Er hat das Verständnis für wahre Poesie eröffnet und auf den verschiedensten Gebieten belebend und anregend gewirkt. Das letzte Ziel aller Arbeit aber war ihm die Bildung der Menschheit, und mit Recht faßt seine Grabschrift das Ziel seines Lebens in die Worte zusammen: „Licht, Liebe, Leben“ [1]).

§ 50. Sturm- und Drangperiode.

In den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts (ungefähr um die Zeit, wo der Göttinger Dichterbund sich bildete) fand auf dem Gebiete der Wissenschaft, Kunst und Poesie eine gewaltige Umwälzung statt. Auf dem Gebiete der *Religion* suchte man sich über alles Positive hinwegzusetzen und eine Vernunftreligion zu stiften, die der auf sich selbst gestellte Mensch aus sich herausspinnt. Im *Erziehungswesen* fanden die Rousseauschen Ideeen von der Rückkehr zum Naturgemäßen eifrige Anhänger und Verbreiter. Namentlich baut Basedow die Pädagogik auf Rousseausche Ideeen und gründet Philanthropine. In der *Kunst* hatten Winckelmann und Lessing neue Gesetze gegeben. Auch auf dem Gebiete der Poesie erfolgte in dieser Zeit ein gewaltiger Umschwung. Wie auf andern Gebieten wollte man auch hier mit aller geschichtlichen Ueberlieferung brechen, alle Gesetze und Regeln, die bisher gegolten, abstreifen und die unbedingte Freiheit des Subjekts walten lassen. Auf diese Weise wollte man etwas durchaus Neues, Originelles und Ursprüngliches schaffen. *Genialität* und *Originalität* waren die Losungsworte der Zeit. Man nennt sie daher mit Recht die Periode der „*Original- und Kraftgenies*“, oder nach einem Drama von Klinger die „*Sturm- und Drangperiode*“. Als höchstes Muster galt *Shakespeare*, und außer ihm ging man auf die Urdichtung, auf das Volkslied, auf Homer zurück. Mit Begeisterung begrüßte man auch die von *James Macpherson* bekannt gemachten Gedichte *Ossians* (§ 45), sowie die Sammlung altenglischer Balladen von *Percy*. Bei diesem Streben nach Genialität und Originalität kamen jedoch die größten Verirrungen zum Vorschein. Viele dieser Kraftgenies suchten die Originalität in Zügellosigkeit und Regellosigkeit, und wie sie auf poetischem Gebiete sich von allen Gesetzen emanzipierten, so auch auf dem konventionellen und sittlichen. Daher kam es, daß manches nicht unbegabte Talent im wilden zügellosen Treiben zu Grunde ging. Zu diesen Kraftgenies gehören:

Jakob (Reinhold) Lenz [2]) aus Livland (geb. 12. Januar 1751), der zu den Straßburger Freunden Goethes zählte. Er besaß kein unbedeutendes Dichtertalent, aber seine wilden Leidenschaften, die er nicht zu bändigen verstand, richteten ihn zu Grunde, so daß er in Moskau in bitterster Armut und im Wahnsinn starb (1792). Seine Dramen (z. B. der Hofmeister,

---

[1]) Die beste Biographie ist von *Rudolf Haym* (Halle), 2 Bände (Bd. 1: 1880). — Herders sämtliche Werke, herausgegeben von *Bernhard Suphan* (Berlin, Weidmann) 1877 ff. 28 Bände.

[2]) Monographie von *O. F. Gruppe* 1861, und *Paul Theodor Falk* 1878 (letzterer weist u. a. nach, daß 1751 sein Geburtsjahr und Jakob sein Rufname war).

die Soldaten u. s. w.), in denen das Barock-Komische mit dem Tragischen, das Lächerliche mit dem Grausigen sich verbindet, sind nur Karrikaturen, die an Regellosigkeit ihres Gleichen suchen.

Maximilian Klinger, ein Sohn armer Eltern aus Frankfurt a. M. (geb. 1752), der bis zum Generallieutenant und Kurator der Universität Dorpat stieg und 1831 starb. Er war gleichfalls einer von den Jugendfreunden Goethes, der ihn in seiner Selbstbiographie vortrefflich charakterisiert. Durch sein Schauspiel „Sturm und Drang“, in dem freilich von Handlung nicht die Rede ist, gab er der ganzen Periode den Namen. Seine größte Berühmtheit aber erlangte er durch sein Trauerspiel „Die Zwillinge“, mit welchem er über Leisewitz siegte und den von Schröder in Hamburg ausgesetzten Preis für ein bestes, auf der Bühne leicht aufführbares Originalstück gewann (§ 47). Außer diesen schrieb er noch zahlreiche Dramen, aber in den meisten wird das Grauenhafte und Schreckliche über Gebühr gehäuft und als etwas Alltägliches behandelt. Klinger ist mit der Menschheit zerfallen und läßt ein unerbittliches Schicksal die Welt regieren. Weil er die Menschheit nicht kannte, lieferte er nur Verzerrungen in einer regellosen Form, da er die Beobachtung der feststehenden Kunstregeln für das Zeichen eines Schwachkopfes hielt. Nur wenige erheben sich über die andern durch Reichtum an Weltbeobachtung und Kenntnis gesellschaftlichen Lebens; hierher gehören der „Schwur“ und „die falschen Spieler“. Auch mancherlei Romane schrieb Klinger; unter diesen steht oben an „Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt“, worin grausige Bilder menschlichen Verderbens in allen Lebensverhältnissen dargestellt werden [1]).

Friedrich Müller, gewöhnlich Maler Müller genannt, geb. 1749 in Kreuznach, † 1825 als königlich bayrischer Hofmaler. Er war nicht ohne Talent, aber zuchtlos und voll ungestümer Kraft. Auch er schrieb einen Faust, wie denn überhaupt dieser Stoff ein Lieblingsgegenstand der Zeit, insbesondere der Sturm- und Drangperiode war. Müllers Faust hat mit dem Goetheschen nur die Unersättlichkeit des Genusses gemein, das Ganze ist aber ein unkünstlerisches und zerfahrenes Stück (Schilderung des wüsten, versunkenen Lebens. Müllers Faust übergiebt sich dem Teufel, um sich aus seinen Schulden zu retten; er fordert vom Mephistopheles nur ein ausschweifendes Wohlleben). Scenen von gräßlicher Naturwahrheit finden sich in seinen beiden Schauspielen „Genovefa“ (ein Lieblingsstoff des Dichters, auch in Balladen und Idyllen von ihm bearbeitet) [2]) und „Niobe“. Mehr Glück hatte er auf dem Gebiete der Idylle, worin er, ähnlich wie Voß im Gegensatz zu Geßner, das wirklich ländliche Leben volksmäßig darstellt. So bieten die „Schafschur“ und das „Nußkernen“ treue Bilder des

---

[1]) Oskar Erdmann (Königsberg), über Klingers dramatische Dichtungen 1877. Königsberg, Nürnberger. — Max Rieger, Klinger in der Sturm- und Drangperiode (Darmstadt, Bergsträsser) 1880. — Erich Schmidt (Straßburg), Lenz und Klinger 1878.

[2]) Denselben Stoff haben u. a. auch Tieck und Hebbel behandelt. Während die Genovefa Tiecks mit ihrer breiten Romantik und verschwommenen Sentimentalität mehr an romantische Muster erinnert, läßt sich in der Kraft und Leidenschaft von Müllers Drama der Einfluß Shakespeares nicht verkennen. Unter allen Bearbeitern verdient Fr. Hebbel den Vorzug, weil in dessen Tragödie eine folgerichtige dramatische Entwicklung herrscht und der Konflikt der Handlung in den Charakter des Golo selbst verlegt ist, während in Müllers Stück Golo nur ein gehorsamer Sklave ist, den ein dämonisches und gewaltiges Weib, Mathilde, wie am Faden lenkt.

pfälzischen Bauernlebens, wobei freilich manches Rohe und Häßliche mit unterläuft. Unvergessen bleiben wird sein Lied „Soldatenabschied“ (Heute scheid' ich, heute wandr' ich) [1].

Christian (Friedrich Daniel) Schubart aus Schwaben war gleichfalls ein regelloses Talent, der das wüste Leben mit dem Originalgenies teilte (geb. 1743, † 1791). Seinen Tyrannenhaß büßte er mit zehnjähriger Haft auf Hohenasperg. Die glühendste Freiheitsliebe atmet vor allem sein Gedicht „Die Fürstengruft“ (Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer“ u. s. w.). Außer diesem sind die bekanntesten und wertvollsten seiner Gedichte: „Der ewige Jude“ („Aus einem finstern Geklüfte Karmels kroch Ahasver“); „Hymnus auf Friedrich den Großen“ („Als ich ein Knabe noch war und Friedrichs Thatenruf über den Erdkreis scholl: Da weint' ich vor Freude über die Größe des Mannes“); „Das Kaplied“ (Abschiedsgesang der vom Herzog Karl Eugen an die Holländer verkauften Soldaten). In einfachen und ergreifenden Worten schildert er sein trauriges Los in dem Liede: „Der Gefangene“. Schubart machte durch seine Gedichte wie durch sein Schicksal den mächtigsten Eindruck auf das jugendliche Gemüt Schillers.

Die gährenden Elemente der Sturm- und Drangperiode finden wir auch in unseren größten deutschen Dichtern wieder, in Herder nicht minder, wie in Goethe und Schiller, allein diese gingen nicht darin unter, sondern überwanden jene Periode und verstanden es, sie künstlerisch zu gestalten.

Goethe [2]).

§ 51. Goethes erste Dichterperiode 1749—1775.

Johann Wolfgang Goethe wurde geboren den 28. Aug. 1749 zu Frankfurt am Main. Von seinem Vater Johann Kaspar († 1782), einem wohlhabenden Privatmanne mit dem Titel „kaiserlicher Rat“, erbte er „die Statur“, jene Ordnungsliebe und ernste Ruhe, welche die Grundlage der Kunst ist; von seiner Mutter, der Frau Rat (Katharina Elisabeth, † 1808,

---

[1]) Dichtungen von Maler Müller, herausgegeben von Hermann Hettner, Leipzig, Brockhaus 1868, 2 Teile. — Zur Lebensgeschichte des Dichters. Von Richard Oertel (Programm des Gymn. von Wiesbaden 1875). — Bernhard Seuffert (Würzburg), Maler Müller 1877.

[2]) Georg Henry Lewes († 1878 in London), Goethes Leben und Schriften. Aus dem Englischen von Julius Frese, († 1883 in Zürich), 14. Aufl. 1883. 2 Bde. — Karl Rosenkranz († 1879 in Königsberg), Goethe und seine Werke, 2. Aufl. 1856. — J. W. Schäfer, Goethes Leben, 3. Aufl. 1877, 2 Bde. — H. Viehoff, Goethes Leben, 4. Aufl. 1877. — K. Goedeke, Goethes Leben und Schriften, 2. Ausgabe 1877. — August Spieß, Goethes Leben und Dichtungen, 1854. — Hermann Grimm, Vorlesungen über Goethe, 2. Aufl. 1880, 2 Bände. — H. Düntzer, Goethes Leben, 2. Aufl. 1882. — Julian Schmidt, Geschichte der deutschen Litteratur seit Lessings Tod, 5. Aufl., 3 Bde. 1866—1867. (Band 1 das klassische Zeitalter, Band 2 die Romantik, Band 3 die Gegenwart.) — Hermann Hettner, Goethe und Schiller, 3. Aufl., 2 Teile 1876. — Von den zahlreichen Ausgaben der Werke Goethes möge die von G. Hempel in Berlin in 36 Teilen (23 Bänden) veranstaltete, von W. von Biedermann, Heinrich Düntzer, S. Kalischer, G. von Löper und Friedrich Strehlke besorgte genannt werden. — Eine vortreffliche illustrierte Prachtausgabe erschien in der deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart, herausgeg. von Heinrich Düntzer, 2. Aufl. 1883.

Tochter des Schultheiß Textor), die lebhafte Phantasie und das ausgezeichnete Erzählungstalent[1]). Was der Dichter beiden verdankt, hat er ausgesprochen in den Worten: „Vom Vater hab' ich die Statur, des Lebens ernstes Führen, vom Mütterchen die Frohnatur, die Lust zu fabulieren". Seine Geburtsstadt mit dem ausgebreiteten Handel, den jährlichen Messen, den geschichtlichen Denkmälern, bot dem Knaben die vielseitigste Gelegenheit zu objektiver Anschauung und enthielt so unendlich vieles, um den Dichtergenius des Knaben zu wecken und mit einem reichen Inhalt zu erfüllen. Neue Anschauungen wurden dem Knaben zugeführt, als Frankfurt während des siebenjährigen Krieges eine französische Besatzung erhielt und ein Teil des Goetheschen Hauses vom Königslieutenant, Graf Thorane, bezogen wurde. Da der kunstliebende Graf eine Reihe von Bildern von den geschicktesten Malern unter seinen Augen ausführen ließ, kam der Knabe mit diesen Künstlern in nahe Berührung und wurde so auf das Gebiet der Malerei hingewiesen. Zugleich war den fremden Gästen ein französisches Theater gefolgt, welches die Aufmerksamkeit des jungen Goethe auf die Schauspielkunst lenkte und ihn veranlaßte, sich mit den Werken der berühmtesten französischen Dramatiker und den Grundsätzen der französischen Dramaturgie bekannt zu machen. Auch die im Jahre 1764 erfolgte Wahl und Krönung Josephs II. diente dazu, den Gesichtskreis des Knaben zu erweitern. Den Unterricht leitete der Vater selbst, der namentlich die Selbstthätigkeit des Knaben zu wecken und nicht sowohl das Gedächtnis als den Verstand zu beschäftigen suchte. Eine Art Roman in Briefen, die der junge Goethe in sieben Sprachen verfaßte, gab ihm Gelegenheit, sich im schriftlichen Ausdruck des Lateinischen, Griechischen, Französischen, Englischen, Italienischen, Deutschen und des Frankfurter jüdischen Dialekts zu üben. Dieses Judendeutsch führte ihn zum Studium des Hebräischen und zu einer fleißigen Beschäftigung mit dem Alten Testament und der Bibel überhaupt. („Ich für meine Person — bekannte Goethe — hatte die Bibel lieb und wert, denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig.") Unter den deutschen Dichtern war es namentlich Klopstock, dessen Messias ihn mächtig ergriff. Er selbst dichtete in seiner Jugend eine Anzahl geistlicher Oden und Lieder, unter denen das „Die Höllenfahrt Christi" betitelte das älteste ist, was in Goethes Werken sich findet[2]). Außerdem entstand als die Frucht seiner hebräischen Studien ein biblisches Gedicht über Joseph und seine Brüder.

Nachdem so der Knabe bei äußerem Wohlstande unter günstigen Verhältnissen und unter der sorgfältigen Pflege der Eltern herangewachsen, bezog er 1765 die Universität Leipzig, um die Rechte zu studieren[3]). Doch fand er zunächst an den juristischen Vorlesungen kein Interesse, ebenso wenig an den philosophischen; auch das litterar-historische Kollegium Gellerts vermochte ihn nicht zu fesseln. Dagegen brachte ihm die feine städtische Sitte

---

[1]) Frau Rat. Briefwechsel von Katharina Elisabeth Goethe, mitgeteilt von Robert Keil (Weimar), 1871.

[2]) Michael Bernays (München) hat in seinem im Verein mit Salomon Hirzel († 1877 in Leipzig) herausgegebenen Buche „Der junge Goethe", Leipzig 1875, 3 Bände, die Briefe und Dichtungen von 1764—1776 chronologisch geordnet und in ihrer ursprünglichen frühesten Fassung wiederhergestellt.

[3]) Woldemar Freiherr von Biedermann (Dresden), Goethe und Leipzig, 2 Teile, Leipzig, Brockhaus 1865.

der Leipziger Gesellschaft, in die er eingeführt worden war, großen Gewinn. Außerdem studierte er mit dem größten Eifer die Kunst, wofür schon im Vaterhause durch allerhand Abbildungen von Roms Denkmälern der Sinn geweckt worden war. Sein Lehrer Oeser, der Direktor der Leipziger Kunstschule, führte ihn in die Kunstgeschichte ein und erschloß ihm das Verständnis von Winckelmanns Werken und Lessings Laokoon. Ein Besuch in der Bildergalerie zu Dresden brachte ihm die Kunst durch lebendige Anschauung näher. In Leipzig schrieb Goethe auch seine ersten noch erhaltenen dramatischen Versuche, **„Die Laune des Verliebten"** 1767 und **„Die Mitschuldigen"** 1768. Das erste einaktige Stück fand seine Veranlassung in einem durch Eifersucht aufgelösten Liebesverhältnisse. Das zweite dreiaktige Drama war eine Folge der Einsicht in die Sittenverderbnis des Familienlebens, wie er dieselbe teils in seiner Vaterstadt, teils in Leipzig gewonnen hatte. Beide Lustspiele sind noch in französischem Geschmack und in französischer Form, in Alexandrinern, gedichtet. Aber wenn auch Goethe damals noch an den überlieferten Formen und Regeln festhielt, so zeigte sich doch schon hier die Eigentümlichkeit seiner Dichternatur, insofern er den Quell seiner Dichtung im Gemüt fand. Beide Stücke geben davon Zeugnis, wie Goethe schon damals bestrebt war, alles, was ihn freute oder quälte, poetisch zu erfassen, in ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich abzuschließen, durch künstlerische Darstellung sich wie von einer Last zu befreien. Weil Goethe so nur dem Selbsterlebten einen poetischen Ausdruck gab, in diesem Sinne nennt er alle seine Gedichte Gelegenheitsgedichte oder „Bruchstücke einer großen Konfession".

Ende des Sommers 1768 kehrte Goethe krank von Leipzig nach Frankfurt zurück, um im elterlichen Hause seine Gesundheit wieder herzustellen. Während seiner Genesung wurde er durch eine Freundin seiner Mutter, Fräulein von Klettenberg, deren Frömmigkeit einen etwas krankhaften Charakter trug, sowie durch seinen Arzt mit allerlei geheimnisvollen kabbalistischen und alchemistischen Büchern bekannt und machte auf diesem Gebiete allerhand Experimente, deren Spuren sich noch im Faust erkennen lassen. Nachdem er seine volle Gesundheit und Jugendkraft wieder erlangt, begab er sich im Frühling des Jahres 1770 nach Straßburg, um hier nach dem Willen seines Vaters die juristischen Studien zu vollenden. Doch hörte er neben den juristischen auch allerhand medizinische und naturwissenschaftliche Vorlesungen, wie denn seine Tischgenossen vorzugsweise Mediziner waren. Zu seinen Straßburger Freunden gehörten außer dem unglücklichen Lenz (§ 50) und dem liebenswürdigen Lerse, dem Goethe später im Götz ein Denkmal setzte, namentlich der kindlich fromme Jung Stilling. (Von armen Kohlenbrennern abstammend, lernte er das Schneiderhandwerk, vertauschte dasselbe mit dem eines Schulmeisters, studierte dreißig Jahr alt noch Medizin in Straßburg, gewann als Augenarzt einen bedeutenden Ruf, trieb dann kameralistische Studien und bekleidete zuletzt die Professuren der Staatswirtschaft in Marburg, so wie in Heidelberg und starb 1817 in Karlsruhe. Seine Lebensgeschichte, „Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft" zeichnet sich aus durch Einfachheit der Darstellung, so wie durch Tiefe der Empfindung und Wahrheit der christlichen Erfahrung.) Von dem bedeutendsten Einfluß aber auf Goethe war die Bekanntschaft mit Herder, der ihm, obgleich nur um fünf Jahre älter, doch an Erfahrung,

Selbständigkeit und Reife weit überlegen war. Goethe selbst bezeichnet die Verbindung mit Herder als das bedeutendste Ereignis, welches für seine Geistes- und Charakterentwicklung die wichtigsten Folgen haben sollte. Er lernte nun verstehen, daß die Dichtkunst eine Welt- und Völkergabe sei, nicht das Erbteil einiger feingebildeter Männer. Durch Herder wurde er auf die Volksdichtung, auf die Poesie der Hebräer, auf Homer und Ossian (den Gesang „Selma“ hat er übersetzt und seinem Werther einverleibt), auf die Genialität Shakespeares, so wie auf Goldsmiths „Landprediger von Wakefield“ [1]) hingewiesen. Ein solch liebliches Familienbild, wie es Goldsmith in diesem Werke entwirft, lernte Goethe bald in dem Hause des Pfarrers Brion von Sesenheim (richtiger Sessenheim) unweit Straßburg in Wirklichkeit kennen, und seinem Verhältnisse zu der jüngeren Tochter des Hauses, Friederike, verdanken wir eine Anzahl der gefühlvollsten Lieder [2]). Damals dichtete er: „Es schlug mein Herz: geschwind zu Pferde!“ — „Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!“ — „Kleine Blumen, kleine Blätter“; vor allem aber das schöne Mailied: „Wie herrlich leuchtet mir die Natur!“ — Einen gewaltigen Eindruck machte auf Goethe der Straßburger Münster, und war er bisher von Vorurteilen gegen die gotische Architektur befangen gewesen, so erfüllte ihn dieser Bau mit Staunen; er lernte jetzt den Geist der altdeutschen Baukunst erfassen und legte die Eindrücke, die er damals empfangen, nieder in dem Aufsatze: „Von deutscher Baukunst“. Inzwischen hatte er sich den juristischen Doktorgrad erworben und ging nun auf kurze Zeit nach Frankfurt, wo er seinen Freund Schlosser, den er schon in Leipzig kennen gelernt, seinen nachmaligen Schwager, wieder fand. Durch ihn wurde er dem Kriegsrat Merck in Darmstadt zugeführt, der auf Goethes Entwicklung von bedeutendem Einflusse war, durch seine scharfe beißende Kritik ihn von überspannter Genialität zurückhielt und ihn namentlich bei seinen Produktionen zum Abschluß trieb. Um sich mit dem deutschen Staats- und Civilrecht bekannt zu machen, ging Goethe im Frühjahr 1772 nach Wetzlar, und arbeitete hier vier Monate am Reichskammergericht [3]). Von da kehrte er nach Frankfurt zurück und hier erschien 1773 das Schauspiel „Götz von Berlichingen“, womit Goethe seinen Ruf als Dichter begründete. Darauf folgte dann 1774 der größtenteils in Briefform verfaßte Roman „Die Leiden des jungen Werther“.

Götz von Berlichingen ist ein Produkt der Sturm- und Drangperiode, zu dem er den Stoff aus einer Selbstbiographie des alten fränkischen Ritters

---

[1]) Der Vicar of Wakefield von Oliver Goldsmith (geb. 1728, † 1774) erschien 1766. Eine Jubiläumsausgabe veranstaltete Otto Roquette 1866 mit einer biographischen, kritischen und litterarischen Einleitung, englischem Text und deutscher Uebersetzung von Susemihl, sowie Illustrationen von Ludwig Richter. — Mit Ausnahme des Robinson Crusoe ist wohl kein englisches Buch beliebter und allgemeiner verbreitet, als der Landprediger von Wakefield, worin uns der vollste Zauber häuslichen Stilllebens und eine vortreffliche Kleinmalerei entgegentritt.

[2]) Philipp Ferdinand Lucius (Pfarrer in Sessenheim), Friederike Brion von Sessenheim, 2. Aufl. 1878. — Joseph Leyser (Neustadt a. d. Haardt), Goethe zu Straßburg 1871.

[3]) Das Verhältnis unseres großen Dichters zu Wetzlar hat zum ersten Mal erschöpfend dargestellt Wilhelm Herbst, Goethe in Wetzlar, Gotha (Perthes) 1882.

aus dem 16. Jahrhundert († 1562) nahm[1]). In der Form ahmt er Shakespeare nach, den er an Regellosigkeit noch überbietet. Schon in Straßburg hatte er sich mit dem Stoff beschäftigt und die Geschichte des Ritters mit der eisernen Hand dramatisiert (erst viel später gedruckt). Diese erste Bearbeitung wurde dann von neuem umgearbeitet unter dem Titel „Götz von Berlichingen, ein Schauspiel" (gedruckt 1773), wobei er die Einsicht, die er am Reichskammergericht in Wetzlar über die Schwäche und Zerrüttung des Deutschen Reichs gewonnen, verwertete. Daran reiht sich später in Weimar eine dritte Bearbeitung für die Bühne[2]). Das Stück stellt den Konflikt der alten selbständigen Reichsritterschaft dar mit der neuen Ordnung der Dinge. In Götz tritt uns das scheidende Mittelalter mit seiner ritterlichen Treue und Tugend, in dem bischöflichen Hof zu Bamberg die hereinbrechende Kulturwelt mit ihren Ränken, ihrer Falschheit und Tücke entgegen. Götz ist ein Ritter nach alter Art, dem die kürzlich aufgekommenen Reichsgerichte ein Greuel sind, der durch eigene Kraft die Bedrängten schützt und jede Uebelthat rächt. Allein die Zeit des Rittertums ist vorüber, und indem Götz diesen Verfall aufhalten und sich der neuen Ordnung der Dinge nicht fügen will, geht er zu Grunde. Von den Exekutionstruppen, die das Reich gegen ihn sendet, wird er auf seiner Burg in Jaxthausen belagert nnd heimtückisch gefangen genommen. Nur gegen das Versprechen, fernerhin ruhig auf seiner Burg zu leben und Urfehde zu schwören, erhält er seine Freiheit wieder. Da brechen die Bauernaufstände los und in der Hoffnung, daß er die Wut der Aufständischen zügeln und so dem Reiche einen Dienst leisten könne, übernimmt Götz das Führeramt, das die Bauern ihm aufnötigen. Dadurch ladet er den Schein der Empörung auf sich und giebt seinen Feinden das Mittel in die Hand, ihn durch einen Achtsbefehl zu vernichten. Götz wird verwundet und gefangen und beschließt sein Leben im Kerker mit dem Bewußtsein, seine Ehre gerettet zu haben, aber mit dem Schmerz, daß das Rittertum zu Grabe geht. — Neben dem kräftigen ritterlichen Götz stehen seine Gattin Elisabeth, das treue, edle Weib, in dem sich Goethes Mutter wieder erkannte, seine Schwester Maria, in der etwas von Friederike nachklingt, der ehrliche Lerse, ein Charakter, in dem Goethe seinem Straßburger Freunde ein Denkmal setzte. Auf der andern Seite steht Weislingen. Einst der Jugendgespiele von Götz geht er jetzt andere Wege und sucht im Dienste des Bischofs von Bamberg in der Gunst des Kaisers Befriedigung seines Ehrgeizes. In der Fehde, die Götz mit dem Bischof von Bamberg hat, gelingt es ihm, Weislingen gefangen zu nehmen, er weiß sein Herz zu rühren und ihn so an sich zu fesseln, daß er den Dienst am bischöflichen Hofe aufgiebt. Der Bund der erneuerten Freundschaft wird noch dadurch bekräftigt, daß sich Weislingen mit der Schwester von Götz, Maria, verlobt. Allein er läßt sich vom bischöflichen Hofe wieder gewinnen und von den Reizen der Adelheid von Walldorf

---

[1]) Ausgabe von F. W. Götz von Berlichingen-Rossach, Leipzig (Brockhaus) 1861.

[2]) Die erste vollständige Bühnenbearbeitung, in der Götz von Berlichingen den 22. Sept. 1804 in Weimar aufgeführt wurde, hat nach der auf der Universitätsbibliothek in Heidelberg befindlichen Goethehandschrift herausgegeben Gustav Wendt in Karlsruhe 1879. — Die erste historisch-kritische Ausgabe, welche die drei Bearbeitungen vollständig neben einander in Parallelstellen wiedergiebt, besorgte J. Baechtold, Goethes Götz von Berlichingen in dreifacher Gestalt herausgegeben, Freiburg (Mohr) 1882.

umstricken; treulos verläßt er die Verlobte und wird an seinem Freunde zum Verräter. Ein schmachvolles Ende ist der Lohn dieser Untreue und Verräterei; Adelheid, seine Gemahlin, hat ihm durch ihren in Leidenschaft glühenden Buhlen, Franz, Gift reichen lassen. Der Bischof von Bamberg und der Abt von Fulda, der nicht aufhören mag zu trinken, stellen die verweltlichte und unwissende Geistlichkeit dar, über welche sich der Bruder Martin erhebt. Der Kaiser erscheint als ein machtloses Oberhaupt, der wohl das Beste will, aber nicht imstande ist, Ordnung zu halten. — Alle Charaktere des Stücks sind meisterhaft frisch und lebendig gezeichnet. Freilich fehlt dem Ganzen die Oekonomie des Dramas. Indem Goethe auf die Einheit der Zeit und des Ortes, teilweise auch der Handlung Verzicht leistet, hat er in einer Reihe lose aneinander gereihter, aber meisterhaft entworfener Scenen ein Bild jener bedeutenden Zeit gezeichnet. Das einfache Hauswesen auf der Burg Jaxthausen, das Gepränge am bischöflichen Hofe, das Zigeunerleben, das schlecht geführte Reichsheer, das heimliche Gericht der Vehme, die Schrecken des Bauernkriegs: alles dies wird in bunter Abwechselung und mit überraschender Naturwahrheit an uns vorübergeführt. Wie der Stoff ein durchaus nationaler, so ist auch die Sprache eine echt volkstümliche. Mit der größten Begeisterung wurde das Stück aufgenommen und es rief eine große Menge freilich meist geschmack- und wertloser Ritterromane und Ritterschauspiele hervor[1]).

Die Leiden des jungen Werther sind gleichfalls ein Produkt der Sturm- und Drangperiode, welcher neben stürmischem Thatendrang auch träumerische und krankhafte Sentimentalität eigen war. Die nächste Veranlassung zur Abfassung des Romans gab Goethe die Kunde von dem Tode des jungen Jerusalem (dem Sohne des berühmten Theologen, des Abtes von Riddagshausen in Braunschweig), den er in Wetzlar kennen gelernt (er war dort braunschweigisch-lüneburgischer Gesandtschaftssekretär), und der sich wegen einer unglücklichen Neigung zur Gattin eines Freundes selbst das Leben nahm. Goethe litt in Wetzlar an einem ähnlichen Verhältnisse zu Charlotte Buff, der Braut des bremischen Gesandtschaftssekretärs Kestner, wie ihm denn überhaupt die krankhafte Empfindsamkeit jener Zeit so wenig fremd war, daß er eine Zeitlang gleichsam mit dem Selbstmorde spielte. In dem Romane, den er als seine „Generalbeichte" bezeichnet, macht er sich Luft, und indem er jene krankhaften Ideeen dichterisch gestaltete, hatte er bei seiner gesunden und kräftigen Natur jene empfindsame Stimmung glücklich überwunden. Kestner erscheint in dem Roman als Albert und dessen Braut als Lotte. In dem empfindsamen, schwermütigen und endlich in der Verzweiflung sein Leben endenden Werther hat Goethe sein eigenes Seelenleben dargestellt, daneben aber, namentlich was den Ausgang betrifft (Werther erschießt sich), mancherlei Züge aus der Geschichte des jungen Jerusalem herüber genommen. Die Anlage des Ganzen ist von unübertrefflicher Einfachheit und die Sprache überaus lieblich und voller Musik. Mit der größten Naturwahrheit ist vor allem jene Sentimentalität dargestellt worden, welche, weil sie nur in Gefühlen schwelgt, denen die Wirklichkeit nicht entspricht, den innern Frieden zerstört und zum Selbstmorde führt. Wie mächtig die Wirkung des Werther auf

---

[1]) Goethes Götz von Berlichingen, Schulausgaben von Gustav Wustmann (Leipzig) 1871 und Julius Naumann (Osterode a. H.) 1877.

die Zeitgenossen war, zeigte die Unzahl von Nachahmungen, Erweiterungen, Uebersetzungen, Kritiken, Satiren, Parodieen (eine solche schrieb Nicolai: die Freuden des jungen Werther), welche zusammen eine umfassende Wertherlitteratur bilden [1]).

Verwandt mit Götz und Werther sind die beiden Trauerspiele Clavigo und Stella. Der Hauptheld des ersten, ein verweichlichter und treuloser Charakter, ist dem Weislingen nachgebildet (Merck sagte darüber: „Solch einen Quark mußt Du künftig nicht mehr schreiben, das können die andern auch")[2]). — In Stella, einem schwachen Seitenstück zu Werther, erscheint uns die Sentimentalität von ihrer unsittlichen Seite. — In einer Anzahl kleinerer Stücke, die um diese Zeit entstanden, zeigt Goethe sein humoristisches Talent. Hierher gehört: „Götter, Helden und Wieland", eine Farce (d. h. Posse), veranlaßt durch Wieland, der seine eigene Darstellung der Alceste über die des Euripides erhoben hatte. Einen ähnlichen kecken Humor zeigt er in dem Jahrmarkt zu Plundersweilern, einem Schönbartspiel (Maskenspiel), das ein Bild von der Beschränktheit der Kleinstädterei bietet (den Fastnachtsspielen des Hans Sachs nachgebildet). Sehr witzig ist auch seine aus dem Jahre 1774 stammende Satire auf den Theologen Karl Friedrich Bahrdt und dessen modernes Christentum. — Zu derselben Gattung gehören auch der — freilich erst in Weimar entstandene — „Triumph der Empfindsamkeit" und die „Vögel, nach Aristophanes." In dem ersteren, 1778 vollendeten Stück tritt ein närrischer Prinz Oronaro auf, der eine gemachte Natur von Wald, Mondschein, Vogelgesang, desgleichen eine Puppe, welche seine Geliebte vorstellt und mit allerlei Büchern der empfindsamen Litteratur ausgestopft ist, mit sich führt. Das Lustspiel, welches der Dichter selbst eine „dramatische Grille" nannte, ist eine geniale Verspottung der sentimentalen Zeitstimmung [3]). Das andere, 1780 entstandene Stück, die Vögel, ist eine die litterarischen Zustände der Zeit geißelnde Satire, worin ebenso die anspruchsvolle Eitelkeit der Schriftsteller (Hoffegut und Treufreund), wie die Anmaßung der geist- und herzlosen Kritik (Schuhu) und die Urteilslosigkeit des lesenden Publikums (Papagey) verspottet wird [4]). — Endlich entstanden in Goethes erster Dichterperiode die Lieder auf Lili (Elisabeth Schönemann), mit der der Dichter eine Zeitlang verlobt war, z. B. „Neue Liebe, neues Leben", „Auf dem See", „Lilis Park", so wie „Das Veilchen", „Das Heideröslein" und „Der König in Thule".

Der Ruhm des Verfassers von Götz und Werther zog mancherlei bedeutende Persönlichkeiten nach Frankfurt, die als Gäste in Goethes Hause

---

[1]) Die beispiellose Bewegung, welche der Roman hervorrief, möge nachgelesen werden in dem trefflichen Buche von Johann Wilhelm Appell (London), Werther und seine Zeit. 3. Aufl. Oldenburg (Schulze) 1882.

[2]) Julius Braun, Schiller und Goethe im Urteil ihrer Zeitgenossen, 6 Bände. Berlin, (Luckhardt) 1881 ff.

[3]) Hermann Koepert († 1876 in Altenburg), über Goethes Triumph der Empfindsamkeit (Gymnasialprogramm von Eisleben 1871), weist nach, daß die Bekanntschaft Goethes mit dem jungen Plessing aus Wernigerode, einem begabten, aber in krankhafter Empfindsamkeit erschlafften Jünglinge, als spezielle Veranlassung zur Abfassung der Komödie zu betrachten sei.

[4]) Hermann Koepert, über Goethes Vögel (Gymnasialprogramm von Altenburg), 1873.

willkommen waren. Zu ihnen gehörten zunächst Klopstock und Lavater. (Lavater † 1801 als Prediger in Zürich, war ein tief christlicher Charakter; als Dichter setzte er die religiöse und patriotische Richtung Klopstocks weiter fort in seinen christlichen Gesängen und Schweizerliedern. Großes Aufsehen erregte seine Physiognomik)[1]. Dazu kamen die beiden Grafen Stolberg, mit denen Goethe seine erste Reise in die Schweiz unternahm. Mit Friedrich Heinrich Jacobi (Philosoph und Romanschriftsteller, der jüngere Bruder von Joh. Georg Jacobi, vergl. § 43), den er in Düsseldorf kennen lernte, schloß er einen innigen Freundschaftsbund. Die wichtigste und erfolgreichste Bekanntschaft aber, die ihm zu Teil wurde, war die des Erbprinzen Karl August von Weimar, der ihn zuerst in Frankfurt, dann in Karlsruhe (als Goethe mit den beiden Grafen Stolberg auf der Reise nach der Schweiz begriffen war) sah. Sobald derselbe zur Regierung gelangt war, erhielt Goethe von dem jungen Herzog eine Einladung nach Weimar, der er auch folgte.

§ 52. Goethes zweite Dichterperiode 1775—1794.

In Weimar, wo Goethe den 7. November 1775 eintraf, wurde derselbe bald der Mittelpunkt des geistreichen Kreises, den die kunstsinnige Herzogin-Mutter Amalie (eine geborne Prinzessin von Braunschweig, † 1807) und das regierende Fürstenpaar, Herzog Karl August (geb. 1768, † 1828) und Herzogin Luise (Prinzessin von Hessen-Darmstadt, † 1830) um sich sammelten[2]. Zu diesem Kreise gehörten Wieland, den Amalie 1772 als Lehrer des Erbprinzen von Erfurt berufen; Major Karl Ludwig von Knebel, der Erzieher des jüngeren Prinzen Konstantin, ein Mann von klassischer Bildung und poetischem Talent, der nicht nur die Elegieen des Properz und das Lehrgedicht „von der Natur der Dinge“ des epikureischen Philosophen Lucrez übersetzte, sondern auch selbst Gedichte fertigte († 1834 in Jena); der Kammerherr Hildebrand von Einsiedel († 1828 in Weimar), Oberhofmeister der Herzogin Amalie, der nicht nur sehr musikalisch war, mancherlei komponierte, das Cello trefflich spielte, sondern auch eine Anzahl Opern, Lustspiele und Schauspiele für das herzogliche Liebhabertheater in Weimar, Tiefurt und Ettersburg dichtete, desgleichen den Terenz übersetzte. Ebenso musikalisch und ein ebenso begabter Komponist war der Kammerherr Sigismund von Seckendorff, der zuerst den Werther ins Französische übersetzte. Außerdem sind zu nennen der Märchenerzähler Musäus; der Kabinetssekretär und Schatzmeister des Herzogs, Bertuch († 1822 in Weimar), der später aus dem Staatsdienst schied und sich ganz dem Buchhandel widmete, mancherlei industrielle Unternehmungen gründete, mehrere Zeitschriften herausgab, verschiedene Dichtungen verfaßte und den Don Quixote von Cervantes übersetzte; Bode aus Braunschweig († 1783 in Weimar), der sich durch Uebersetzung von Smollet, Fielding, Sterne, Goldsmith um die Verbreitung der englischen Litteratur verdient machte; die Hofsängerin

[1] Fr. W. Bodemann (Hannover), Johann Kaspar Lavater, nach seinem Leben, Lehren und Wirken dargestellt, 2. Aufl. 1878. — Franz Muncker (München) J. K. Lavater, eine Skizze seines Lebens und Wirkens. Stuttgart.

[2] Goethes Eintritt in Weimar hat mit Benutzung ungedruckter Quellen in der eingehendsten Weise dargestellt Heinrich Düntzer, Leipzig (Wartig) 1883.

Corona Schröter († 1802 in Ilmenau); die Hofdame der Herzogin Amalie, Charlotte von Stein, die Gattin des Oberstallmeisters von Stein[1]); endlich die neckische Thusnelda von Göchhausen. Herder wurde 1776 nach Weimar berufen, und Schiller verlegte 1799 seinen Aufenthalt dorthin. Goethe, der anfangs nur als Gast in Weimar weilte, trat bald ganz in den Dienst des Herzogs und wurde dessen intimster Freund und Gefährte (mit ihm unternahm er bald eine zweite Reise in die Schweiz), sowie sein vertrautester Ratgeber; er ward Geheimer Rat, sowie Präsident der Kammer und erreichte so die höchste Stellung im Herzogtum. Desgleichen erhob ihn auf Veranlassung des Herzogs Kaiser Josef II. in den Adelstand.

Trotz der sich stets erweiternden Amtsthätigkeit und trotz des zerstreuenden und genußreichen Lebens in Weimar, ruhte Goethes dichterische Produktion nicht. In der Zeit von 1775 bis 1786 entstand eine Anzahl seiner schönsten Balladen, z. B. „Der Fischer“, „Der Erlkönig“, „Der Sänger“, sowie das Lied „An den Mond“ und die sehnsuchtsvollen Lieder Mignons und des Harfners in Wilhelm Meister, ferner jenes Abendlied „Ueber allen Wipfeln ist Ruh'“ (6. Sept. 1780 auf dem Gickelhahn bei Ilmenau gedichtet) und jenes andere, in dem sich das heiße Sehnen des Dichters nach innerem Frieden ausspricht: „Der Du von dem Himmel bist, alles Leid und Schmerzen stillest . . . . . süßer Friede, komm', ach komm' in meine Brust!“ In dem Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung“ setzte er dem alten Meistersänger ein Denkmal, in dessen Stile er später die Legende dichtete: „Als noch verkannt und sehr gering unser Herr auf der Erde ging“. Die im Jahre 1777 unternommene Harzreise im Winter beschrieb er in dem gleichnamigen Gedichte. Vor seiner italienischen Reise entstand auch jenes Gedicht, welches als „Zueignung“ den Eingang der Goetheschen Gedichtsammlung bildet, sowie das „Ilmenau“ betitelte. — Eine andere Gruppe bilden jene Gelegenheitsgedichte, welche veranlaßt wurden durch die Neigung und Obliegenheit des Dichters, die gesellschaftlichen Vergnügungen des Hofes dichterisch zu beleben und zu erhöhen. Zu diesen Hofdichtungen gehören außer den bereits genannten „Der Triumph der Empfindsamkeit“ und „Die Vögel“; die lieblichen Singspiele „Lila“, „Die Fischerin“, „Scherz, List und Rache“, „Claudine von Villabella“, „Jery und Bätely“ (letzteres auf der zweiten Schweizerreise gedichtet, die er im Herbst 1779 über Kassel, Frankfurt a. M. und Straßburg mit dem Herzog unternahm, rückwärts über Stuttgart, wo sie Schiller als Karlsschüler kennen lernten), „Erwin und Elmire“ (zwar schon vor 1776 gedichtet, aber erst jetzt mit Musik versehen), sowie das einaktige Drama „Die Geschwister“. Das lustige „Epiphaniaslied“ ward für einen der zahlreichen Maskenzüge gedichtet, wozu Goethe den Text lieferte. Während wir in diesen Kindern des Augenblicks nicht die höchsten Kunstwerke suchen dürfen, wurden damals auch Werke voll des tiefsten Gehalts teilweise vorbereitet und begonnen, teilweise in ihrer ersten Form vollendet, wie „Iphigenie“, „Tasso“, „Wilhelm Meister“, „Egmont“.

---

[1]) Heinrich Düntzer, Charlotte von Stein, die Freundin Goethes, 2 Bände, 1874. — Edmund Höfer, Goethe und Charlotte von Stein, 1878.

Dennoch fühlte sich Goethe, dessen Thätigkeit neben seinen Amtsgeschäften von allerhand Hoffestlichkeiten, theatralischen Aufführungen 2c. in Anspruch genommen war, innerlich nicht befriedrigt, und der Zwiespalt in seiner Seele wurde allmählich immer drückender. Auch die Wissenschaften der Mineralogie, Osteologie, Anatomie, Botanik, die er jetzt trieb, und die Beschäftigung des Zeichnens und des Malens konnten die innere Unruhe nicht bannen. Um sich zu retten und seine poetische Natur wieder zu gewinnen, faßte er den Entschluß, sich von Weimar auf einige Zeit zu trennen und eine Reise nach Italien zu unternehmen. Die Sehnsucht nach diesem Lande war nach und nach so mächtig geworden, daß Goethe derselben nicht länger widerstehen konnte.

Von Karlsbad aus, wohin er sich im Sommer 1786 begeben hatte, brach er nach Italien auf und kehrte nach einem längeren zweimaligen Aufenthalte in Rom und nachdem er außer Neapel auch Sicilien besucht, erst im Jahre 1788 nach Weimar zurück. Was er während dieser Zeit erlebt und erfahren, hat er uns selbst in seiner „italienischen Reise“ erzählt. Desgleichen spricht er in seinen „römischen Elegieen“ von dem mächtigen Einfluß, den Italien auf Herz und Gemüt gehabt, und gedenkt mit wehmutsvoller Sehnsucht der glücklichen in Rom verlebten Tage. Diese Elegieen sind Christiane Vulpius geweiht, die seit 1788 Goethes Freundin, seit 1806 seine Gattin war; auf sie bezieht sich auch das anmutige Lied „Gefunden“; desgleichen schrieb er für sie das Gedicht „Metamorphose der Pflanzen“. — Die Reise nach Italien bildet einen Hauptwendepunkt in Goethes Leben und er selbst bezeichnet den Aufenthalt unter dem südlichen Himmel als die Zeit seiner geistigen Wiedergeburt. Ossian und Shakespeare traten nun gegen Homer und Sophokles zurück. Indem ihm das Verständnis der griechischen Kunst aufging, deren Eigentümlichkeit das Maß und die Beschränkung ist, verlor er seine Liebe zur christlich-gotischen Baukunst, die das Unendliche, Ewige darzustellen sucht. Je mehr er an dem klaren, harmonischen Wesen der Griechen Geschmack fand, um so mehr verachtete er nun die formlosen Produkte der Sturm- und Drangperiode. Das wahre Prinzip der Kunst fand er nicht in der Nachahmung der gewöhnlichen Natur, sondern in der klassischen Idealität, welche den edelsten Inhalt in die vollendetste Form zu kleiden suchte. Aus diesem Grunde wurden die vor seiner Reise begonnenen Werke, deren Form ihm nun nicht mehr genügte, umgearbeitet.

Zuerst nahm er die **Iphigenie** vor, die er schon früher in Prosa vollendet, die er aber in Italien in fünffüßige Jamben umsetzte (mit Ausnahme der Monologe am Ende des ersten Aktes: „Du hast Wolken, gnädige Retterin, einzuhüllen unschuldig Verfolgte“, sowie am Anfange und Schlusse des vierten: „Denken die Himmlischen einem der Erdgeborenen viele Verwirrungen zu“ und „Es fürchte die Götter das Menschengeschlecht!“). Der antike Stoff, den Goethe bei Euripides in dessen Iphigenie auf Tauris vorfand, ist folgender: Iphigenie, die Tochter des Agamemnon und der Klytämnestra, durch Diana vom Opfertode gerettet, befindet sich auf Tauris, dem Lande der Scythen, von deren König Thoas gastlich aufgenommen und als Priesterin der Diana hochgeehrt. Eben dahin kommt auch Orestes, der Bruder der Iphigenia, in Begleitung seines Freundes Pylades, um das Bild der Diana, die dort verehrt wurde, zu

entführen. Denn nach dem Ausspruch des Apollo soll er von den Furien, die ihn als den Mörder seiner Mutter Klytämnestra verfolgen, nur dann befreit werden, wenn er das Bild der Schwester von Tauris nach Delphi bringe. Sobald er auf jener Halbinsel anlangt, wird er mit seinem Freunde Pylades gefangen genommen, erkennt aber in der Priesterin, die jeden Fremdling der Göttin Diana opfern muß, seine Schwester Iphigenie. Um den Ausspruch des Apollo zu erfüllen, beschließen alle drei, das Bild der Göttin zu rauben und heimlich zu entfliehen. Allein der Plan wird entdeckt, die Fliehenden werden ereilt und sind nun der Wut des Königs preisgegeben. Da erscheint die Göttin Athene und löst die Verwicklung, indem sie den Zorn des Königs besänftigt, der nun auf göttliches Geheiß die Griechen mit ihrer Beute ziehen läßt. Diesen Stoff, dessen äußere Grundlinien er dem Euripides entlehnte, bearbeitete der deutsche Dichter durchaus selbständig. Während der griechische Dichter rein äußerlich die dem Orestes durch das Orakel verheißene Erlösung an das Bild der Göttin Diana knüpft, macht der deutsche Dichter die Iphigenie selbst zum Mittelpunkte der Handlung und verlegt den tragischen Konflikt ins Innere des Gemüts. Der Charakter der Iphigenie ist bei beiden Dichtern ein durchaus verschiedener. Bei Euripides hadert Iphigenie mit dem Schicksal und möchte sich an denen rächen, die an ihrem Unglück schuld sind; vor allem wünscht sie, daß Menelaus und Helena, um deretwillen sie geopfert werden sollte, ihrem Opferbeil verfallen möchten, unter dem schon viele Griechen geblutet haben. Zugleich ist sie listig und verschlagen, gleichsam ein weiblicher Ulysses. Indem sie einzig und allein den eigenen Vorteil im Auge hat und diesem alles andere unterordnet, spinnt sie ein Lug- und Truggewebe. Ein solcher Charakter, der in sich selbst keine Versöhnung und keinen Frieden hatte, konnte auch nicht den mindesten versöhnenden und veredelnden Einfluß auf andere ausüben. Die Iphigenie Goethes hingegen wurzelt mit ihrem ganzen Sein in der Gottheit, deren Willen sie sich demütig unterwirft und in deren Dienst sie wahrhaft frei ist. Mit der Frömmigkeit paart sich Milde und Menschlichkeit, Liebe zu Eltern und Geschwistern, Wahrheitsliebe und Dankbarkeit. Die Reinheit und Unschuld ihres weiblichen Gemüts ist es, die veredelnd, versöhnend und sühnend wirkt. Sie hat den trüben Sinn des Königs erheitert, die Barbaren Menschlichkeit gelehrt und ihre rohen Sitten gemildert; während vorher jeder Fremde sterben mußte, ist durch ihren Einfluß diese grausame Sitte der Menschenopfer in Vergessenheit geraten. Vor allem aber ist sie es, die durch ihre sittliche Hoheit und Reinheit den Irrsinn des Bruders heilt und den alten Fluch sühnt, der auf ihrem Hause ruht. „Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit"; in diesen Worten liegt der Schwerpunkt des Dramas. Ein solcher Charakter kann auch nicht feig fliehen und ein falsches Spiel treiben, so groß auch die Sehnsucht nach der Heimat ist; vielmehr zerreißt sie das Gewebe der Lüge und überwindet durch ihre Lauterkeit und Wahrheit den König Thoas, so daß er in ihre Heimkehr willigt und versöhnt sie scheiden läßt. So ist der Charakter der Iphigenie kein griechischer, sondern ein durch und durch christlicher und deutscher. Zugleich ist der Bau des Stückes von antiker Einfachheit, und eine klassische Ruhe ist über das Ganze gebreitet. Es herrscht in dem Stücke Einheit der Zeit, denn die ganze Handlung umfaßt nur wenige Stunden im Laufe eines Tages; Einheit des Ortes, denn alles geht im Haine vor dem

Tempel der Diana vor; Einheit der Handlung, denn alle Begebenheiten entwickeln sich aus dem Charakter der Personen[1]).

In demselben Jahre 1787, in welchem Iphigenie erschien, hatte Goethe auch die letzte Hand an **Egmont** gelegt, von dem er bereits vor zwölf Jahren in Frankfurt die ersten Akte flüchtig entworfen und den er dann in Weimar vor seiner Reise beinahe vollendet hatte. In Italien wurde das Stück von neuem überarbeitet, behielt aber die Form der Prosa, die es ursprünglich besaß. Egmont erscheint als ein echter Niederländer, lebensfroh und heiter, frei, offen und gerade; zugleich ist er ein ritterlicher Held, Meister in allen ritterlichen Uebungen und mutig in der Schlacht, im geselligen Verkehre ein echter Kavalier und leutselig gegen Untergebene. So wird er von allen verehrt, von den Soldaten wie von den Bürgern. So lebt er frei und leicht dahin; allein die Verhältnisse gestatten jetzt nicht solch ein sorgloses Dahinleben. Herzog Alba ist als Abgesandter Philipps II. in den Niederlanden erschienen. Der politisch kluge und vorsichtige Oranien erkennt die Gefahr, die von dieser Seite droht und warnt seinen Freund. Allein Egmont fürchtet nichts, ja er tritt sogar hin vor Alba und enthüllt vor ihm, wie vor einem edeldenkenden Freunde, mit Freimut und Offenheit die Lage des Landes und spricht für die verbrieften Rechte der Provinzen, die Alba umzustoßen gesandt ist. Auf Aeußerungen hin, die als Verletzung des Gehorsams gegen den König gedeutet werden können, wird er nach beendetem Gespräch gefangen genommen. Aber selbst in seiner Haft vertraut er noch auf die Gerechtigkeit des Königs, auf die Freundschaft der Regentin, auf Oranien und das Volk. Dieses ist aber voll feiger Angst und hat nicht den Mut, seinen Vertreter zu befreien, so sehr auch Klärchen versucht, die Bürger zum Aufstand und zur Befreiung Egmonts aufzustacheln. So fällt Egmont als ein Opfer seiner Arglosigkeit und allzugroßen Zuversicht in einer Zeit, die vor allem ruhige Ueberlegung, politische Klugheit und Vorsicht forderte. Doch erscheint ihm noch im Traum Klärchen als Genius der Freiheit, prophezeit ihm, daß sein Tod den Niederlanden die Unabhängigkeit verschaffen werde, und reicht ihm den Siegeskranz. — Neben Egmont ist der Charakter Klärchens mit besonderer Vorliebe gezeichnet worden. Sie erscheint als einfaches Bürgermädchen, frisch und lebenslustig, das aber in den Volksscenen, die Shakespeare nachgebildet und vorzüglich gelungen sind, eine überraschende Energie entwickelt und sich bis zur Heldin erhebt. Bei der Nachricht von Egmonts Verhaftung und Todesurteil nimmt sie Gift und geht ihm im Tode voran. — Schiller rühmt in seiner Recension des Stücks die Kunst in der getreuen Anwendung der geschichtlichen Lokalfarben, allein er wünschte einen andern Egmont, welcher der großen historischen Aufgabe gewachsen wäre, und den wir achten und bewundern könnten. Schiller vermißte in Egmont Eigenschaften, die ihm selbst in solcher Lage gleichsam sittliches Bedürfnis gewesen wären. Goethe hingegen wollte einen Egmont zeichnen, den wir bedauern, einen liebenswürdigen Menschen, den wir bemitleiden könnten, einen Vertreter der Humanität, der einer schweren Zeit zum Opfer fiel. Daß Goethe überhaupt den Egmont nicht streng historisch habe auffassen, und daß er ihn, der Frau und Kinder hatte, mit Absicht

[1]) Goethes Iphigenie erläutert von Weber, 2. Aufl. Bremen (Heyse) 1878. H. Bockeradt, (Paderborn) 1880. Karl Gude, Erläuterungen deutscher Dichtungen *Bd. 2, 1 ff.)* 6. Aufl. Leipzig 1879.

gegen die Geschichte als unverheiratet habe darstellen wollen, darüber sagte er selbst: „Zu meinem Gebrauche mußte ich ihn in einen Charakter umwandeln, der solche Eigenschaften besaß, die einem Jüngling besser ziemen, als einem Manne von Jahren, einem Unbeweibten besser, als einem Hausvater, einem Unabhängigen mehr als einem, der durch mancherlei Verhältnisse begrenzt ist."

Eine völlige Umgestaltung erhielt **Torquato Tasso**, ein Schauspiel, das Goethe wie die Iphigenie zuerst in Prosa entwarf, dann in fünffüßige Jamben umsetzte, in dieser neuen Form aber erst 1789 in Weimar abschloß. Tasso ist vor allem ein Seelengemälde, und die Schönheit des Stückes liegt nicht in einer lebendigen, rasch sich entwickelnden Handlung, sondern in der feinen, durchsichtigen und klaren Charakterzeichnung. Der Gang, den das Drama nimmt, ist kurz folgender: Tasso hat eben sein großes Epos, das befreite Jerusalem, vollendet und es dem Fürsten, an dessen Hofe er lebt, dem Herzog Alphons von Ferrara, überreicht, der ihm dafür durch seine Schwester Leonore den Lorbeerkranz aufs Haupt setzen läßt. Da tritt der Staatssekretär Antonio hinzu, der eben aus Rom zurückgekehrt ist, wo er als vielerfahrener Diplomat einen schwierigen Auftrag glücklich ausgeführt hat. Dem überschwenglichen und aufgeregten Tasso tritt er mit verletzender Kälte entgegen, weist dessen entgegenkommendes Vertrauen kalt zurück und deckt den Abstand auf, der zwischen der jugendlichen Leidenschaft voll Uebereilung und der Ruhe der Erfahrung und des Verstandes sei. Ueber den zu leicht erworbenen Lorbeerkranz des Tasso spottet er und spricht teils von der unmäßigen Art des Herzogs im Belohnen, teils von der Kühnheit des Jünglings, sich neben die großen Dichter der Vorzeit zu stellen. Auf diese Weise reizt er den Tasso dergestalt, daß dieser sich vergißt und im Palaste des Fürsten den Degen zieht. Der Fürst, der eine milde Strafe über Tasso wegen des verletzten Burgfriedens verhängt, ist auch mit Antonio unzufrieden, der mit Weisheit die aufbrausende Leidenschaft des Dichters hätte schonen sollen. Im Auftrage des Herzogs soll derselbe dem Tasso den Degen zurückbringen und den Beleidigten versöhnen. Allein dieser, durch die Strafe des Herzogs noch mehr gereizt, will den Hof verlassen, und Alphons, in der Ueberzeugung, daß die krankhafte Stimmung nicht anders geheilt werden könne, willigt, wenn auch ungern, ein. Dieser Gedanke, sich von Personen trennen zu müssen, deren Huld und Liebe ihn so hoch gehoben, steigert die krankhaft erregte Stimmung Tassos nur noch mehr und derselbe verliert ganz seine innere Haltung. Er eilt zur Prinzessin und statt von ihr Abschied zu nehmen, sucht er dieselbe durch das Geständnis der Liebe unaufhörlich an sich zu fesseln. Als ihn auch diese von sich stößt, glaubt er an eine allgemeine Verschwörung des Hofes, die gegen ihn gerichtet sei. Von allen verlassen, hat er neben sich nur noch den ernsten und besonnenen Antonio, dem er seine Schwäche gesteht und an dessen Stärke er sich aufrichtet. In dem Entgegenkommen und der Teilnahme des Mannes, den er vorher für seinen ärgsten Feind gehalten, der ihm aber nun als wahrer Freund die Hand reicht, findet Tasso seine einzige Rettung. So tritt, nachdem die Krankheit aufs höchste gestiegen, die Genesung ein. Der leidenschaftlich bewegte Dichter hat in dieser für ihn schmerzlichen Seelenheilung erkannt, daß er seine Leidenschaft beherrschen und seine Einbildungskraft zügeln müsse. — In dem Stücke treten, wie in der Iphigenie, nur fünf

Personen auf. Im Vordergrund stehen Tasso und Antonio. In Tasso tritt uns ein reich begabter Dichter entgegen, voll Gemüt und Phantasie, der aber bei seiner nervösen Gereiztheit nicht die Kraft hat, sich selbst zu beherrschen; dabei ist er voll Eitelkeit und Selbstgefühl, zumal der Hof den Träumer verwöhnt und in seinem gefährlichen Wahn bestärkt hat. Antonio dagegen besitzt praktischen Verstand, weltmännische Sicherheit und ruhige Selbstbeherrschung. Während Tasso sich gegen die Außenwelt abschließt und nur in einer Welt des Gefühls lebt, sieht der ernste und verständige Antonio die Dinge von der praktischen Seite an. Indem der Dichter die beiden so grundverschiedenen Charaktere einander gegenüberstellt, läßt er Tassos, der endlich seine völlige Verkennung der Welt begreift, schmerzliche Seelenheilung sich vollziehen. Leonore spricht den Grundgedanken des Dramas richtig in den Worten aus: „Zwei Männer sind's, ich hab' es lang' gefühlt, die darum Feinde sind, weil die Natur nicht einen Mann aus ihnen formte." — Das Stück enthält mannigfache Beziehungen auf Goethes eigene Erfahrungen. In den beiden Hauptcharakteren stellt derselbe sein eigenes Verhältnis als Dichter und Staatsmann, die sich daraus ergebenden Konflikte des Idealismus und Realismus, sowie die endliche Ausgleichung derselben dar. Das Drama spielt am Hofe des Herzogs von Ferrara, und indem Goethe dessen Vorzüge („Ferrara ward durch seine Fürsten groß" — „Ein edler Mensch zieht edle Menschen an und weiß sie festzuhalten"), insbesondere die Verdienste desselben um die vaterländische Litteratur preist, setzt er zugleich dem Hofe von Weimar ein Denkmal, der den schönen Vorteil verstand, den Genius zu bewirten. („Es ist vorteilhaft den Genius bewirten; giebst du ihm ein Gastgeschenk, er läßt ein größeres dir zurück; die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht.") Im Herzog Alphons ist Karl August von Weimar nicht zu verkennen. Schwieriger ist es, in den beiden Leonoren die Herzogin Luise und Charlotte von Stein zu erkennen. Leonore von Sanvitale trägt den Charakter der Heiterkeit und Lebensfrische und bildet mit ihrer Lebensfreudigkeit und heiteren Weltanschauung die Folie zu der mehr elegischen und zart empfindenden Prinzessin[1]).

Die Ereignisse der französischen Revolution gingen an Goethe nicht spurlos vorüber, und wie er alles, was ihn dichterisch bewegte, poetisch darzustellen suchte, so gab er auch den Eindrücken, welche dieses welthistorische Ereignis auf ihn machte, eine dichterische Form. So entstanden die Dramen: der Großkophta, der Bürgergeneral, die Aufgeregten. Das erstgenannte Lustspiel, der **Großkophta**, behandelt die berüchtigte Halsbandgeschichte und zeigt daran die grenzenlose Verderbtheit des französischen Hofs und Adels vor der Revolution. Das zweite Stück, der **Bürgergeneral**, macht das patriotische Maulheldentum lächerlich und enthält einen Schwank, den sich ein durchtriebener Dorfbarbier unter dem Vorwande, er stehe mit den Jakobinern im Bunde, mit einem gutmütigen Bauern erlaubt. Das dritte Lustspiel, die **Aufgeregten**, das die Tollheit der leidenschaft-

[1]) Goethes Tasso behandeln Wilhelm Kiefer (Gymnasialprogramm von Sondershausen) 1868; Vilmar, Frankfurt 1869; K. Gude, Erläuterungen (Band 2, 44 ff.) 6. Aufl. 1879; Christian Semler (Dresden), das Thema der Goetheschen Poesie und Torquato Tasso, Leipzig (Wartig) 1879; Franz Kern, (Beiträge zur Erklärung des Dramas) Berlin (Nicolat) 1884.

lichen Umwälzungssucht zeigen will, ist Fragment geblieben. Aus derselben Zeit stammt auch seine Uebertragung des **Reineke Fuchs**, der „unheiligen Weltbibel“, wie er das Buch nannte, in Hexameter; sowie seine **venetianischen Epigramme**, die er auf einer 1790 nach Venedig unternommenen kurzen Reise (er reiste der Herzogin Amalie entgegen) gedichtet und in denen er französische Zustände mehrfach berührt. Im ganzen aber war diese Zeit der französischen Revolution für die poetische Produktion nicht günstig, und Goethe nahm wieder zu den Naturwissenschaften (Farbenlehre, Optik u. s. w.) seine Zuflucht. („Wie an einem Balken im Schiffbruch hielt ich mich an naturwissenschaftlichen Studien fest“ — „Um nur leben zu können, suche ich mich aus dem Geiste der Zeit ganz herauszusetzen.“) Ueberdies wurde er durch die Wechselfälle des Kriegs mehrfach aus seinem häuslichen Behagen herausgerissen. So folgte er dem Herzoge nach Schlesien, der dort mit dem Könige von Preußen ein Feldlager bezog. Ebenso machte er 1792 im Gefolge des Herzogs den Feldzug des preußischen Heeres gegen Frankreich mit, den er uns selbst beschrieben unter dem Titel **„Campagne in Frankreich“.** Das Jahr darauf rief ihn der Herzog abermals zur Armee, und der Dichter wohnte der Belagerung von Mainz bei.

§ 53. Goethe im Verkehr mit Schiller 1794—1805.

Nachdem Goethe und Schiller einander zum ersten Male auf der Karlsschule gesehen, trafen sie in Rudolstadt 1788 wieder zusammen, aber noch gingen ihre Wege auseinander, da Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien die Sturm- und Drangperiode überwunden hatte und also an den stürmischen Jugendwerken Schillers kein Gefallen fand. Erst mit dem Jahre 1794 traten beide große Dichter einander näher, und es verknüpfte sie bald ein Band der Freundschaft, wie es uns in der Geschichte der deutschen Litteratur nicht wieder begegnet. Beide lebten fortan in ununterbrochenem brieflichen Verkehre[1]) und später (als Schiller 1799 nach Weimar übersiedelte) in fast täglichem persönlichen Umgange. Indem sie gegenseitig ihre Gedanken austauschten, jedes poetische Werk nach gemeinsamer Ueberlegung arbeiteten und mit rückhaltsloser Offenheit einander beurteilten, standen beide in einem edlen Wettstreite ihrer Kräfte, förderten einander und läuterten ihre Ideeen. Zwar war die Betrachtungsweise ihres Geistes eine durchaus verschiedene. Goethe war Realist und ging vom Besonderen aus, um von da zum Allgemeinen emporzusteigen; Schiller war Idealist, ging bei seiner Arbeit von der Höhe der Idee aus und stieg vom Allgemeinen zum Besonderen herab. Allein diese abweichenden geistigen Naturen beider Dichter, Goethes realistischer Sinn für die Beobachtung des Einzelnen und Schillers idealischer Sinn für die Abstraktionen des Verstandes, ergänzten sich auf das glücklichste. Beide schlossen, nach Goethes Ausdruck, einen Bund der Ergänzung. Es begann für unsern Dichter „ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte“, und eine „zweite Jugend“, wie er selbst gesteht. Die nächste Veranlassung zu gemeinsamer Wirksamkeit und zu der sich daran knüpfenden innigen Freundschaft boten die **Horen**, eine Zeitschrift, deren Herausgabe Schiller 1794 vorbereitete. Auf Schillers Einladung sagte auch

[1]) Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller. 4. Aufl. 1881. 2 Teile.

Goethe seine Mitwirkung an diesem Blatte zu und ließ darin unter anderem die bereits früher gedichteten römischen Elegieen erscheinen. An die Horen schloß sich der **Musenalmanach**, in welchen Goethe seine venetianischen Epigramme lieferte. Durch beide Zeitschriften sollte der Geschmack des Publikums gereinigt und gehoben werden, allein der Erfolg entsprach den gehegten Erwartungen nicht, vielmehr fand das Gemeine und Schlechte noch allenthalben Beifall und Anerkennung. Beide Dichter beschlossen daher, ein Strafgericht zu halten über das litterarische Treiben ihrer Zeit, und zwar in Form von Epigrammen, die sie **Xenien** (Gastgeschenke) nannten (nach dem römischen Epigrammatiker Martial, der dem 13. Buch seiner Epigramme diesen Titel gegeben). Der erste Gedanke ging von Goethe aus, der das erste Dutzend an Schiller für den Musenalmanach schickte. Diesem gefiel der Gedanke und beide Dichter arbeiteten gemeinsam mit solchem Eifer, daß aus dem Dutzend bald ein Hundert und bald das Tausend voll wurde. Schiller und Goethe hatten förmlich beschlossen, ihr Eigentumsrecht nicht auseinander zu setzen. Wendelin von Maltzahn (Schillers und Goethes Xenienmanuskript, 1856) hat es nach den Originalhandschriften versucht, die Xenien an die beiden Dichter zu verteilen, doch ist dies in vielen Fällen nicht möglich, da der eine den Hexameter, der andere den Pentameter dichtete. In diesen kritischen Epigrammen schwangen beide Dichter die Geißel des Spottes gegen alles Unbedeutende und Mittelmäßige in der Litteratur. Namentlich waren die allgemeine deutsche Bibliothek, welche Nicolai (das „Berliner Laternenlicht") herausgab, sowie die neue Bibliothek der schönen Wissenschaften von Weiße in Leipzig die Zielscheiben ihres Spottes [1]). Die Aufregung, welche die Xenien hervorriefen, war eine gewaltige, und die erbitterten Gegner machten ihrem Herzen in zahlreichen Gegenschriften Luft [2]). Der Sturm legte sich erst nach langer Zeit.

Auf diese Xenien, welche der Musenalmanach des Jahres 1797 enthielt, folgte eine Reihe der schönsten **Balladen** und Romanzen, welche der Jahrgang 1798 von beiden Dichtern brachte. Von Goethe standen darin „Der Zauberlehrling", „Der Schatzgräber", „Die Braut von Korinth", „Der Gott und die Bajadere". (Von Schiller siehe § 57) [3]).

Daneben wendete sich Goethe im Unterschiede von Schiller, der zur dramatischen Poesie zurückkehrte, namentlich zu epischen Produktionen. Im Jahre 1796 wurden **„Wilhelm Meisters Lehrjahre"** vollendet, ein Roman, den der Dichter schon 20 Jahre früher begann, und von dem die ersten 6 Bücher schon vor der italienischen Reise geschrieben waren. Die lange Reihe von Jahren, während welcher Goethe an dem Roman gearbeitet,

---

[1]) Eduard Boas († 1853 zu Landsberg a. d. Warthe), Schiller und Goethe im Xenienkampf, 1851, 2 Teile. Aus dem Nachlaß desselben gab Wendelin von Maltzahn das oben genannte Xenienmanuskript heraus. — Julius Saupe († 1871 in Gera), die Schiller-Goetheschen Xenien erläutert, Leipzig 1852.

[2]) Ein Lehrer am Pädagogium in Halle, Christ. Fürchtegott Fulda, richtete gegen beide Dichter das Distichon:

In Jena und Weimar macht man Hexameter wie der,
Aber die Pentameter sind noch excellenter.

[3]) Goethes Gedichte erläutert von H. Viehoff. 3. Aufl. 2 Bände 1876, und H. Düntzer. 3 Teile. 2. Aufl. 1877. Etude sur les poésies lyriques de Goethe *par Ernest Lichtenberger.* Paris (Hachette) 1878.

hat der künstlerischen Einheit des Ganzen Eintrag gethan. Es werden in dem Buche die verschiedensten Stände, namentlich der damalige Adel, und die verschiedensten Berufsarten, vorzugsweise das Theaterwesen, charakterisiert. Daneben werden allerhand Kunstansichten besprochen, insbesondere die Gesetze der dramatischen Poesie in Shakespeares Hamlet nachgewiesen. Aber auch Erziehungsprinzipien und religiöse Fragen werden behandelt, sowie die damals in Deutschland sich ausbreitenden geheimen Orden nicht ohne Ironie berührt. So rollte Goethe ein reiches und buntes Bild des Lebens vor uns auf. In dem Romane treten uns eine Reihe von vortrefflich gezeichneten Charakteren entgegen: Marianne und die alte Barbara; Philine und Laertes; der träumerische Wilhelm Meister voll Verlangen, der Kunst und dem Leben anzugehören, ihm gegenüber der prosaische Werner und der straffe, lebenskundige, selbstbewußte Jarno; Mignon, das Kind voll schwermutsvoller Sehnsucht nach der verlorenen Heimat, und der Harfner, der Greis voll Schmerz über die Schuld, der der Mensch im Leben verfällt.

Ein Meisterwerk auf epischem Gebiete brachte der Frühling des Jahres 1797. In einer Schrift: „Das liebthätige Gera gegen die salzburgischen Emigranten“ fand er die Erzählung von der Verbindung eines Sohnes aus einer wohlhabenden Familie mit einer Ausgewanderten. Diese Geschichte gab Goethe den Stoff zu seinem idyllischen Epos **„Hermann und Dorothea“**, worin uns der Dichter das Bild eines echt deutschen Familienlebens zeichnet. Um seinem Gedichte einen bedeutsamen welthistorischen Hintergrund zu geben, rückte Goethe die Vorgänge aus der Vergangenheit in die Gegenwart, in die Zeit der französischen Revolution, und machte aus den vertriebenen Salzburger Lutheranern Flüchtlinge aus den französischen Grenzlanden. Das Ganze durchweht ein nationaler Geist; deutsche Natur, deutsche Tugend und Sitte werden in überaus zarter Weise geschildert. Im ganzen Gedichte herrscht klare Anschaulichkeit und Freiheit von allem Gesuchten und Gezwungenen. Wir befinden uns stets auf dem Boden des wirklichen Lebens, und zwar des deutschen gemütvollen Lebens, wie es sich im Hause zwischen Eltern und Kindern und in der Stadt unter Bürgern gestaltet. Dieser durchaus deutsche Gehalt verbindet sich mit der klassichen Form des Hexameters und dem homerischen Ton der Erzählung. Der Wirt zum goldenen Löwen in einer kleinen Fabrikstadt unweit des rechten Rheinufers hat etwas Behäbiges und Patriarchalisches. Im Besitze selbsterworbenen Reichtums ist er mildthätig („Geben ist Sache des Reichen“), dabei nicht ohne Selbstgefühl. Als Gatte ist er zärtlich und liebevoll, als Vater liegt ihm nur das Wohl seines Sohnes am Herzen; ist er auch zu Zeiten aufbrausend und heftig, so ist doch sein Zorn bald verraucht, und die alte Gutmütigkeit kommt wieder zu ihrem Rechte. Die Wirtin bietet uns das Bild einer sorgsamen Hausfrau; sparsam aber dabei wohlthätig, geschäftig und emsig. Durch Freundlichkeit weiß sie den Einfluß auf ihren Gatten zu behaupten; sie ist die Vermittlerin zwischen dem zuweilen aufbrausenden Vater und dem Sohne, der nur der liebevollen Mutter sein Herz ausschüttet. Der Sohn dieser Eltern, Hermann, ist ein schlichter, zwar tieffühlender, aber langsamer und schüchterner Charakter, der nur allmählich zum sichern Selbstbewußtsein heranreift. In Dorothea tritt uns die einfache, aber volle Weiblichkeit entgegen, voll innern Adels und voll edlen Selbstgefühls; hilfreiche Geschäftigkeit und besonnene Gewandtheit sind ihr eigen; auch einen Zug von kühnem Heroismus hat ihr

der Dichter verliehen. Der Apotheker ist der Vertreter des beschränkten Philistertums; er hält es mit der guten, alten Zeit und will von Neuerungen nichts wissen, er besitzt einen praktischen Blick und ist überaus vorsichtig, aber indem er nur an sich denkt, hat er kein Herz für das allgemeine Wohl. Den Pfarrer nennt der Dichter „die Zierde der Stadt“ und charakterisiert ihn mit den Worten: „Dieser kannte das Leben und kannte der Hörer Bedürfnis, war vom hohen Wert der heiligen Schriften durchdrungen, die uns der Menschen Geschick enthüllen und ihre Gesinnung; und so kannt' er auch wohl die besten weltlichen Schriften“ [1]. — Gleichsam als Einleitung zu unserm Epos kann die Elegie „Hermann und Dorothea“ betrachtet werden, die Goethe um dieselbe Zeit dichtete [2].

Nach Vollendung von „Hermann und Dorothea“ unternahm Goethe in dem genannten Jahre 1797 eine dritte Reise in die Schweiz. Auf derselben entstand das Gedicht „Euphrosyne“. Während derselben faßte er auch den Plan zu einem neuen Epos „Wilhelm Tell“, doch gab er denselben bald wieder auf. Ueberhaupt hat Goethe am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts, also in den Jahren, in welchen Schiller eine große dramatische Schöpfung nach der andern erscheinen ließ, nur weniges gedichtet. Von kleineren Gedichten entstanden damals u. a. „Schäfers Klagelied“. Um für die Bühne in Weimar ein reiches Repertoire zu schaffen, übersetzte er Voltaires Mahomet und Tancred, desgleichen begann er die französische Revolution in einer Trilogie, die natürliche Tochter, zu behandeln, wovon nur der erste Teil, der die Exposition bilden sollte, zum Abschluß kam. Derselbe enthält tiefe Gedanken, ist aber ohne dramatisches Leben. Zwar rühmt Schiller an dem Stücke die „hohe Symbolik“, aber eben weil die Charaktere zu symbolisch, zu allgemein gehalten sind, fehlt ihnen alles Individuelle und Besondere, was ein wesentliches Erfordernis der dramatischen Charaktere ist.

§ 54. Goethes Alter 1805—1832.

Durch den Tod Schillers wurde Goethe tief erschüttert, und den Schmerz darüber überwand er nur langsam und schwer. Seinem früh verstorbenen Freunde setzte er ein bleibendes Denkmal, zugleich ein Zeugnis des tiefsten Verständnisses und der gerechten Würdigung desselben, in seinem „Epilog zur Glocke“. Er lebte noch 27 Jahre und war während dieser Zeit auf den verschiedensten Gebieten unausgesetzt thätig. (Es beschäftigten ihn optische Studien, Farbenlehre, osteologische, geologische, meteorologische Untersuchungen, Metamorphose der Pflanzen u. s. w.) Auf dem Gebiete der Poesie schuf er verhältnismäßig nur noch weniges. Das erste umfassendere Werk war der Roman **„Die Wahlverwandtschaften“**, der 1809 erschien. Es zeigt

---

[1] W. v. Humboldt, ästhetische Versuche über Goethes Hermann und Dorothea, 4. Aufl. (mit einem Vorwort von H. Hettner) 1882. — L. Cholevius, ästhetische und historische Einleitung nebst fortlaufender Erläuterung zu Goethes Hermann und Dorothea, 2. Aufl. 1877. — Andere Erläuterungsschriften von Becker 1852, Düntzer 1855, Timm 1856, Hiecke 1860, August Funke, 4. Aufl. 1886, E. Kuenen 1879. K. Gude, Erläuterungen (Band 2, 74 ff.) 6. Aufl. Leipzig 1879. Keck 1883. Adolf Lundehn (Großglogau) Leipzig (Siegismund). Adolf Lichtenheld, Wien 1884.

[2] Nach Goethes Epos hat Karl Töpfer (geb. 1792 in Berlin, † 1781 in Hamburg) ein Schauspiel „Hermann und Dorothea“ in 4 Akten gedichtet.

dieser in künstlerischer Beziehung vollendete Roman, wie das Glück des Lebens zerstört wird, sobald sich die Bande der Sittlichkeit lösen. Dieser Gedanke wird durchgeführt in Bezug auf die Ehe, „den Anfang und den Gipfel der Kultur, das heiligste und unauflöslichste Band“, wie sie in dem Romane genannt wird. Es wird die Ehe nur dann eine glückliche und wahre sein, wenn sich mit natürlicher Liebe sittliche Achtung verbindet. Wo aber die letztere fehlt, ruft das Erscheinen der wahlverwandten Natur einen Kampf hervor zwischen der mächtigen Naturgewalt und der Heiligkeit des Sittengesetzes. In diesem Kampfe giebt es nur einen doppelten Ausgang: Pflicht und Sittlichkeit höher zu achten, als die Stimmungen des Augenblicks und durch Entsagung über die Naturgewalt zu siegen, oder der maßlosen Leidenschaft zu unterliegen und zu Grunde zu gehen. So leben Eduard und Charlotte scheinbar in einer glücklichen Ehe, allein dieses Glück wird getrübt, als sie den Hauptmann und Ottilie auf ihren Landsitz einladen. Sobald die wahlverwandten Naturen sich nähern, beginnt der Kampf. In diesem Kampf versteht es Charlotte, eine besonnene Frau, voll Kraft, den Wünschen des Herzens zu entsagen, wenn sie der Pflicht widersprechen, und der Hauptmann, ein Mann voll Festigkeit und Selbstbeherrschung, durch Achtung vor dem Gesetz der Sittlichkeit die Macht der Liebe zu besiegen. Ottilie dagegen, ganz ein Kind der Natur, der Uebermacht der Gefühle hingegeben, und Eduard, der völlig geschäftslose Mann, der nur seinen Grillen und Liebhabereien lebt und Befriedigung seiner Lüste als den höchsten Zweck des Daseins betrachtet, beide besitzen nicht die Kraft der Entsagung, sondern folgen ganz ihren stürmischen Leidenschaften. So zerstören sie das Glück des Lebens und sühnen nur mit ihrem Tode das schwer verletzte Sittengesetz [1]).

Nach Vollendung der Wahlverwandtschaften ging Goethe an die Darstellung seines eigenen Lebens. Von dieser Selbstbiographie, welche den Titel **„Aus meinem Leben, Wahrheit und Dichtung“** führte, erschien 1811 der erste Teil, woran sich nach und nach noch andere schlossen. In klassischer Form erzählt er darin, wie er als Mensch gelebt, geirrt und gestrebt, und wie er sich als Dichter entwickelt. Das Werk, das zugleich vorzügliche litteraturhistorische Exkurse enthält, reicht nur bis zu seinem 26. Jahre, bis zu seinem Aufenthalte in Weimar, und wird einigermaßen vervollständigt durch die Beschreibung seiner **italienischen Reise**, seiner **dritten Schweizerreise**, durch die Schilderung der **Campagne in Frankreich** [2]), **der Belagerung von Mainz**, sowie durch die **Tag- und Jahreshefte.**

Während der Freiheitskriege wendete Goethe dem stürmisch-bewegten Leben den Rücken und flüchtete sich in die Beschaulichkeit des Orients. Er begann das Studium des Arabischen und Persischen und lieferte eine ganze Reihe teils freier Bearbeitungen persischer und arabischer Dichtungen, teils Originalpoesie in morgenländischem Gewande. Dieselbe faßte er später in eine Sammlung zusammen unter dem Titel **„Der westöstliche Divan“**

---

[1]) Das Urbild zur Ottilie war Minchen Herzlieb, deren Lebensbild August Hesse 1878 entworfen hat.

[2]) Von Goethes Campagne in Frankreich besorgte eine treffliche französische Ausgabe A. Chuquet, Paris (Delagrave) 1884 (Einleitung und Noten französisch, Text deutsch).

(1819)[1]. Obgleich aber der große deutsche Dichter an dem großen nationalen Aufschwunge seines Volkes unbeteiligt blieb, so feierte er doch die Befreiung Deutschlands durch das Festspiel **„Des Epimenides Erwachen"**, das am 30. März 1815 in Berlin zur Aufführung gelangte.

Dem greisen Dichter war es noch vergönnt, zwei Werke fortzuführen und zu vollenden, die ihn lange beschäftigt hatten. Im Jahre 1821 erschien die erste Ausgabe von **„Wilhelm Meisters Wanderjahre"**, bestehend aus einer Anzahl von Novellen, in denen namentlich die sittlich-religiöse Erziehung des Menschen besprochen wird. Dieselbe soll von der Familie ausgehen, und zur Begründung einer über die ganze Welt ausgebreiteten, alle Bürger beglückenden Genossenschaft führen. Ideeen über Erziehung, bürgerliche Gesellschaft und Staatsleben bilden demnach den Hauptinhalt, doch wird an den Faden der Haupterzählung vieles andere angereiht. Daß dem Ganzen der eigentliche Mittelpunkt, die künstlerische Einheit fehlt, hat Goethe selbst gestanden, es kam ihm auch hier nur darauf an, ein reiches, mannigfaltiges Leben darzustellen.

Im 82. Jahre seines Lebens (1831) vollendete endlich Goethe das Werk, das ihn 60 Jahre hindurch beschäftigt, den **Faust.** Die ersten Vorarbeiten zu diesem Werke hatte er nach seiner Rückkehr aus Leipzig im elterlichen Hause in Frankfurt gemacht, wo er während seiner Genesung allerhand alchemistische Studien trieb. Bald darauf lernte er auch das alte Volksbuch von Dr. Faust kennen, und die tiefe Idee desselben ergriff ihn mächtig. In Straßburg „summte" ihm die alte Sage „geheimnisvoll im Kopfe herum", und als er in der Frankfurter Frühjahrsmesse 1773 das Puppenspiel gesehen, wurde er in dem Entschlusse bestärkt, sein eigenes Geistesleben in den Rahmen der alten Faustsage zu fassen. An die Ausarbeitung ging er erst 1774, und zwar sind die ältesten Bestandteile der Eingangsmonolog, das Gespräch Fausts mit seinem Famulus Wagner, dem Urbilde eines Pedanten und Stubengelehrten, sowie die Szenen mit Gretchen. Seitdem fügte er einen Stein nach dem andern hinzu. Während seiner ersten Schweizerreise brachte er einige Szenen zu Papier; selbst in Italien ließ er die Arbeit nicht ruhen, und im Garten der Villa Borghese schrieb er die Hexenküche. Schon verzweifelte er daran, das Werk zu vollenden, und ließ es 1790 als Fragment drucken. Allein auf Anregung Schillers nahm er das Werk wieder vor und fügte einige neue Stücke hinzu, z. B. die Zueignung und das Vorspiel auf dem Theater; zu diesen beiden Stücken vom Jahre 1797 kam 1806 der Prolog im Himmel, und 1808 wurde der erste Teil gedruckt. Seitdem vergingen wieder über 20 Jahre, bis endlich 1831 auch der zweite Teil seinen Abschluß erhielt. Insofern nun zwischen dem Anfang und dem Abschlusse des Faust fast die ganze dichterische Laufbahn Goethes liegt, enthält das Werk Elemente aus den verschiedensten Perioden und bietet uns in dem Rahmen der alten Sage das gesamte Geistesleben des Dichters. Indem aber Goethe Selbsterlebtes darstellt, versteht er es, das Konkrete und Individuelle zu etwas allgemein Menschlichem zu erheben, so daß

---

[1] Die darin gefeierte Suleika ist Frau Marianne v. Willemer in Frankfurt, geb. 1784, gest. 1860, von der sogar einige Gedichte aufgenommen worden sind. Vergl. Goethes Briefwechsel mit Marianne v. Willemer, herausgeg. von Theodor Creizenach († 1877 in Frankfurt a. M.), 2. Aufl., besorgt von dessen Sohn, Wilhelm Creizenach 1878. — Goethes westöstlicher Divan, erläutert von H. Düntzer 1878.

wir nicht bloß ein Zeitbild, sondern ein Welt- und Menschheitsbild haben. Es treten uns in der Fausttragödie mit der bunten Mannigfaltigkeit von Szenen, in denen das Liebliche, Zarte, Duftige mit dem Dämonischen, Furchtbaren und Grauenhaften wechselt, die verschiedenartigsten Bilder menschlichen Treibens und tausenderlei Schattirungen menschlichen Fühlens und Denkens entgegen. Vor allem werden die gewaltigsten Seelenkämpfe darin vorgeführt, es wird der Kampf zwischen Glauben und Wissen, zwischen der sinnlichen und geistigen Natur des Menschen dargestellt. Faust ist der Mensch, den ein unersättlicher Durst erfüllt nach einer alle Höhen und Tiefen umfassenden Erkenntnis. Alle Gebiete des Wissens hat er durchmessen, alle Wissenschaften hat er studiert, aber die gehoffte innere Befriedigung nicht gefunden. Selbst die Magie, der er sich ergeben, führt ihn nicht an den Urquell des Daseins. Ist es ihm auch vergönnt, mit Geistern zu verkehren, und vermag er auch den Erdgeist zu zitieren; derselbe erscheint nur, um ihm höhnend zuzurufen daß er das Uebersinnliche nicht zu erfassen vermöge: „Du gleichst dem Geist, den Du begreifst: nicht mir!“ Deshalb faßt er den Entschluß, durch einen Trank aus dem Giftbecher sich von den Banden des Körpers zu befreien, die ihn an dem Eindringen in das Innere der Natur und in das Wesen der Dinge verhindern. Schon hat er den Becher zum Munde geführt, da vernimmt er vom nahen Dome Glockenklang und den Ostergesang: Christ ist erstanden! Diese Töne rufen die süße Erinnerung an die glücklichen Jahre der Kindheit in ihm wach, wo seine Seele im Glauben den Frieden gefunden, und halten ihn von seinem Vorhaben ab. Sein ernstes Trachten ist es nun, diesen Glauben an die göttliche Offenbarung in seinem Innern neu zu begründen. Allein der Zweifel regt sich von neuem in seinem Herzen, also daß er die einfache Größe des Offenbarungswortes nicht mehr verstehen kann. Er beginnt nun zu grübeln und wird die Beute des Teufels, der ihn schon in weiten Kreisen umzogen. In Gestalt eines Pudels naht er ihm auf einem Spaziergange, zieht immer engere Kreise um ihn und schmiegt sich endlich wedelnd ihm zu Füßen, so daß ihn Faust auf sein Zimmer mitnimmt. Hier erfolgt die Beschwörung des bösen Geistes, bei der sich Faust der in den alten Zauberbüchern gebräuchlichen Formeln bedient. Diese Zauberformeln wirken, und aus der tierischen Hülle tritt als des Pudels Kern Mephistopheles als fahrender Scholast. Derselbe bezeichnet sich selbst als den „Geist, der stets verneint“, und er ist in dem ganzen Gedichte die Negation von allem, was gut, wahr, schön, erhaben, rein ist. Aeußerlich ist er aalglatt und geschmeidig, gewandt und galant, innerlich aber die Bosheit, Selbstsucht, Gemeinheit selbst. Mephistopheles verspricht dem Faust, ihn in diesem Leben wahrhaft glücklich zu machen, wenn er ihm seine Seele verschreibe. Faust stellt die Bedingung: „Werd' ich zum Augenblicke sagen: verweile doch, du bist so schön! Dann magst du mich in Fesseln schlagen, dann will ich gern zu Grunde geh'n!“ Nachdem Faust den Vertrag — wie in der alten Volkssage — mit seinem Blute unterschrieben, führt ihn Mephistopheles in die verschiedensten Kreise des sinnlichen Genusses. Allein weder das wilde Zechgelage in Auerbachs Keller, noch das Zauberwesen in der Hexenküche vermögen ihn zu fesseln. Da führt ihm Mephistopheles das Bild Gretchens vor, die sein Herz mit unwiderstehlicher Leidenschaft entflammt. Gretchen ist eine der lieblichsten Gestalten, die Goethe gezeichnet, ein Mädchen voll Naivetät und Unschuld. Faust ist dem ersehnten Glücke nahe, das reine, ideale Streben

scheint Gretchen gegenüber die Oberhand zu erhalten; allein der Einfluß des Bösen siegt, und von seiner idealen Höhe sinkt er herab zur niederen, gemeinen Sinnenlust. Der reine Spiegel von Gretchens Seele wird getrübt; die unbegrenzte Liebe zu Faust führt sie in ihrer arglosen Naivetät ab vom Wege der Unschuld. Sobald sie aber diese verloren, ist der böse Geist geschäftig, sie immer tiefer ins Elend zu stürzen; es fällt Schlag auf Schlag auf das Haupt der Unglücklichen. Es stirbt ihre Mutter an einem Schlaftrunk, den Gretchen ihr auf Fausts Rat eingegeben; es stirbt ihr Bruder Valentin, nachdem er noch den Fluch über seine Schwester ausgesprochen. Mit dem furchtbaren Schuldbewußtsein im Herzen fleht sie vor dem Bilde der Mutter Gottes: „Ach neige, du Schmerzensreiche, dein Antlitz gnädig meiner Not!“ Wir finden sie unter der Last ihres Jammers erliegend im Dom, wo die Orgeltöne ihr wie Posaunen des Gerichts klingen, und wo sie unter dem entsetzlichen Geflüster des bösen Geistes ohnmächtig niedersinkt. Der unersättliche Faust stürzt sich inzwischen, nachdem er diese Blume geknickt, in das wüste Treiben des Blocksberges. Allein der gräßliche Wirrwarr der Walpurgisnacht kann die brennende Qual seines Herzens nicht übertäuben. Mitten in dem wilden Lärm wird die Erinnerung an Gretchen in ihm wach, deren ganzes Elend er jetzt erst erfährt. Er hört mit Entsetzen, daß sie auch die Mörderin ihres Kindes geworden, daß der Wahnsinn ihren Geist umnachtet, daß sie im Gefängnis schmachtet, dem Arme der irdischen Gerechtigkeit verfallen, um ihre Schuld mit dem Tode zu büßen. Faust tobt und wütet gegen Mephistopheles, der ihm dies verheimlicht, er will sich von ihm lossagen, allein die Verzweiflung treibt ihn wieder zu ihm hin; er soll ihm bei der Rettung Gretchens aus dem Kerker behülflich sein. Mit einem Schlüsselbund und einer Lampe betritt Faust das Gefängnis, um Gretchen zu befreien; dieselbe zögert. Da schaut das widrige Gesicht des Mephistopheles durch die Thür, der zur Eile mahnt, und entsetzt wendet sie sich ab; einer solchen Rettung mag sie nicht vertrauen. Sie fällt auf Erden der strafenden Gerechtigkeit anheim, aber der höhere Richter, an dessen Gnade sie sich reuig wendet, vergiebt ihr, und eine Stimme von oben kündigt ihr die Vergebung an mit den Worten: sie ist gerettet! Faust dagegen ist noch an Mephistopheles gebunden, der ihn mit den Worten an sich zieht: Her zu mir! Doch vernimmt er noch die liebevolle warnende Stimme: Heinrich, Heinrich! Damit schließt der erste Teil. In demselben hat Faust alle Gebiete des Wissens durchmessen, ohne daß sein brennender Durst gestillt worden; er hat sodann alle Genüsse gekostet, ohne davon befriedigt zu werden.

Im zweiten Teile durchmißt Faust an der Hand des Mephistopheles neue Bahnen, und zwar zunächst die des Hof- und Staatslebens. Wir finden beide am Hofe eines Kaisers, dessen Reich sehr im Argen liegt, denn Gewalt geht vor Recht, Bestechlichkeit herrscht aller Orten, besonders aber sind die Kassen leer und die Staatsschuld ist bis ins Ungeheure gesteigert. In dieser Not erweist sich Mephistopheles als ein Mann der Zeit, er allein kennt ein Mittel, aus der augenblicklichen Verlegenheit herauszukommen: er erfindet das Papiergeld, und Faust macht sich durch allerhand Finanzspekulationen am Hofe und im Reiche beliebt. Doch bald ist ihm auch dieses Treiben zuwider und er durchwandert die klassische Welt, um das Ideal der Schönheit zu suchen, das er endlich in der Helena findet. Diese Gestalt findet sich bereits in der alten Faustsage, aber ihr Verhältnis zu Faust hat

Goethe nach seinem eigenen Geiste umgestaltet und zu einer eigentümlichen Allegorie benutzt. Durch die Vermählung der Helena mit Faust stellt er die Verschmelzung der antiken und mittelalterlichen Poesie dar und macht deren Sohn Euphorion, in welchem er Lord Byron ein Denkmal setzte, zum Repräsentanten der romantischen Dichtung. Aber auch das griechische Ideal verschwindet wieder, und nur das Gewand desselben bleibt zurück. Auch die Kunst, an deren Hand er geistig gereift ist, vermag Faust nicht wahre Befriedigung zu verschaffen, und sein Streben geht nun dahin, praktisch thätig zu sein. So ringt er dem Meere Land ab, macht es fruchtbar, legt Kolonieen darauf an, sendet Handelsflotten aus, kurz, entwickelt eine segensreiche industrielle und merkantile Thätigkeit. Dieses rastlose Wirken für das Wohl anderer gewährt Faust den Genuß eines ruhigen Alters, und jetzt findet er zum ersten Male die längst vergeblich gesuchte Befriedigung. Voll Entzücken ruft er im Hinblick auf die arbeitende Menschheit aus: „Das ist der Weisheit letzter Schluß: nur der verdient sich Freiheit und das Leben, der täglich sie erobern muß. Solch ein Gewimmel möcht' ich seh'n, auf freiem Grund mit freiem Volke steh'n. Zum Augenblicke dürft' ich sagen: Verweile doch, du bist so schön! Im Vorgefühl von solchem hohem Glück genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick!" Damit knüpfte Goethe wieder an den mit Mephistopheles geschlossenen Vertrag an, und mit diesem Wort stirbt Faust. Mephistopheles will sich mit Hülfe der höllischen Geister der emporstrebenden Seele bemächtigen, allein die himmlischen Heerscharen „entführen Fausts Unsterbliches" und singen: „Gerettet ist das edle Glied der Geisterwelt vom Bösen: Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen; und hat an ihm die Liebe gar von oben teilgenommen, begegnet ihm die sel'ge Schaar mit herzlichem Willkommen." Faust hat in einem thätigen Leben seine edle Kraft bewährt und im sauren Schweiße der Arbeit sich von dem ihn begleitenden bösen Geiste immer unabhängiger zu machen gestrebt, und so wird er von der göttlichen Gnade gerettet. —

An poetischem Werte steht der erste Teil des Faust hoch über dem zweiten. Während dort frisches, warmes und individuelles Leben herrscht, begegnen wir hier einem Hange zum Allegorischen und Symbolischen. So ist im ersten Teile Gretchen ein durchaus individueller Charakter, ein frommes sinniges Kind voll Naivetät und Anmut; im zweiten Teile dagegen ist Helena nur eine Allegorie der klassischen Poesie. Goethe selbst hat gestanden, daß er in den zweiten Teil seines Faust „viel hineingeheimnist", und es werden daher viel Dunkelheiten bleiben, die auch die zahlreichen erklärenden Schriften nicht ganz aufzuhellen vermögen [1]).

Als Goethe den Faust vollendet hatte, war ein schwerer Stein, der lange auf ihm gelastet, hinweggewälzt, er meinte, seine Aufgabe als Dichter gelöst zu haben und erklärte gegen Eckermann, der ihm bei der Redaktion

---

[1]) Es mögen von den vielen Kommentaren nur erwähnt werden der von Christian Hermann Weiße († 1866 in Leipzig) 1837; H. Düntzer, 3. Aufl. 1879; E. J. Saupe 1856; Alexander Schnetger († 1881 in Dresden) 1858; Friedrich Kreißig († 1879 zu Frankfurt a. Main.) 1866 (Vorlesungen); Otto Vilmar (zum Verständnisse Goethes), 4. Aufl. 1879; Georg von Löper, 2. Aufl. 1879; Friedrich Vischer (in Stuttgart) 1875; Hermann Küntzel 1877; Kuno Fischer, 2. Aufl. 1883; Alexander von Oettingen, 2. Bände 1880; K. J. Schröer (Wien) 2 Bände 1881; Oswald Marbach (Leipzig) 1881; Hermann Schreyer (Schulpforte) 1881. — Goethes Faust als Bühnenwerk behandelt Wilhelm Creizenach 1881.

seiner Werke vielfach behülflich war[1]), die Zeit, die ihm noch zu leben vergönnt sein, „als ein reines Geschenk“ ansehen zu können. Er starb den 22. März 1832 nach kurzer Krankheit. Seine letzten Worte waren: „Mehr Licht!“ In der Fürstengruft zu Weimar wurden des Dichters irdische Ueberreste beigesetzt.

Schiller.[2])

§ 55. Schillers Jugend 1759–1785.

Johann Christoph Friedrich Schiller wurde am 10. November 1759 zu Marbach, einem württembergischen Städtchen, geboren. Sein Vater, der früher Wundarzt gewesen, aber beim Ausbruch des siebenjährigen Kriegs als Soldat in württembergische Dienste getreten, war damals Lieutenant, stieg aber nach und nach zu dem Range eines Hauptmanns und eines Aufsehers der Gärten und Baumpflanzungen des Lustschlosses Solitüde.[3]) Seine Mutter (Elisabeth, geb. Kodweiß, Tochter des Gastwirts „zum goldenen Löwen“ in Marburg) war eine echt weibliche, fromme und für die Poesie empfängliche Natur, und manche Züge derselben sind auf den Sohn übergegangen. Da der Vater das Standquartier öfter wechselte, erhielt der Knabe den Unterricht an verschiedenen Orten. In Lorch an der Rems, einem kleinen Grenzorte, wo Schillers Vater als Werbeoffizier stand, unterrichtete den Knaben der Pfarrer Moser, dem er später in seinen Räubern ein Denkmal setzte. Von Lorch kam er auf die lateinische Schule zu Ludwigsburg. Theologie zu studieren war damals sein Lieblingswunsch. Die Bibel, besonders die Psalmen und die Propheten des alten Testaments, Luthers,

---

[1]) Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens von Johann Peter Eckermann (einem geborenen Hannoveraner, großherzogl. sächs. Hofrat, treuem Freunde und Sekretär Goethes), 6. Aufl. 1885, 3 Bde. Leipzig. Eine Ergänzung zu diesen Gespächen bilden „Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller“, herausgegeben von dem großherzogl. Archivrat Burckhardt in Weimar 1869. (Der Kanzler v. Müller stand mehr als zwanzig Jahre hindurch in dem vertrautesten Verkehr mit Goethe. Die Unterhaltungen beginnen mit dem Jahre 1808, also 15 Jahre früher als die Eckermannschen Gespräche.)

[2]) Karl Hofmeister († 1844 in Köln), Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke. 1837—39, 5 Bde., neu bearbeitet von Heinrich Viehoff, 3 Teile in 1 Bde. 1875. — Emil Palleske († 1880 zu Thal bei Eisenach), Schillers Leben und Werke, 11. Aufl., 2 Bde., 1882. — Thomas Carlyle († 1881 in London), Leben Schillers, 1830. (Aus dem Englischen.) — August Spieß, Schillers Leben und Dichtungen, Wiesbaden 1859. — Gustav Schwab, Schillers Leben, 1840. — Karoline von Wolzogen († 1847 in Jena), Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. 5. Aufl., 1876. — Heinrich Düntzer, Schillers Leben, Leipzig (Fues) 1881. — Wahrheit und Dichtung enthält der Roman von Hermann Kurz „Schillers Heimatjahre“, der die Jugendzeit des Dichters behandelt. — Von Moritz Zille erschien eine Schillerhalle, alphabetisch geordneter Gedankenschatz aus Schillers Werken und Briefen, Leipzig 1870. — Von Ludwig Rudolph und Karl Goldbeck (Berlin) ein Schillerlexikon, erläuterndes Wörterbuch zu Schillers Dichterwerken, Berlin 1869, 2 Bde. — Von Schillers Werken veranstaltete eine historisch-kritische Ausgabe K. Goedeke im Vereine mit Ellisen, Köhler u. a. 1867 ff. 15 Teile. — Schillers Werke, herausgeg. von W. v. Maltzahn u. a. 16 Teile. (Berlin, Hempel.) Eine vorzüglich illustrierte Prachtausgabe in 4 Bänden erschien bei Hallberger in Stuttgart, herausgeg. von J. G. Fischer.

[3]) Oskar Brosin, Schillers Vater, ein Lebensbild. 1879.

Paul Gerhardts, Gellerts Lieder waren schon vom Vaterhause her seine Lieblingslektüre. Bald aber wurde seinen Studien eine andere Richtung gegeben, und zwar durch den Herzog Karl Eugen (geb. 1728, † 1793; er war ein Fürst von hervorragenden Geistesanlagen, der aber in seiner Jugend den heftigsten Leidenschaften rückhaltslos folgte). Derselbe hatte auf seinem Lustschlosse Solitüde eine militärische Bildungsanstalt errichtet, und in diese wurde auf ausdrücklichen Wunsch des Herzogs, der die Schule besonders für die Söhne seiner Offiziere bestimmt hatte, auch der junge Schiller aufgenommen. Mit dem Eintritt in diese Anstalt, die er von 1773 bis 1780 besuchte, mußte er zu seinem und zu seines Vaters großem Schmerze die Theologie, die in den Lehrplan nicht aufgenommen war, aufgeben. Er entschied sich zunächst für die Jurisprudenz, vertauschte aber dieselbe, als die Militärschule unter dem Namen einer Akademie 1775 nach Stuttgart verlegt und auch ein Lehrstuhl für die Medizin errichtet wurde, mit der letzteren. Die Zucht war eine militärische, und der Verkehr mit der Außenwelt möglichst eingeschränkt. Trotz dieser Einschränkung fanden doch nach und nach Rousseau und Ossian, Klopstocks Messias, Goethes Götz und Werther, Gerstenbergs Ugolino, Leisewitzens Julius von Tarent und Müllers Faust Eingang und wurden mit Begeisterung gelesen. Klopstocks Messias ergriff unsern Schiller so mächtig, daß er den Plan zu einem epischen Gedicht faßte, dessen Held Moses sein sollte. Allein die anderen eben genannten Dichter, namentlich aber Shakespeare, den er in Wielands Uebersetzung kennen lernte, wiesen ihn auf das Drama hin, und weckten sein Talent für diese Gattung der Poesie. Es tauchten in ihm allerhand Pläne zu großen Tragödien auf, und er arbeitete an zwei Trauerspielen: „Der Student von Nassau“ und „Cosmus von Medici“ (dem Julius von Tarent nachgebildet). Beide Versuche wurden wieder vernichtet und an ihre Stelle trat die erste großartige Schöpfung seines Jünglingsalters, **„Die Räuber“**, die er als 18jähriger Jüngling begann und noch auf der Karlsakademie [1]) unbemerkt dichtete, die er aber erst nach seinem Austritt aus derselben in seiner neuen Stellung, welche er als Regimentschirurgus in Stuttgart bekleidete, 1781 erscheinen ließ (das Jahr darauf wurde das Stück für die Bühne umgearbeitet).

Die Räuber sind ein Produkt der Sturm- und Drangperiode; es spricht sich in denselben der ungestüme Freiheitsdrang des Dichters aus, seine Entrüstung über die drückenden Fesseln, welche den freien Schwung des Geistes lähmten, sowie seine bis zum Ingrimm gesteigerte Unzufriedenheit mit der in der Welt herrschenden Ordnung. Wenn Karl Moor empört ist über die Thatlosigkeit und Kraftlosigkeit seines Jahrhunderts, voll Ingrimm darüber, daß er seinen Willen in Gesetze schnüren muß, die noch keinen großen Mann gebildet haben, während die Freiheit Kolosse ausbrüte, wenn „sein Geist nach Thaten, sein Atem nach Freiheit dürstet“, so spricht damit Schiller seinen eigenen Unmut über die beengenden und bedrückenden Verhältnisse, wie solche auf der Karlsschule bestanden, und seine Unzufriedenheit mit der lasterhaften Welt aus, in der das Hohe und Herrliche am Schlechten und Gemeinen zu Grunde geht. Das Drama selbst nimmt folgenden Gang:

---

[1]) Den Namen „hohe Karlsschule“ erhielt die Militärakademie erst nach Schillers Austritt, als Kaiser Joseph dieselbe am 22. Dezember 1781 in den Rang einer deutschen Universität für drei Fakultäten erhoben hatte.

Der regierende Graf von Moor, Maximilian, hat zwei Söhne, Karl und Franz, von denen sich jener auf der Universität befindet, dieser daheim auf dem Schlosse lebt. Karl, ein feurig strebender Charakter, hat sich in jugendlichem Uebermut auf der Universität Leipzig zu mancherlei tollen Streichen hinreißen lassen. Von Reue ergriffen, gesteht er dem Vater offen seine Uebereilung und hofft von demselben Vergebung, um dann auf das Schloß zurückzukehren und an der Seite der Amalie, die er innig liebt, glücklich zu sein. Der gutmütige Vater ist auch geneigt, seinem reuigen Sohne zu vergeben, allein dessen jüngerer Bruder Franz weiß dies zu hintertreiben. Schon längst ist er neidisch auf das Schoßkind Karl und grollt mit dem Schöpfer, der ihn häßlich geschaffen und seinen Bruder bevorzugt. Jetzt bietet sich ihm eine Gelegenheit, diesen zu vernichten und sich zum Herrn des Hauses zu machen, indem er seinen Vater und seinen Bruder belügt. Der teuflische Plan gelingt: der alte Moor glaubt, daß sein Sohn wegen gemeiner Verbrechen steckbrieflich verfolgt werde, Karl glaubt, daß sein Vater ihn verflucht habe, und in seiner Erwartung, als Reuiger Gnade zu finden, so bitter getäuscht, wird er von Wut und Haß gegen das ganze Menschengeschlecht erfüllt, in dem keine Liebe mehr herrsche. Er stellt sich an die Spitze von Räubern, und mit ihnen will er die Welt aus ihren Angeln heben: als Räuberhauptmann gedenkt er die ungerechte Welt mit dem Schwerte und nötigenfalls mit Feuer zu heilen. So bluten Schuldige und Unschuldige unter seinem Racheschwert. Seinen unglücklichen Vater, den Franz in einen abgelegenen Turm gebracht und zum Hungertode verdammt hatte, befreit er. Der alte Moor stirbt, als sich sein Befreier ihm zu erkennen giebt. Endlich aber erkennt dieser, daß er nicht der Mann sei, das Racheschwert des oberen Tribunals zu führen, und daß er nur Unrecht durch neues Unrecht habe ausrotten wollen. „O, über mich Narren," — so lautet sein offenes Bekenntnis — „der ich wähnte, die Welt durch Greuel zu verschönern und die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht zu halten! — Da stehe ich am Rande eines entsetzlichen Lebens und erfahre nun mit Zähneklappern und Heulen, daß zwei Menschen wie ich den ganzen Bau der sittlichen Welt zu Grunde richten würden. Die mißhandelte Ordnung bedarf eines Opfers, das ihre unverletzbare Majestät vor der ganzen Menschheit entfaltet. Dieses Opfer bin ich selbst; ich selbst muß für sie des Todes sterben." Er weiht Amalie, seine Geliebte, die ihm immer und trotz der boshaften Künste des Franz treu geblieben, dem Tode und liefert sich selbst der strafenden Gerechtigkeit aus, um die beleidigten Gesetze zu versöhnen und die verletzte Ordnung wieder herzustellen.

Während Karl ein von Haus aus edler Charakter ist, der nur durch die Bosheit der Menschen zum Verbrechen geführt wird und dadurch in Schuld verfällt, daß er in eigenmächtiger Weise durch gesetzwidrige Mittel das Böse zu vertilgen strebt, ist Franz mit Wissen und Willen böse, ein vollendeter Heuchler und Schurke, ohne alle Liebe und ohne jegliche Pietät. Aber auch ihn ereilt die rächende Nemesis; im Angesicht des Todes wird sein Gewissen wach, doch nicht Reue, sondern Verzweiflung ergreift ihn und zuletzt erdrosselt er sich mit der goldenen Hutschnur. So feiert am Schlusse des Stückes das Gesetz der sittlichen Weltordnung einen Triumph.

Trotz der äußerst lebhaften Handlung und trotz einer Fülle wahrer Empfindung hat das Drama seine Mängel, die Schiller später selbst am

besten erkannt und in seiner Kritik der Räuber offen bekannt hat: „Unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal — sagte er in der Rheinischen Thalia — mußte mein Pinsel notwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück nicht in der Welt vorhanden war. Wenn von den unzähligen Klagschriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir nur einer begegnete." Aber gerade das Ungeheure, das Exzentrische gefiel der Zeit, und schon bei der ersten Aufführung in Mannheim (13. Januar 1782), die der Intendant der dortigen Nationalbühne Freiherr von Dalberg (später badenscher Minister, † 1806) ins Werk setzte, fand es ungeheuren Beifall und erregte ungewöhnliches Aufsehen.

Der Herzog Karl Eugen freilich war nichts weniger als damit zufrieden und verbot dem Dichter aufs strengste, etwas anderes als Medizinisches drucken zu lassen. Ja, als Schiller ohne Urlaub nach Mannheim reiste, um einer Aufführung seiner Räuber beizuwohnen, erhielt er vom Herzog dafür Arrest. Da der Herzog jenes Verbot, irgend etwas Poetisches zu schreiben, nicht zurücknahm, und der Dichter bereits an einem neuen Stück arbeitete, so opferte er der Poesie sein Amt, Familie und Vaterland. Er gab seine Stellung als Regimentschirurgus auf und floh den 22. Sept. 1782 mit seinem Freunde, dem Musikus Andreas Streicher († 1833 in Wien), zunächst nach Mannheim. Hier hoffte er vom Freihern von Dalberg, der mit dem württembergischen Hofe in naher Beziehung stand, auf eine gütliche Ausgleichung des Zerwürfnisses mit dem Herzog, sowie auf Unterstützung. Da er aber von demselben in Stich gelassen und in seinem Vertrauen getäuscht wurde, begab er sich nach dem benachbarten Oggersheim, und als er sich auch hier vor den Verfolgungen des Herzogs nicht sicher glaubte, folgte er einer Einladung der Frau von Wolzogen, die ihm auf ihrem Landgute Bauerbach unweit Meiningen eine freundliche Zufluchtsstätte bot, wo der Dichter in tiefster Einsamkeit lebte. Einen Freund gewann er hier in dem Bibliothekar Reinwald aus Meiningen, der sich später mit des Dichters Schwester vermählte [1]). Unterdessen hatte Schiller ein zweites Drama vollendet **„Die Verschwörung des Fiesko von Genua,** republikanisches Trauerspiel", das 1783 erschien und gleichfalls der Sturm- und Drangperiode angehört. Während in den Räubern eine verdorbene Welt mit roher Gewalt zertrümmert werden soll, will Fiesko die alte Staatsform mit List und Klugheit stürzen. Der Schauplatz des Dramas ist das republikanische Genua, das, unter dem alten Andreas Doria mächtig und blühend geworden, unter dem Neffen desselben, dem frechen Wüstling Gianettino, in Gefahr ist, seine alte Freiheit und seine republikanische Verfassung zu verlieren. Eine dumpfe Gährung herrscht deshalb unter den Patrioten, und Fiesko, Graf von Lavagna, benutzt diese Unzufriedenheit, um eine Verschwörung einzuleiten, welche die Dorias stürzen und Genua freimachen soll. Allein die Macht, die er erlangt, weckt in seiner Seele den Ehrgeiz und die Herrschsucht. Anstatt die reine republikanische Verfassung wieder herzustellen, strebt er darnach, sich die Herzogskrone aufs Haupt zu

---

[1]) Schillers Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald, herausgeg. von K. Goedeke 1875.

setzen. Seine Gemahlin Leonore, die als der gute Engel ihm zur Seite steht, warnt den vom Ehrgeiz Verblendeten, desgleichen beschwört ihn Verrina, der strengste Republikaner unter den Mitverschworenen; beide vergeblich. So eilt er in sein Verderben. Schon meint er seines Sieges gewiß zu sein, da wird er von dem starren Republikaner Verrina gestürzt. So ist das Drama nach Schillers eigenen Worten „ein großes Gemälde des wirkenden und gestürzten Ehrgeizes“. Während in den Räubern eine wilde, ungebändigte Phantasie herrscht, sucht Schiller im Fiesko schon mehr feste historische Gestalten zu zeichnen; und er begann damit schon jetzt den Weg zu betreten, auf welchem er später das Höchste auf dem dramatischen Gebiete erreicht hat. Da freilich der Dichter in der Schule des politischen Lebens noch wenig Erfahrungen gemacht hatte, so tragen die Charaktere teilweise etwas Unwahres und Unfertiges an sich, auch besitzt das Stück nicht die Wahrheit und Wärme der Empfindung, wie die Räuber; daher fand es auch auf dem Theater nicht dieselbe enthusiastische Aufnahme.

Auf dieses „republikanische Trauerspiel“ folgte **„Kabale und Liebe“** (ursprünglich hieß es „Luise Millerin“), ein bürgerliches Trauerspiel, das 1784 erschien. Bereits in Stuttgart hatte Schiller den Plan zu diesem Stücke entworfen (während seines 14tägigen Arrestes), in Oggersheim hatte er in der ärmlichen Wirtsstube daran gearbeitet, in Bauerbach wurde es vollendet. Es ist das dritte Produkt aus der Sturm- und Drangperiode unseres Dichters; es ist auch dieses Stück hervorgegangen aus dem Unmut darüber, daß das Hohe und Edle in dieser verdorbenen Welt dem Gemeinen und Schlechten unterliegt. In Kabale und Liebe wird namentlich die Verworfenheit des mit allen Lastern befleckten Hoflebens in grellen Kontrast gestellt zu dem zwar wenig gebildeten, aber tugendhaften Bürgerstande, der von der despotischen Willkür mit Füßen getreten wird. Wenn der Dichter ein zerrüttetes Hofleben und ein zu Grunde gerichtetes kleines Land schildert, dessen Fürst die Söhne seines Volks als Soldaten nach Amerika verkauft, um einen Schmuck für seine Geliebte zu bezahlen, so waren Beziehungen auf den Herzog Karl Eugen von Württemberg und die Gräfin von Hohenheim nicht zu verkennen. In solchen Verhältnissen, wo vom Bürgerstande nur als von der „Bürgerkanaille“ gesprochen wurde, galt die Verbindung eines Edelmanns mit einer Bürgerlichen als durchaus entehrend. Ueber diese verdorbene Umgebung erhebt sich Ferdinand, als Sohn des allmächtigen Präsidenten von Walter. Zwar hat ihn der Vater für Lady Milford, die verlassene Geliebte des Fürsten, bestimmt, allein der Sohn, der sich über die herkömmlichen Standes- und Rangunterschiede hinwegsetzt, widersetzt sich dem Willen des Vaters und schenkt sein Herz der Tochter des Stadtmusikanten, Luise Miller. Der Präsident bietet alles auf, um diese Verbindung zu lösen; zu diesem Zwecke läßt er Luisens Vater gefangen nehmen; Luise selbst aber wird, um ihren Vater zu befreien, vom Sekretär des Präsidenten, Wurm, dahin vermocht, einen Brief zu schreiben, den ihr dieser diktiert, und zwar einen Liebesbrief an den Hofmarschall von Kalb. Die Bosheit erreicht ihr Ziel. Ferdinand, dem dieser Brief geschickt in die Hände gespielt wird, mag nicht länger leben, da sein Glaube an die Treue der Geliebten so grausam zerstört wird, er giebt ihr und sich selbst den Tod. Sterbend giebt ihm Luise den vollen Aufschluß. Die Schuldigen verfallen dem Gericht. — Das Stück enthält, wie alle Produkte der Sturm- und

Drangperiode, mancherlei Uebertreibungen und Unnatürlichkeiten, sowie ein überschwengliches Pathos. Dennoch begegnen wir in] diesem Drama einzelnen Gestalten, in denen der Dichter die ideale Traumwelt verläßt und in das wirkliche Leben der Gegenwart greift, das er nun schon aus eigner Anschauung kannte. So ist Luise der erste weibliche Charakter, der dem Dichter geglückt ist. Der gelungenste Charakter aber des ganzen Stückes ist der alte Musikus Miller, ein braver, gerader und schlichter Mann, der es verschmäht, vor den Mächtigen und Einflußreichen zu kriechen, und der mit seiner Familie rechtlos zu Grunde gerichtet wird. Bei seiner Aufführung übte das Drama eine unwiderstehlich hinreißende Gewalt und blieb neben den Räubern lange Zeit eines der beliebtesten Bühnenstücke.

Hand in Hand mit diesen Dramen gehen die lyrischen Gedichte der stürmenden Jugendperiode, die in der von Schiller herausgegebenen **Anthologie** erschienen. Sie tragen den Charakter der Sturm- und Drangperiode, sind vielfach formlos, voll Ueberschwenglichkeit und Leidenschaftlichkeit und ungestümen Freiheitsdranges. Zu den vorzüglichsten darunter gehören: „Die Größe der Welt", „Graf Eberhard der Greiner", besonders aber „Die Schlacht", die voll dramatischen Lebens ist[1]).

Das Drama „Kabale und Liebe", welches Schiller an die Mannheimer Bühne eingesendet, hatte inzwischen Veranlassung geboten, daß der Dichter 1783 von Dalberg nach Mannheim zurückberufen und als Theaterdichter angestellt worden war. Hier gründete er eine hauptsächlich dem Theater gewidmete Zeitschrift, die rheinische, später die neue Thalia genannt, die er mit einer Abhandlung eröffnete unter dem Titel: „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet". Hier in Mannheim, wo am 11. Januar 1784 Fiesko und am 15. April Kabale und Liebe auf die Bühne gebracht wurden, arbeitete Schiller fortwährend an einem neuen Drama, das er bereits in Bauerbach, nachdem er lange zwischen andern Stoffen geschwankt, auf Dalbergs Rat begonnen hatte, am **Don Carlos.** Die ersten Anfänge dieses Dramas erschienen in der rheinischen Thalia, und den ersten Akt las der Dichter in Darmstadt dem dort anwesenden Herzog vou Weimar, Karl August vor, der ihm den Titel eines sachsen-weimarischen Rats verlieh. Der Aufenthalt in Mannheim wurde Schiller bald verleidet, und seine äußere Lage wurde immer bedrängter, zumal er den Kontrakt, bis Ablauf des Jahres ein neues Theaterstück zu schreiben, nicht halten konnte. In dieser Zeit der Not kam ihm eine Einladung nach Leipzig sehr erwünscht. Dieselbe ging namentlich von Körner (Privatdocent in Leipzig, dann Konsistorialrat und Appellationsrat in Dresden, zuletzt geh. Regierungsrat in preußischen Diensten, † 1831, dem Vater des Dichters Theodor Körner) aus, welcher Schiller in der edelsten Weise aller Sorge entriß, fortan als treuer Freund ihm zur Seite stand und durch sein besonnenes Urteil den Dichter vielfach gefördert hat[2]).

---

[1]) Schillers Gedichte erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt von H. Viehoff. 5. Aufl., 1876. 3 Bde.; und H. Düntzer. 3 Teile in 2 Bänden. 2. Aufl., 1877.

[2]) Schillers Briefwechsel mit Körner von 1784—1805. 2. Aufl., herausgegeben von K. Goedeke 1874. — H. Marggraff, Schillers und Körners Freundschaftsbund (als Einleitung zur zweiten Ausgabe des erwähnten Briefwechsels) 1859.

§ 56. Zeit der wissenschaftlichen Thätigkeit 1785–1794.

Jener Einladung folgend verließ Schiller im April 1785 Mannheim und ließ sich nach einem kurzen Aufenthalte in Leipzig in dem benachbarten Dörfchen Gohlis nieder, wo er unter anderem „Das Lied an die Freude“ dichtete. Im Sommer 1785 folgte er seinem Freunde nach Dresden und verlebte im Hause desselben, wo er als Glied der Familie betrachtet wurde und aller äußeren Sorge enthoben war, glückliche Tage. Körner besaß in der Nähe von Dresden in dem Dorfe Loschwitz an der Elbe einen Weinberg, und in dem Gartenhaus desselben vollendete Schiller seinen **Don Carlos** 1787. Don Carlos legt Zeugnis ab von der Läuterung des Schillerschen Geistes und zugleich von seinem Streben nach poetischer Formvollendung. Der Dichter hat die Sturm- und Drangperiode mit ihrer aufbrausenden Kraft und ihrem rücksichtslosen Vernichtungseifer überwunden. An Stelle der leidenschaftlichen Stimmung ist eine ruhige Reflexion und eine reine Schwärmerei für das Ideale getreten. Während die drei ersten Dramen unsers Dichters einen mehr negierenden, polemischen Charakter tragen, trägt das vierte einen positiven; während er dort bestehende Verhältnisse niederzureißen sucht, will er hier etwas Neues an deren Stelle setzen. Nicht mit roher Gewalt, nicht auf dem Wege der Revolution, sondern mit dem Lichte der Wahrheit und dem Schwerte des freien Wortes soll die Welt umgestaltet werden. Schiller hat im Don Carlos seine kosmopolitischen, weltbeglückenden Ideeen, sein Ideal von einem freien Staate, gleichsam sein politisches Glaubensbekenntnis, niedergelegt. Der Gang des Stückes ist mit wenigen Worten folgender: Don Carlos liebt die Gemahlin seines Vaters, die ursprünglich für ihn bestimmt gewesen. Davon erhält der König Kunde durch die Prinzessin Eboli, welche den Prinzen liebt, der ihr aber seine Liebe zur Königin offen gesteht. Die Verschmähte erbricht die Schatulle der Königin und teilt dem König das Geheimnis mit. Der Freund des Don Carlos, Marquis Posa, opfert sich für denselben, um ihn zu retten. Durch einen erdichteten und in des Königs Hände gespielten Brief lenkt er den Verdacht Philipps II., dessen höchste Gunst er durch seinen Freimut gewonnen, auf sich, als wäre er der Liebhaber der Königin; er wird erschossen. Carlos, dessen Plan zu fliehen und die flandrischen Provinzen aufzuwiegeln und von Spanien loszureißen, verraten ist, wird verhaftet, um gleichfalls den Tod zu erleiden. — Freilich ist in diesem Drama, das einen Wendepunkt in dem künstlerischen Leben Schillers bezeichnet, die dramatische Einheit nicht streng genug gewahrt, und es lassen sich die Spuren zweier Pläne, die der Dichter nach einander hatte, noch deutlich erkennen. Ursprünglich sollte das Ganze nur ein Familiengemälde aus dem Hause Philipps II. sein; im Mittelpunkt dieses Gemäldes steht Don Carlos, der seine Mutter, die früher für ihn bestimmte Braut, Elisabeth von Valois, liebt, die sein Vater sich angeeignet hat und die dieser nun mit Eifersucht und Argwohn betrachtet. Dem Infanten, dessen Herz sich in Unmut verzehrt über das verlorene Glück und in Groll gegen den Vater, der es ihm geraubt, sowie der Königin gegenüber, die der Stimme des Herzens nicht folgen darf, stehen Domingo, des Königs Beichtvater, und der barbarische Herzog von Alba, die in allen Stücken dem König zu Willen sind. Dieser ursprüngliche Plan wurde im Laufe der Zeit umgeändert, und das Familiengemälde, welches eine Schilderung der

durch den Despotismus Philipps II. im eigenen Hause angerichteten Zerrüttungen sein sollte, erhielt eine kosmopolitische Idee. Die Folge davon war, daß Don Carlos mehr und mehr in den Hintergrund, dagegen Marquis Posa mit seinen weltbürgerlichen Freiheitsideeen und seinen Träumen von Völkerbeglückung in den Vordergrund trat. In seinen „Briefen über Don Carlos“ hat Schiller offen gestanden, daß er über der Arbeit ein anderer geworden und für den vierten und fünften Akt ein anderes Herz mitgebracht habe, daß Don Carlos allmählich in seiner Gunst gefallen und sein Anteil am Prinzen nach und nach auf Posa übergegangen sei[1]).

Nach Vollendung des Don Carlos verließ Schiller im Sommer 1787 Dresden und begab sich, um dem Mittelpunkt des litterarischen Lebens näher zu sein, nach Weimar, wo er eine neue Heimat fand. Von Weimar aus besuchte er seine an den Bibliothekar Reinwald verheiratete Schwester in Meiningen, sowie Frau von Wolzogen in Bauerbach. Auf der Rückreise erneuerte er in Rudolstadt die schon früher flüchtig gemachte Bekanntschaft mit Frau von Lengefeld und ihren beiden Töchtern, von denen die jüngere, Charlotte (geb. 1766), später seine Gattin wurde[2]). Um mehr in der Nähe der Lengefeldschen Familie zu leben, nahm er während des Sommers und Herbstes 1788 seinen Aufenthalt in dem dicht bei Rudolstadt gelegenen Volkstädt. In dem Lengefeldschen Hause trafen auch Schiller und Goethe zusammen, ohne sich jedoch näher zu treten. „Sein ganzes Wesen,“ schreibt damals Schiller an Körner über Goethe — „ist schon von Anfang an anders angelegt als das meinige; seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsweisen sind verschieden.“ Auch als Schiller nach Weimar zurückkehrte und in der Nähe Goethes wohnte, wollte sich zunächst ein näheres Verhältnis zwischen beiden Dichtern nicht gestalten. Dagegen stand er mit Herder und Wieland im besten Einvernehmen. Von letzterem angeregt beschäftigte er sich eifrig mit dem klassischen Altertume, und die Frucht dieser Beschäftigungen waren Uebersetzungen der Iphigenie in Aulis von Euripides, einiger Szenen aus den Phönizierinnen von demselben, desgleichen des zweiten und vierten Buchs der Aeneide (nicht in Hexametern, sondern wie Wielands Oberon in freien Stanzen oder Ottaverimen). Früchte dieses Studiums der Alten waren auch die beiden Gedichte „Die Götter Griechenlands“ und „Die Künstler“. Auf Veranlassung des ersten Gedichts schrieb Fr. Leop. von Stolberg seine Abhandlung „Gedanken über Schillers Götter Griechenlands“, worin er das Christentum gegen das Griechentum in Schutz nahm. In seinem Gedichte „Die Künstler“ zeigt Schiller die Bedeutung der Kunst für die Entwickelung des Menschengeschlechts. „Nur durch das Morgenthor des Schönen dringst du in der Erkenntnis Land.“ Die Schönheit ist ihm nur eine Vorstufe der Wahrheit, die Kunst die erste Bildnerin der Menschheit, die Künstler sind die Erzieher derselben. Ihnen ruft er zu: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie! sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben.“ Auch den unvollendeten Roman „der Geisterseher“ schrieb

---

[1]) Schillers Don Carlos. Schulausgaben von Friedrich Rückert, Leipzig (Siegismund und Volkening) und Ferdinand Khull (Graz) Wien (K. Gräser) 1884.

[2]) Karl Fulda (Kassel), Leben Charlottes von Schiller, geb. von Lengefeld, 1878. — Wilhelm Fielitz (Wittenberg), Schiller und Lotte 1788—1805, dritte, den ganzen Briefwechsel umfassende Auflage, 3 Bände, 1879.

er in jener Zeit. Eine größere poetische Produktion entstand jedoch damals nicht, das wissenschaftliche Interesse drängte die dichterische Begeisterung zurück; und zwar war es das Studium der **Geschichte**, dem er sich jetzt vorzugsweise widmete. Die Lektüre des Plutarch hatte diese Neigung zuerst geweckt, das Studium der historischen Quellen zum Fiesko und namentlich zum Don Carlos hatte dann dieses Interesse genährt. Besondere Aufforderung und Veranlassung zu historischen Studien fand Schiller, seitdem er 1789 auf Goethes Verwendung (die nächste Veranlassung bot seine 1788 erschienene Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande) eine außerordentliche Professur der Geschichte an der Universität Jena erhielt. Seine Vorlesungen eröffnete er hier mit der Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?" Als Geschichtsforscher verfaßte Schiller außer einzelnen kleinen historischen Aufsätzen und Abhandlungen auch größere Geschichtswerke. Zu den besten Leistungen der ersten Gattung gehören die Aufsätze über Völkerwanderung, die Kreuzzüge und das Mittelalter, sowie die Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzuges (vortreffliche Entwickelung des Lehnswesens). Die beiden umfangreichsten historischen Werke sind die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande, womit er seine historische Laufbahn begann, und die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs, womit er sie schloß. (Der gelungenste Teil des letzteren Werks ist die Zeit vom Auftreten bis zum Tode Wallensteins.) Ueber seine Bedeutung als Historiker legt Schiller selbst das offene Geständnis ab: „Ich werde immer eine schlechte Quelle für einen künftigen Historiker werden, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden. Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden"[1]. Hiernach konnte und wollte Schiller auf den Ruhm eines gelehrten Geschichtsforschers nicht Anspruch machen. Allein wenn auch andere auf diesem Gebiete, durch umfassenderes Quellenstudium unterstützt, Bedeutenderes und Gründlicheres geleistet haben, so sind doch seine Werke für die Geschichtsschreibung epochemachend gewesen. Sie wurden es sowohl durch die kunstvolle Darstellung und den klassischen Stil, als auch durch den Reichtum an Ideeen, womit er den Zusammenhang der Ereignisse durchdringt. Schillers historischer Standpunkt ist der allgemein menschliche; wie in seinen Dramen, ist er auch in seinen Geschichtswerken begeistert für Menschenfreiheit, Menschenwürde, Menschenrechte, denen er in einer rhetorischen Sprache das Wort redet. In den Charakterschilderungen macht sich, wie in der Darstellung der Begebenheiten und in den eingestreuten Bemerkungen, eine Opposition geltend gegen allen politischen und religiösen Druck. Im Abfall der Niederlande ist es die Begeisterung für bürgerliche Freiheit, im dreißigjährigen Krieg die Begeisterung für Glaubensfreiheit, die ihn leitet. Darum werden Charaktere, wie Admiral Coligny, Wilhelm von Oranien, Gustav Adolf, mit besonderer Vorliebe gezeichnet, mit dem Verschwinden der Hauptcharaktere erlahmt des Verfassers Interesse. Darum blieb der Abfall der vereinigten Niederlande ein Fragment, das mit der Begründung von Albas Herrschaft endigt, und im dreißig-

[1] Johannes Janssen, Schiller als Historiker, 2. Auflage 1879 (Freiburg, Herder).

jährigen Kriege wird nach Gustav Adolfs Tod und Wallensteins Ermordung alles in großer Kürze zusammengedrängt.

Nur kurze Zeit war Schiller, der sich inzwischen (1790) mit Charlotte von Lengefeld vermählt und den Titel eines meiningischen Hofrats erhalten hatte, in seinem neuen Amte thätig, als er schwer erkrankte. Diese länger andauernde Krankheit und die nur allmählich erfolgende Genesung brachten ihn in drückende Not, welcher in edelmütiger Weise der Erbprinz Christian Friedrich von Holstein-Augustenburg und der dänische Minister Graf Schimmelmann durch ein freiwilliges Geschenk (Jahresgehalt von 1000 Thalern auf 3 Jahre) abhalfen [1]). Sobald er sich wieder erholt, wandte er sich von dem Studium der Geschichte dem der **Philosophie** zu [2]). Schon in Dresden hatte ihn Körner auf Kant hingewiesen, allein erst in Jena ward er durch Reinhold in das Studium der Kantischen Philosophie eingeführt. Seiner Natur gemäß faßte er bei seinen philosophischen Studien vor allem den sittlichen und ästhetischen Zweck ins Auge, und nachdem ihn die Geschichte über den äußeren Menschen belehrt hatte, sollte ihn die Philosophie über den innern Menschen aufklären. Wie für Goethe die Reise nach Italien und die Kunststudien ein Mittel geistiger Selbstläuterung waren, so fand Schiller ein solches in der Beschäftigung mit der Philosophie und seinen ästhetischen Untersuchungen. Zunächst wandte er sich dem Teile der Aesthetik zu, der sich mit dem Wesen der Tragödie beschäftigte, und so entstanden nacheinander die philosophisch-ästhetischen Aufsätze über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, über die tragische Kunst, über Anmut und Würde, sowie über das Erhabene. Daran reihten sich seine Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen, worin der Wert des Schönen für das menschliche Leben gezeigt wird [3]). Der bedeutendste unter allen diesen Aufsätzen ist die Schrift über naive und sentimentalische Dichtung, worin Schiller der sentimentalen, d. h. modernen Poesie ihre Berechtigung und Stellung neben der naiven, d. h. antiken, anweist und dadurch seiner Zeit die Gegensätze zwischen der romantischen und klassischen Poesie zum Bewußtsein brachte. Zugleich suchte er seine eigne moderne und ideale Dichtungsweise der antiken Naturdichtung gegenüber, welcher Goethe huldigte, zu rechtfertigen, obwohl er in edler Selbstverleugnung der letzteren den Vorzug gab [4]).

---

[1]) Briefwechsel Schillers mit dem Herzog Chr. Fr. von Holstein-Augustenburg herausgegeben von Max Müller 1875, und Michelsen († 1881 in Schleswig) 1876.

[2]) Kuno Fischer (in Heidelberg), Schiller als Philosoph, 1858. — Karl Tomaschek (Prof. in Wien, † 1878 zu Iglau), Schiller in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft, 1862. — Franz Schnedermann (in Basel), die beiden Hauptperioden in Schillers Ethik mit Rücksicht auf das Verhältnis des Dichters zu Kant, 1878.

[3]) Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen mit erklärenden Anmerkungen, herausgegeben von Arthur Jung (Meseritz) 1875.

[4]) Schiller, über naive und sentimentalische Dichtung, mit Einleitung und Anmerkungen von Joseph Egger und Karl Rieger (Wien) 1885.

§ 57. Von der Verbindung mit Goethe bis zu Schillers Tode 1794—1805.

Im Jahre 1794 kehrte Schiller von der Erholungsreise, welche er im Sommer 1793 nach seiner schwäbischen Heimat unternommen, zurück. In dieser Zeit reifte in ihm der Plan zu einer Monatsschrift „Die Horen", welche sich über alles, „was mit Geschmack und philosophischem Geist behandelt werden kann", verbreiten, „und also sowohl philosophischen Untersuchungen, als poetischen und historischen Darstellungen offen stehen sollte". Nachdem viele Dichter und Gelehrte (unter anderen auch Wilhelm von Humboldt, mit dem Schiller bald in einen innigen Verkehr trat) ihre Teilnahme zugesagt, lag Schiller vor allem daran, Goethe für das Unternehmen zu gewinnen. Eine zu diesem Zwecke an ihn ergangene Einladung wurde von demselben freundlich aufgenommen. Auf diese Weise kamen die beiden größten Dichter unsers Volks in nahe Verbindung mit einander (§ 53).

In Schiller, der von der Wissenschaft, namentlich von der Philosophie, wieder zur Poesie zurückkehrte („Der Dichter ist der einzig wahre Mensch — schrieb er an Goethe — und der beste Philosoph ist nur eine Karrikatur gegen ihn"), regte sich jetzt der Trieb nach dichterischer Produktion so mächtig, daß er neben den Horen (1795—1797), welche meist prosaische Aufsätze enthielten (Schiller veröffentlichte darin u. a. die Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen, die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung u. s. w.), seit 1796 noch einen poetischen Musenalmanach herausgab. In den Horen, namentlich aber im Musenalmanach, erschienen eine Reihe von Gedichten, welche meist einen reflektierenden, philosophischen Charakter tragen, ähnlich wie die bereits erwähnten „Künstler". Die bedeutendsten darunter sind der Spaziergang, Ideal und Leben, das Glück. Der „Spaziergang" (ursprünglich „Elegie" betitelt) enthält einen Ueberblick über die Kulturentwicklung der Menschheit, und zwar schildert der Dichter nacheinander das Leben der Menschen mit der Natur, das Leben in den Städten, die Blüte der Kunst und Wissenschaft, sowie die Zeit des Verfalls, und empfiehlt als einziges Mittel der Rettung die Rückkehr zur Natur. Diese Entwicklung wird an einer Reihe von Landschaftsbildern anschaulich vorgeführt. In dem Gedichte „Ideal und Leben" (früher „das Reich der Schatten" betitelt) stellt der Dichter dem Menschen die Aufgabe, die Angst des Irdischen durch das Ewige zu überwinden, Sinnenglück und Seelenfrieden zu verschmelzen, das Leben durch die Kunst künstlerisch zu gestalten. „Das Glück" entwickelt die christliche Idee, daß das Höchste nicht durch eigne Kraft errungen und erstrebt werden könne, sondern als eine freie Gnadengabe Gottes in Demut empfangen werden müsse. („Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.") In dem Gedicht „Die Würde der Frauen" weist Schiller den Frauen das hohe Amt zu, da, wo im Verein der Menschen Zwietracht herrscht, wo feindliche, gehässige Kräfte sich befehden, mit dem Zepter der Sitte Versöhnung zu stiften. Durch die kühle Aufnahme, welche die Horen gefunden, wurden die Xenien hervorgerufen, in denen beide Dichter eine scharfe Kritik übten über ihre litterarischen Gegner und über die damaligen litterarischen Erscheinungen überhaupt (§ 53).

Auf die Xenien folgten die **Balladen**, von denen Schiller die meisten *im Wetteifer* mit Goethe dichtete. Es entstand damals „Der Handschuh,

eine Erzählung". (Die Quelle ist St. Foix, historische Versuche über Paris; im Original lautet der Schluß: il lui jette le gant au nez. Schiller glaubte der Höflichkeit eine Aenderung schuldig zu sein und schrieb: „und der Ritter sich tief verneigend spricht". Später schloß er sich dem Originale an, „und er wirft den Handschuh ihr ins Gesicht", was auch am besten der augenblicklichen Stimmung des Ritters entspricht). Daran schlossen sich „Der Ring des Polykrates" (Weltanschauung des Herodot vom Neid der Götter); „Ritter Toggenburg" (eine Sage, der wir in verschiedener Gestalt begegnen, z. B. am Rhein, wo sie sich an das Kloster Nonnenwerth und Rolandseck knüpft); „Der Taucher" (Sage von Nikolaus dem Fisch, Taucher des sizilianischen Königs); „Die Kraniche des Ibykus" (der Dichter ist ein Schützling der Götter, die seinen Tod rächen; Chor aus den Eumeniden des Aeschylus); „Der Gang nach dem Eisenhammer" (Gott vermag die Unschuld auf wunderbare Weise zu schützen); „Der Kampf mit dem Drachen" (Sieg menschlicher Geisteskraft und List über ein Ungeheuer und größerer Sieg über sich selbst); „Die Bürgschaft" (die Freundestreue überwindet alle Hindernisse); „Das eleusische Fest" (der Ackerbau die Grundlage aller Kultur). Diese Balladen erschienen mit andern Gedichten in den Musenalmanachen 1798 und 1799, während der von 1800 das „Lied von der Glocke" brachte, worin die reflektierende und betrachtende Dichtungsart Schillers ihren vollendetsten Ausdruck fand. An die verschiedenen Stadien des Glockengusses knüpft der Dichter Betrachtungen an über die verschiedenen Stufen des bürgerlichen Daseins. Einer späteren Zeit gehören an: „Hero und Leander", „Kassandra", „Der Graf von Habsburg", „Das Siegesfest", „Das Berglied" und „Der Alpenjäger".

Endlich kehrte Schiller zu dem Gebiete zurück, auf welchem er das Vorzüglichste leistete, zum „Drama", und zwar vollendete er 1799 den **„Wallenstein".** Ein mühevolles, eingehendes Studium hatte der Dichter dazu gemacht (er studierte auf das eingehendste die Geschichte des 30jährigen Krieges, treibt astrologische Studien für seinen Seni, liest den Abraham a Santa Clara für seine Kapuzinerpredigt, besucht von Karlsbad aus Eger, um die Lokalitäten zu besichtigen, wo Wallenstein ermordet wurde, betrachtet das österreichische Militär u. s. w.), bis es ihm endlich gelang, den spröden, umfangreichen Stoff zu bewältigen. Während der Bearbeitung wuchs derselbe dermaßen an, daß er sich nicht in das Maß einer gewöhnlichen Tragödie bringen ließ, sondern drei Abteilungen nötig machte, so aber, daß die Einheit der Handlung nicht gefährdet ist. Das Drama wird eingeleitet durch ein Vorspiel **„Wallensteins Lager",** in welchem uns ein treues Bild des Lagerlebens gezeichnet wird, und welches uns die Macht erkennen läßt, die dem großen Feldherrn durch seinen unbedingten Einfluß auf die ihm ergebene Armee zu Gebote steht. Carlyle hat trefflich hervorgehoben, wie jeder Soldat nur der Spiegel seines Regimentschefs ist. Der Dragoner, ein Irländer, der nur des Glückes Stern folgt, ist ein Abbild von Buttler; der erste Kürassier aus dem Pappenheimschen Regiment, der die edle Seite des damaligen Kriegslebens darstellt, für Max Piccolomini; der dem Wallenstein unbedingt ergebene Trompeter für Terzky; der dumme Kroat für Isolani; der treu zum Kaiser haltende Arkebusier für Tiefenbach. Der erste Jäger, der nacheinander den Schweden, den Liguisten, den

Sachsen gedient hat und es nun mit Wallenstein versucht, vertritt die große Masse der Abenteurer und Glücksritter im Wallensteinschen Heere. Der Wachtmeister ist eine Karrikatur Wallensteins selbst und er ahmt diesen in der lächerlichsten Weise nach. („Wie er sich räuspert und wie er spuckt, hat er ihm glücklich abgeguckt.") So verschieden aber auch der Charakter der einzelnen Soldaten ist, alle sind darüber einig, Wallenstein nicht zu verlassen. Ja, als im Lager verlautet, daß der Kaiser damit umgehe, Wallensteins Heer zu trennen und seine Macht zu schwächen, fassen sie den Entschluß, ein Promemoria zu schreiben und dem Feldherrn zu erklären, daß sie zusammenbleiben und sich durch keine Gewalt noch List von ihrem Vater trennen lassen wollen. Die anderen Stände werden repräsentiert durch den Bauer, der falsche Würfel hat, um von den Soldaten das wieder zu gewinnen, was sie ihm genommen haben; durch den Bürger, der seinen Landsmann, einen Rekruten, vergebens bittet, bei dem bürgerlichen Gewerbe und zu Hause zu bleiben; durch den Kapuziner, der den Soldaten eine derbe Strafpredigt hält. Mit einem munteren Reiterliede schließt das einaktige Vorspiel, an das sich der zweite Teil der Trilogie anreiht, **„Die Piccolomini"**, Schauspiel in 5 Akten. Im Besitze eines solchen Heeres, das er sich selbst geschaffen hat, und das von seinem Geiste beseelt ist, fühlt sich Wallenstein als den Mann des Schicksals, der berufen ist, den Knäuel des Krieges zu durchhauen. In seinem Ehrgeize gelüstet es ihn, sich die Krone Böhmens aufs Haupt zu setzen. Dies ist nur dadurch möglich, daß er eine Verbindung mit den Schweden eingeht. Mit der Ausführung dieses Planes zögert er. Zunächst kann er sich noch nicht zum Verrat gegen den Kaiser entschließen, wiewohl dieser Böses gegen ihn im Schilde führt. Sodann haben die Sterne, an die Wallenstein glaubt, den Augenblick des Handelns noch nicht angezeigt. Da unternehmen es Feldmarschall Illo, Wallensteins Vertrauter, und Terzky, Wallensteins Schwager, ihrem Feldherrn das Handeln zu erleichtern. Auf einem untergeschobenen Blatte erschleichen sie die Unterschrift der Generale, wodurch sie sich eidlich verpflichten, dem Wallenstein treu zu bleiben, auch wenn er sich vom Kaiser lossage. Diesen Verrat merkt Octavio Piccolomini, jener falsche, schleichende Italiener, auf den Wallenstein zu seinem Verderben ein unbedingtes, abergläubisches Vertrauen setzt. Er, dem Range nach der nächste nach Wallenstein, hat vom Wiener Hofe den Auftrag erhalten, diesen zu überwachen und zu stürzen. Anstatt ihn zu warnen, hintergeht er seinen Freund aufs schmählichste und sinnt unter der Maske treuer Ergebenheit auf schmählichen Verrat. Ein ganz entgegengesetzter Charakter ist sein Sohn, Max Piccolomini, durch und durch redlich, gerade und offen. Ihm ist eine schwierige Wahl gestellt, es mit seinem Vater zu halten, dessen Falschheit ihm doch so sehr verhaßt ist, oder mit Wallenstein, dessen Tochter Thekla er liebt, den er als das größte Feldherrngenie bewundert, und an dessen Verrat er nicht glauben kann. „Rein muß es bleiben zwischen mir und ihm, und eh' der Tag sich neigt, muß sich's erklären, ob ich den Freund, ob ich den Vater soll entbehren." Mit diesen Worten des Max schließt das Stück. Daran reiht sich **„Wallensteins Tod"**, Trauerspiel in 5 Aufzügen, als dritter Teil. Wallenstein, der anfangs nur mit Gedanken und Entwürfen gespielt, kann bald nicht mehr zurück. („Wär's möglich, könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte? nicht mehr zurück, wie mir's beliebt? ich müßte *die That vollbringen,* weil ich sie gedacht?") Die Fäden, die er hier und

dort geknüpft, und die er allein in der Hand zu haben meinte, werden ihm als ein Netz übers Haupt geworfen. Der schwedische Oberst Wrangel macht ihm klar, daß er keine Wahl mehr hat. Die ehrgeizige Gräfin Terzky treibt ihn zu dem entscheidenden Schritte. So wird die Verbindung mit den Schweden geschlossen, und der Abfall vom Kaiser ist entschieden. Dieser Verrat, zu dem Wallenstein aus Herrschsucht geführt worden, stürzt ihn ins Verderben. Max Piccolomini sucht ihn mit warmen Worten von seinem Vorhaben abzuhalten, allein vergeblich. Nachdem er einen schweren Kampf zwischen Ehre und Liebe gekämpft, trennt er sich mit dem tiefsten Schmerze von Wallenstein, sowie von seiner geliebten Thekla und findet in der Schlacht den gesuchten Tod. Octavio aber, der durch einen geheimen kaiserlichen Befehl zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt worden ist, zieht die Generale, besonders Buttler, einst den treuesten Anhänger Wallensteins, auf seine Seite. Ganze Regimenter verlassen ihren Feldherrn, der sich aus dem Lager zu Pilsen in die Festung Eger zurückzieht, wo er als ein Opfer des Verrats fällt. — Im Wallenstein herrscht das regste Leben bei der größten plastischen Ruhe, die größte geschichtliche Treue bei vollendeter künstlerischer Form. Seine Meisterschaft zeigt aber Schiller vor allem darin, daß er nicht mehr, wie in den früheren Dramen, seine eigenen Gedanken und Gefühle den Charakteren unterlegte, sondern durchaus objektive Gedanken zeichnete. Die Soldateska, die Generale des 30jährigen Krieges, vor allem Wallenstein selbst heben sich ganz aus der Subjektivität des Dichters heraus. In diesem Sinne konnte Goethe sagen: „Schillers Wallenstein ist so groß, daß zum zweitenmale nichts Aehnliches vorhanden ist“ [1]).

Nach Vollendung des Wallenstein 1799 verlegte Schiller, um dem Theater, für das zu schreiben er als seine Hauptaufgabe betrachtete, und seinem Freunde Goethe näher zu sein, seinen Wohnsitz nach Weimar. Hier entwickelte er eine solche dramatische Fruchtbarkeit, daß fast jedes Jahr ein neues Originaldrama erschien. Daneben wurden von ihm ausländische Stücke übersetzt und für die Bühne bearbeitet. Den Anfang machte er mit Shakespeares Macbeth; daran reihte sich Gozzis Turandot, die er in metrische Formen übertrug; desgleichen übersetzte er zwei Lustspiele von Picard, der Neffe als Onkel und der Parasit, sowie Racines Phädra.

Die erste große Tragödie, die Schiller im Jahre 1800 in Weimar vollendete, war **„Maria Stuart“.** Für diesen Gegenstand dienten ihm als Geschichtsquellen Robertsons Geschichte von Schottland und Humes history of England. Maria Stuart war geboren 1542. In demselben Jahre starb ihr Vater Jakob V., und während ihre Mutter die Regentschaft führte, wurde Maria in Frankreich erzogen und mit dem Dauphin, nachherigen Könige Franz II., vermählt. Nach dem Tode ihrer Mutter und ihres Gemahls († 1560) kehrte sie in ihr Vaterland zurück, um die Regierung selbst zu übernehmen (1561). Hier heiratete sie ihren Vetter Darnley, der sie aber auf das roheste behandelte und durch die Ermordung ihres

---

[1]) Schillers Wallenstein, erklärt von Rönnefahrt 1855, Heinrich Düntzer 1860, J. W. Schäfer 1873, A. Funke 1886. — Wilhelm Fielitz, Studien zu Schillers Dramen (Wallenstein, M. Stuart, Jungfrau v. O.) 1876. — Karl Gude, Erläuterungen deutscher Dichtungen, Band 3, 1 ff. (6. Aufl., Leipzig 1881.) — Christian Semler, Wallensteins Lager (eine Festrede) Leipzig (Wartig) 1879.

vertrauten Geheimschreibers Rizzio aufs tiefste kränkte. Seit dieser Zeit unterdrückte der Durst nach Rache jedes edlere Gefühl. Als daher König Darnley 1567 mit dem Landhause, in welchem er krank lag, in die Luft gesprengt wurde, traf Maria der Verdacht, um diese Verschwörung gegen das Leben ihres Gemahls gewußt zu haben. Dieser Verdacht steigerte sich, als sie den von dem Volke als Darnleys Mörder bezeichneten Grafen Bothwell heiratete. Bei einem Aufstande des protestantisch gesinnten Adels wurde sie gefangengenommen und gezwungen, der Krone zu entsagen, und zwar zu Gunsten ihres Sohnes, der als Jakob VI. 1567—1603 in Schottland, als Jakob I. 1603—1625 über ganz England (Großbritannien und Irland) regierte. Zwar gelang es ihr, aus dem Gefängnisse (auf Schloß Lochleven) zu entkommen, aber es blieb ihr kein anderer Ausweg, als nach England zu entfliehen, wo sie bei der Königin Elisabeth Schutz zu finden hoffte. Anfangs mit verstellter Gastfreundschaft aufgenommen, wurde sie bald wie eine Gefangene behandelt, von einem Orte zum andern geschleppt und endlich 1586 nach Schloß Fotheringhay gebracht. Hier setzt Schillers Drama ein. Doch kam es dem Dichter nicht sowohl darauf an, ein objektiv-historisches Stück zu liefern und weltgeschichtliche Ideeen zur Anschauung zu bringen, als vielmehr die gemütvolle Seite hervorzuheben, die Regungen und Affekte des menschlichen Herzens an den Hauptpersonen vorzuführen. Hülfesuchend ist Maria nach England gekommen, aber Elisabeth läßt sich die günstige Gelegenheit, die sich ihr darbietet, nicht entgehen, ihre Todfeindin, die Prätendentin des englischen Thrones und die Stütze der katholischen Partei, zu vernichten. Es wird gegen Maria die Anklage eröffnet, daß sie nach dem englischen Thron gestrebt. Ein Gerichtshof englischer Lords verurteilte sie, die nur von souveränen Fürsten hätte gerichtet werden dürfen, zum Tode, und zwar auf die falsche Aussage ihrer Schreiber Kurl und Nau, die ihr nicht gegenübergestellt werden, wie es gleichfalls die Gerechtigkeit verlangte. Elisabeth zögert noch, das Todesurteil zu unterzeichnen, so sehr sie auch Burleigh, der Großschatzmeister, dazu drängt. Dieses Schwanken benützen Graf Leicester und Mortimer, Maria zu retten. Der erste will die beiden Königinnen versöhnen und bringt deshalb eine Zusammenkunft zwischen ihnen zustande, der letztere will sie heimlich befreien. Beide Pläne mißlingen. Ja gerade jene Begegnung der beiden Königinnen im Park zu Fotheringhay bildet den Höhepunkt des ganzen Dramas. Die unglückliche, tiefgebeugte Maria thut den äußersten Schritt der Selbstüberwindung, fällt vor Elisabeth nieder und bittet die kalte Gegnerin um Gnade; allein der schneidende Hohn derselben verletzt ihr sittliches Gefühl aufs tiefste, sie erhebt sich im Gefühl ihrer Würde zu einer staunenswerten Höhe der Leidenschaft und entlarvt die gleißende Heuchlerin. Die weibliche Eitelkeit der Elisabeth hat eine tödliche Wunde empfangen; Maria konnte nicht länger leben. Ein angeblicher Mordversuch dient zum Deckmantel, unter dem sich das Gefühl der Rache für die Beleidigung verbirgt. Elisabeth unterschreibt das Todesurteil, das Burleigh schnell vollstrecken läßt (1587). — Während der Charakter der Elisabeth als einer kalten, herzlosen Heuchlerin mit Abscheu erfüllt, nimmt Maria Stuart gleich von vornherein unsern innigsten Anteil in Anspruch. Sie erscheint als ein höchst liebenswürdiges Weib, das zwar im Jugendleichtsinn schwer gefehlt, aber diese Verirrungen ihres Herzens *aufs bitterste bereut* und dieselben durch ein unverdientes hartes Los büßt.

Indem sie Gott ihre Sünden beichtet, findet sie den rechten Seelenfrieden und scheidet versöhnt aus dem Leben. Ein verächtlicher Charakter ist Lord Leicester, der um die Gunst zweier Königinnen buhlt, beiden eine Zeit lang schmeichelt, und endlich die eine, deren Stern untergeht, schnöde verläßt. Talbot, Graf von Shrewsbury, sieht in der Verurteilung der Maria nur einen Justizmord und kann einen solchen dem angeblichen Wohle des Staates zuliebe nicht auf sein Gewissen laden, während Burleigh, der für das Leben der ihm teuren Königin und für Englands Thron Gefahr fürchtet, in herzloser Politik den Tod der Maria fordert. Mortimer ist ein jugendlicher Schwärmer, durch dessen Mund Schiller den bestrickenden sinnlichen Zauber der katholischen Kirche schildert; er ist von glühender Leidenschaft zur Maria erfüllt und hat sich von der Kirche zum Befreier derselben weihen lassen; allein sein Plan mißlingt und bereitet im selbst den Untergang[1]).

Auf Maria Stuart folgte 1801 die **„Jungfrau von Orleans“**[2]). Schiller nannte das Stück eine romantische Tragödie, weil er sich darin an den religiösen Wunderglauben des Mittelalters anschließt. Das Romantische zeigt sich vor allem an dem Hauptcharakter des Stückes selbst. Die Jungfrau von Orleans ist ein weicher, zarter, gefühlvoller Charakter. Einsamkeit und Hang zur Schwärmerei führten sie zum Verkehre mit der Geisterwelt; vor allem hat sie Erscheinungen der Mutter Gottes. Von ihr empfängt sie die Aufgabe, das bedrängte Vaterland zu retten und ihren König zu befreien. Aber um diese Mission durchzuführen, muß sie der Welt und jeder irdischen Liebe entsagen. („Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust.“ — „Eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden.“) Vor allem aber darf sie keinen Feind schonen. („Mit dem Schwerte sollst du alles Lebende töten, das der Schlachtengott dir entgegenschickt.“) Sie hält sich für stark genug, ihr Herz gegen jede Einwirkung der Welt zu verschließen und der himmlischen Berufung treu zu bleiben. So opfert sie alles irdische Glück, indem sie die Hand ihres Freiers Raimond zurückweist zum großen Schmerz ihres Vaters Thibaut, und nimmt einen wehmütigen Abschied von der heimatlichen Flur. Wie ein Würgengel schreitet die patriotische Jungfrau, die Botin des Himmels,

---

[1]) Schillers Maria Stuart, für den Schulgebrauch erläutert von Heinrich Heskamp (Mainz) Paderborn (Schöningh) 1884 und Emerich Müller (Prag), Wien 1885.

[2]) Die Jeanne d'Arc der Geschichte wurde 1410 im Dorfe Dom Remy bei Vaucouleurs in der Champagne geboren als die Tochter wohlhabender Landleute. Damals führte England schon seit langen Jahren Krieg mit Frankreich. Der englische König Heinrich V. (1413—1422) erfocht den glänzenden Sieg bei Azincourt 1415 über den geistesschwachen Karl VI. (1380—1422), eroberte die Normandie und fast alles Land nördlich der Loire, so daß sein Nachfolger Heinrich VI. (1422—1461) im größten Teile des nördlichen Frankreichs als König anerkannt wurde. Der rechtmäßige französische König Karl VII. (1422—1461) wurde durch die siegreichen Waffen der Engländer, auf deren Seite auch Karls eigene Mutter Isabeau und der Herzog von Burgund stand, über die Loire zurückgedrängt und die von den Engländern belagerte Stadt Orleans ist der Uebergabe nahe. Da ist es die wunderbare Erscheinung der Jungfrau von Orleans, welche die Franzosen wieder ermutigt und die Engländer zur Aufhebung der Belagerung zwingt 1429. Wie sie versprochen, führte sie ihren König Karl VII. durch feindliches Gebiet zur Krönung nach Reims, fiel aber bald darauf bei einem Ausfalle aus der Stadt Compiegne den Feinden in die Hände. Nach einem schändlichen Prozesse wurde sie 1431 zu Rouen als Ketzerin verbrannt, 1453 aber für unschuldig erklärt. — Schiller erlaubte sich in seinem Drama mancherlei Abweichungen von der Geschichte, namentlich konnte er den historischen Ausgang der Heldin für seine Tragödie nicht brauchen.

durch das Schlachtfeld. Keine Liebe, kein Erbarmen regt sich in der zarten jungfräulichen Seele: im wilden Toben der Schlacht schweigt völlig die Stimme des weiblichen Gefühls. Ohne zu schwanken weist sie die Hand der beiden tapfersten Feldherren, die um sie werben, des Dunois und Lahire, zurück. Erst als der zarte Waliserjüngling Montgomery ihr naht und sie um Gnade fleht, bleibt sie einen Augenblick zögernd stehen; aber sie läßt sich nicht erweichen: Montgomery fällt von ihrer Hand. Auch von dem Trugbilde der Hölle, dem schwarzen Ritter, der sie auf ihrer Siegesbahn zu hemmen sucht, läßt sie ihre Sinne nicht berücken; zuversichtlich entgegnet sie ihm: „ich führ' es aus, ich löse mein Gelübde." Da naht ihr Lionel, der edelste der englischen Heerführer, sie besiegt ihn, aber als sie ihm ins Angesicht schaut, kann sie den Todesstreich nicht führen: es erwacht in ihrem Herzen die Liebe zum Feinde ihres Vaterlandes. Johanna unterliegt in dem Kampfe zwischen irdischer Liebe und göttlichem Berufe; mit tiefem Schmerze erkennt sie ihre Schuld. „Was hab' ich gethan? gebrochen hab' ich mein Gelübde!" ruft sie in tiefem Schmerz aus. Es folgt die Zeit der Buße. Im Gefühl der Schuld schweigt sie auf die härtesten Beschuldigungen des Vaters, indem sie denkt: „weil es vom Vater kommt, so kommt's von Gott!" Als Zauberin des Landes verwiesen, irrt sie verlassen umher, bis sie endlich in die Gewalt ihrer Feinde kommt, denen das Kriegsglück sich wieder zuneigt. Doch die Zeit der Buße ist nun vorüber; durch die bittere Reue und durch ihr hartes Geschick hat sie ihre Schuld gesühnt. Im Gebet erhält sie die alte Kraft zurück und bricht ihre Fesseln; zum letztenmale führt sie die Ihrigen zum Siege und stirbt für ihr Volk. Indem sich ihr Geist der irdischen Hülle mit den Worten entwindet: „kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude," wird sie durch den Tod verklärt [1]).

Nachdem Schiller zwischen mehreren dramatischen Entwürfen, zu denen auch die Malteser gehörten [2]), geschwankt, brachte das Jahr 1803 ein neues Drama, **„Die Braut von Messina"** oder **„Die feindlichen Brüder,** Trauerspiel mit Chören." Die Fabel des Stücks ist kurz folgende: Auf dem Hause des Fürsten von Messina ruht ein schwerer Fluch, den einst ein Ahnherr über seine Nachkommenschaft ausgesprochen. Die Erfüllung dieses Fluchs kündigt sich bereits in Träumen an. Der Fürst erblickt in einem Traumgesichte zwei Lorbeerbäume, und zwischen ihnen eine Lilie, die plötzlich in eine Flamme sich verwandelte und alles um sich her verschlang. Ein sternkundiger Araber deutet dieses seltsame Gesicht dahin, daß dem Fürsten werde eine Tochter geboren werden, die seine beiden Söhne und mit ihnen den ganzen Stamm zu Grunde richten solle. Durch solche Deutung erschreckt, gab dieser den Befehl, die bald darauf geborne Tochter zu töten. Allein die Fürstin hat zu gleicher Zeit im Traume ein anderes Gesicht gehabt. Ein wunderschönes Kind spielte im Grase; da kam ein Löwe aus dem Walde, der seine frisch erjagte Beute in den Schoß des Kindes fallen ließ, dasselbe that ein Adler, der aus den Lüften sich herab-

[1]) Schillers Jungfrau von Orleans, erläutert von Heinrich Düntzer, zuletzt von Eduard Kuenen (Mühlheim a. Rh.), 1878. K. Gude, Erläuterungen, Band 3, 54 ff. (6. Aufl. Leipzig 1881.) Schulausgabe von Hans Kny (Wien) 1884.

[2]) In geschickter Weise hat den Stoff mit teilweise freier Benutzung des Schillerschen Entwurfes bearbeitet Heinrich Bulthaupt in seiner Tragödie Die Malteser, Frankfurt *a. M. (Koenitzer) 1884.*

schwang; Adler und Löwe legten sich fromm gepaart zu den Füßen des Kindes nieder. Ein Mönch, bei dem die Fürstin schon oft Rat und Trost gefunden, hatte ihr die Deutung gegeben, daß die Tochter, von der sie genesen werde, der Söhne streitende Gemüter in heißer Liebesglut vereinen solle. Dieser scheinbar guten Deutung vertrauend, rettet die Fürstin die geliebte Tochter und läßt dieselbe heimlich in einem Kloster der heiligen Cäcilie auferziehen. Eine Reihe von Jahren lebte sie in dieser Freistatt verborgen, und sie bleibt auch noch hier, nachdem der Fürst gestorben. Inzwischen sind auch die beiden Söhne der Fürstin herangewachsen und mit ihnen ein unglückseliger Bruderhaß. Solange der Vater lebte, hatte derselbe diese Feindschaft mit starkem Arm niedergehalten. Nach seinem Tode aber bricht dieselbe in hellen Flammen aus, und ein Bruderkrieg droht das Land zu Grunde zu richten. Doch den Bitten der Mutter gelingt es, beide Söhne zu einer Zusammenkunft im väterlichen Schlosse zu Messina und zur Versöhnung zu bewegen. An diesem Freudentage kann die Mutter ihr Geheimnis nicht länger zurückhalten, und sie entdeckt den Söhnen, daß ihnen eine Schwester lebe, die sie bald kennen lernen sollen. Die Brüder gestehen ihrerseits, daß ihr Herz gewählt und jeder im Laufe des Tages seine Braut in die Arme der hochbeglückten Mutter führen werde. Es sollte freilich ganz anders kommen und der Freudentag in einen Trauertag verwandelt werden. Beide Brüder liebten ihre eigene Schwester. Don Manuel hatte, als er einst eine Hindin auf der Jagd bis in den Klostergarten verfolgt, Beatrice erblickt und war seitdem durch die innigste Liebe mit ihr verbunden. Der andere Bruder, Don Cesar, hatte sie bei der Leichenfeier des Vaters in der Schloßkirche gesehen; auch sein Herz war in heißer Liebe zu ihr entbrannt, und er zweifelte nicht an ihrer Gegenliebe. In der Nacht vor der Zusammenkunft der beiden Brüder hatte Manuel seine Geliebte aus dem Kloster entführt und sie in einen einsamen Garten bringen lassen; sobald er sich mit seinem Bruder versöhnt, eilte er dahin, um sie als Fürstin in das Schloß seiner Väter einzuführen. Don Cesar, der durch einen ausgesandten Späher das Versteck der Verschwundenen erfahren, findet Beatrice in den Armen des Manuel, und in blinder Eifersucht ersticht er den Bruder, weil er sich von ihm betrogen wähnt. Auf seinen Befehl wird Beatrice zur Mutter gebracht, und hier enthüllt sich alles in gräßlicher Weise. Don Cesar kann nicht länger leben und, um die schwere Schuld des Brudermordes zu büßen und den Fluch des Hauses zu lösen, tötet er sich selbst. So hat sich jener Traum in schrecklicher Weise erfüllt. — Während sich Schiller in der Jungfrau von Orleans zum Romantischen hinneigt, hält er sich in der Braut von Messina ganz an antike Motive, weil er so die reinste Form für die Tragödie zu gewinnen meinte. Antik ist vor allem die dem Stück zu Grunde liegende Schicksalsidee, daß die Schuld des Ahnherrn ein ganzes Geschlecht mit sich ins Verderben reißt. Das Schicksal erscheint nicht im Zusammenhange mit dem Charakter und Willen des Menschen, sondern es lauert tückisch im Hintergrunde und zieht den Menschen in den Abgrund. Dem Unglücklichen wird sein Schicksal angedeutet, ohne daß er ihm zu entfliehen vermag. Durch Vorsicht glaubt er das drohende Geschick abwenden zu können, aber gerade diese Vorkehrungen sind es, die ihn um so sicherer dem Verderben entgegentreiben: „denn noch niemand entfloh dem verhängten Geschick, und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden, der muß es selber erbauend vollenden.“ So

erfüllen in der Braut von Messina alle nur ein angestammtes Verhängnis, sühnen durch ihren Untergang nur den alten Fluch, der unabwendbar auf dem Hause lastet. — Einen antiken Charakter sucht ferner Schiller unserer Tragödie durch Einfürung des Chors zu verleihen. Hier erlaubte er sich freilich eine wesentliche Abweichung vom Drama der Griechen. Während in der antiken Tragödie der Chor zumeist das idealisierte Publikum, das unbefangene Urteil der Zuschauer, die Stimme der allgemeinen Vernunft repräsentiert, wird der Chor bei Schiller aus dem Gefolge der beiden feindlichen Brüder gebildet, ist also selbst Partei. — Während die einzelnen Charaktere nicht konkret und individuell gezeichnet, sondern nur skizziert sind, entfaltet das Drama den vollsten Glanz und die ganze Pracht der dichterischen Sprache. Namentlich haben die Chorgesänge einen sehr lyrischen Schwung und verleihen der Tragödie einen idealen Charakter[1]).

Seine dramatische Laufbahn beschloß Schiller im Jahre 1804 mit dem **„Wilhelm Tell“**, worin er wieder zu der objectiv-historischen Gattung des Dramas zurückkehrte. Er stellt darin in geläuterter und verklärter Weise dieselbe Idee der Freiheit dar, für die er schon in seinen Jugenddramen gekämpft hatte. Die Freiheit, die der Räuber Karl Moor vergebens im revolutionären Kampf gegen die Ordnungen des Lebens gesucht, erscheint hier in einem naturwüchsig geordneten Volksleben; es soll nicht das Bestehende umgestoßen, es soll nur ein ursprünglicher Zustand erhalten werden. Das Drama behandelt den Kampf, den die drei Schweizer Waldstätte, Schwyz, Uri, Unterwalden, gegen den Herzog Albrecht von Oesterreich führen, der zugleich als Albrecht I. 1298—1308 deutscher Kaiser war. Dieser wollte jenen Landschaften ihre Reichsunmittelbarkeit entziehen und sie dem Hause Habsburg unterwerfen. Deshalb schickte er kaiserliche Reichsvögte, Hermann Geßler von Bruneck und Beringer von Landenberg, in das Land, die dasselbe durch rohen Uebermut hart bedrückten. Allein das freie Schweizervolk wirft das fremde Joch ab, das die Landvögte ihm aufzuzwingen suchen. Diese Befreiung geschieht durch die Eidgenossen, welche auf dem Rütli, einer einsamen Wiese am Vierwaldstättersee, bewaffnete Abwehr beschließen, und durch den Tell, welcher den Staat von dem gefährlichsten Feinde, dem Landvogt Geßler, rettet. Als dritter Faktor ist der edlere Teil des Adels vertreten durch den alten Freiherrn von Attinghausen, der sich auf die Seite seiner freien Landsleute stellt, zu denen sich auch Bertha von Bruneck und, von dieser gewonnen, endlich auch Rudenz hält. Tell erscheint in dem Drama als ein Mann voll Energie und Thatkraft; obgleich sein Herz erfüllt ist von warmer Vaterlandsliebe, tagte er doch nicht mit auf dem Rütli. Den Verschworenen ruft er zu: „Was ihr auch thut, laßt mich aus eurem Rat! Ich kann nicht lange prüfen oder wählen. Bedürft ihr meiner zur bestimmten That, dann ruft den Tell! es soll an mir nicht fehlen.“ Diesem Manne der That hat der Dichter ein Weib zur Seite gestellt, das zaghaft und ängstlich ist, während dem zögernden Stauffacher eine entschlossene Gertrud zur Seite steht. Die drei Verschworenen, Arnold von Melchthal aus Unterwalden, Werner Stauffacher aus Schwyz, Walter Fürst aus Uri, repräsentieren die

---

[1]) M. Krafft (Goslar), Schillers Braut von Messina, für Schule und Haus erklärt. *Cassel (Theodor Kay) 1881.*

nach Freiheit dürstenden Bewohner der drei Waldstätte, und zwar steht ein leidenschaftlicher Jüngling neben dem kräftigen Manne und dem besonnenen Greise. Den Johannes Parricida (den Neffen und Mörder Kaiser Albrechts) hat Schiller deshalb eingeführt, um die That Tells zu rechtfertigen, die nicht eine eigensüchtige Mordthat, sondern gerechte Nothwehr war. Obgleich Schiller die Schweiz nie gesehen, hat er doch nach eingehendem Studium die Natur des Landes mit wunderbarer Treue geschildert. Für die Geschichte des Landes dienten ihm als Quelle die „Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft" von Johannes von Müller und die Chronik des Aegidius Tschudi. Beiden ist Schiller in Beziehung auf die Thatsachen genau gefolgt, ja die bei Tschudi angeführten Reden sind oft wörtlich benutzt. (Z. B. das Gespräch Werner Stauffachers und Getruds; die Vorgänge in Altdorf mit dem Hut; der Schwur der Eidgenossen.) Frei erfunden ist von Schiller u. a. das Liebesverhältnis zwischen Rudenz und Bertha[1]). —

Einen Ruf nach Berlin, wohin er zur Aufführung seines Tell gereist war, schlug Schiller aus. In seinen letzten Lebensjahren hatten sich seine Verhältnisse wesentlich gebessert, und die Not, womit er von Jugend auf zu kämpfen gehabt, war einer äußerlich günstigen Lage gewichen. Auf Veranlassung des Herzogs war er auch in Anerkennung seiner großen Verdienste vom deutschen Kaiser geadelt worden. Zur Feier der Vermählung des Erbprinzen von Weimar mit der Großfürstin Maria Paulowna dichtete er „Die Huldigung der Künste". Große Entwürfe beschäftigten noch seine Seele, namentlich ist der Plan zu einer neuen Tragödie „Demetrius" die großartigste von Schillers Kompositionen; aber er sollte dieses Werk nicht vollenden[2]). Auf dem Höhepunkt seines dichterischen Schaffens ereilte ihn der Tod den 9. Mai 1805[3]).

§ 58. Jean Paul.[4])

Eine überaus große Fruchtbarkeit herrschte auf dem Gebiete des Romans. Während der historische Roman sich mehr an Wieland anschloß, lehnte sich an Goethes Götz und Schillers Räuber eine Menge von Ritter- und Räuberromanen (Spieß, Cramer u. a.). Desgleichen riefen Goethes Werther und

---

[1]) Schillers Wilhelm Tell erläutert von Heinrich Düntzer, 2. Aufl. 1876; Eduard Kuenen 1876; W. E. Weber, 2. Aufl. 1878; H. Funke 1880; Kallsen (Husum) 1884; Franz Prosch (Hernals) Wien 1884.

[2]) Fortsetzung von Schillers Drama und Neudichtungen auf Grundlage des Schillerschen Planes besitzen wir von Franz v. Maltitz, Gustav Kühne, Otto Gruppe, Hermann Grimm, Friedrich v. Bodenstedt, Friedrich Hebbel und Heinrich Laube.

[3]) Ihn überlebten seine Wittwe († 1826 in Bonn), zwei Söhne (Karl und Ernst) und zwei Töchter (Karoline und Emilie, letztere als Freifrau v. Gleichen-Rußwurm gest. 1872). Den 8. Mai 1877 starb Schillers Enkel und letzter männlicher Nachkomme, der österr. Major Friedrich von Schiller, Sohn des 1857 als württemb. Oberförster verstorbenen Freiherrn Karl v. Schiller.

[4]) Biographie von Spazier 1863. 5 Bände. — Denkrede auf Jean Paul von Börne 1823. — Außerdem Ernst Förster († 1885 in München, Schwiegersohn Jean Pauls), Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul, 4 Bände, 1864 und 1868. — Karl Planck († 1880 in Maulbronn), Jean Pauls Dichtung im Lichte unserer nationalen Entwicklung, 1867. — Paul Nerrlich (Berlin), Jean Paul und seine Zeitgenossen, 1876.

Wilhelm Meister mancherlei Nachbildungen hervor. In einigen Gattungen war der französische und englische Roman nicht ohne Einfluß auf den deutschen. Auf dem Gebiete des Familienromans war die Bekanntschaft mit Richardson und Fielding, auf dem des humoristischen die mit Swift, Sterne, Smollet einflußreich. Die Hauptvertreter der Humoristik sind: Lichtenberg (geb. 1742, † 1799), dessen Hauptwerke sind: „Ueber Physiognomik" (gegen Lavater gerichtet) und „Erklärungen der Hogarthschen Kupferstiche"[1]); Theodor Gottlieb von Hippel, Bürgermeister in Königsberg und Anhänger Kants, geb. 1741, † 1796, der, abgesehen von seinem Buche „Ueber die Ehe", zwei humoristische Romane schrieb, von denen der erste und bedeutendste „Lebensläufe nach aufsteigender Linie", der andere „Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z" betitelt ist[1]); vor allem aber Jean Paul.

Jean Paul Friedrich Richter, mit seinem Schriftstellernamen kurz Jean Paul genannt, wurde den 21. März 1763 zu Wunsiedel im Fichtelgebirge geboren. Sein Vater, der anfangs Lehrer war, kam später als Pfarrer nach dem Dorfe Jodiz in der Nähe von Hof, und so wuchs der Knabe in der Einsamkeit des Dorflebens unter ärmlichen Verhältnissen heran. Auf das väterliche Haus beschränkt, ohne Umgang, allein seiner regen Kinderphantasie und seiner reichen Gefühlswelt überlassen, bekam er, wie er selbst erzählt, schon frühzeitig „eine eigene Vorneigung zum Häuslichen, zum Klein- und Stilleben". Und dieser Hang zum Klein- und Stilleben begleitet ihn sein ganzes Leben und zieht sich durch alle seine Schriften hindurch. Auf dem Gymnasium in Hof machte der junge Richter sehr rasche Fortschritte, und schon fing er an, aus wissenschaftlichen und poetischen Werken sich weitläufige Notizen anzulegen, aus Reisebeschreibungen, Romanen u. s. w. sich alles Auffallende und Interessante anzumerken, um es dann gelegentlich in seinen Schriften anzubringen (Zettelkasten).

Noch hatte er seine Gymnasialbildung nicht vollendet, als sein Vater, der von Jodiz nach dem Flecken Schwarzenbach an der Saale versetzt worden war, starb, und seine Familie in der bittersten Armut zurückließ. In der Hoffnung, sich durch Stundengeben seinen Unterhalt zu verschaffen, bezog er die Universität Leipzig, wo er Theologie studieren wollte, sich aber mehr der Litteratur widmete. Da die Not immer größer wurde und auch sein erstes, aus verschiedenen satirischen Skizzen bestehendes Werkchen, „Die grönländischen Prozesse," ihn seiner bedrängten Lage nicht entreißen konnte, so zwangen ihn seine dürftigen Verhältnisse, Leipzig zu verlassen und nach Hof zu seiner Mutter zurückzukehren, mit der er in dem ärmlichsten Stübchen zusammenwohnte. Aeußere Not und inneres Bedürfnis veranlaßten ihn, fortan ganz der Schriftstellerei zu leben. Als Vorbilder dienten ihm unter den Deutschen namentlich Hippel, unter den Franzosen Rousseau, unter den Engländern Swift, Sterne, Smollet, Fielding. Fortan entwickelte er eine so erstaunliche Produktivität, daß seine Romane und sonstigen Schriften 60 Bände

---

[1]) Hogarth war ein englischer Maler und Kupferstecher, der die Thorheiten und Laster seiner Zeit und seines Volkes in Bildern darstellte.

[2]) Hippels gesamte Werke 1827—1838, 14 Bände. — Eine verkürzte Jubelausgabe der 1778 erschienenen „Lebensläufe" veranstaltete Alexander v. Oettingen in Dorpat, 2. Auflage, Leipzig (Dunker & Humblot) 1880. In dieser Gestalt verdient das altehrwürdige Werk als gutes, echtes Hausbuch aufs wärmste empfohlen zu werden.

füllen[1]). Was Jean Paul an tieferer Bildung abgeht, ersetzen ihm Witz und Laune, reiche Phantasie und tiefe Empfindung. Geistvolle Satire geht Hand in Hand mit weicher Sentimentalität. Es herrscht in seinen Schriften eine überreiche Fülle an Ideeen und Bildern, ein buntes Allerlei, in dem neben den schönsten Gedanken auch das Abgeschmackteste, neben dem Trefflichsten auch das Trivialste sich findet. Man hat daher seine Werke einen Schlackenhaufen genannt, in welchem man Gold in Menge findet, das nur der Läuterung bedarf, um mit dem Kostbarsten seiner Art wetteifern zu können. Ueber seine Schreibseligkeit sagt Jean Paul selbst: „Wenn ich meinem Geist und Körper eine Ruhe von drei Tagen geben will, so drängt mich am zweiten schon eine unbezwingliche Bruthitze wieder über mein Nest voll Eier oder Kreide; der arme Paul wird es forttreiben, bis die gequälte fieberhafte Brust von der letzten Erdscholle gekühlt ist.“ Die Zeit verschwelgen, hieß ihm die Zeit verschreiben. Auf die „Grönländischen Prozesse“ folgte „Auswahl aus des Teufels Papieren“. Da aber diese beiden Schriften satirischen Inhalts wenig Beachtung fanden, so betrat er das Feld, auf welchem er das Vorzüglichste geleistet, das des humoristischen Romans. Den Uebergang von dem Gebiete der Satire auf das des Humors macht er mit dem Romane „Die unsichtbare Loge“. In diesem Werke zeigen sich bereits alle Eigentümlichkeiten von Jean Pauls Darstellungsweise, die es unmöglich machen, sie in andere Sprachen zu übersetzen, jene Weichheit des Gemüts, jene sentimentale Auffassung des Lebens und der Natur, jene Vereinigung von Wehmut und Heiterkeit, von Ernst und Scherz, die eben das Wesen des Humors ausmacht. Für diesen Roman gelang es ihm, in Berlin einen Verleger zu finden; mit dem dafür erhaltenen Honorar von 100 Dukaten eilte er noch am späten Abend von Schwarzenbach, wo er das Amt eines Lehrers bekleidete, nach Hof, um es seiner armen Mutter, die er am Spinnrad in ihrer Stube fand, zu bringen. Seitdem verbesserte sich seine Lage, und Jean Paul wurde bald ein gefeierter Name. Von Schwarzenbach zog er wieder nach Hof und von da nach Leipzig; von hier aus begab er sich auf einige Zeit nach Jena und Weimar, wo er bei der Herzogin Amalie, Charlotte von Kalb († 1843 in Berlin), bei Herder, Wieland und Knebel begeisterte Aufnahme fand, während er zu Goethe und Schiller in kein näheres Verhältnis trat. Endlich nahm er seinen bleibenden Aufenthalt in Baireuth. Hier konnte er ohne Amt mit dem Titel eines Legationsrates und im Genusse eines reichen Jahrgehaltes, das ihm der Fürst-Primas von Dalberg und nach Auflösung des Rheinbundes der König von Bayern verabreichte, sich ganz seiner Lieblingsbeschäftigung widmen.

Auf die unsichtbare Loge folgte „Hesperus oder die 45 Hundsposttage“, ein Roman, der die zart aufkeimende Liebe Viktors und Klotildes und den Sieg derselben über alle Hindernisse des Lebens schildert. Daran schloß sich das Leben des „Quintus Fixlein“, worin der Dichter die dürftigen Verhältnisse seiner Jugend in trefflicher Weise geschildert hat. Fixlein ist Quintus an einer Stadtschule; in der ärmlichen, aber sauberen

[1]) Jean Pauls Werke, nebst Biographie von R. Gottschall. 60 Teile. (Berlin, Hempel.) Auswahl 31 Teile. Titan und Katzenbergers Badereise, herausgegeben von Otto Sievers (Braunschweig) 1878 und 1879.

Häuslichkeit seiner alten Mutter, welche er in den Ferien besucht, lernt er ein armes adeliges Fräulein kennen, das er heiratet, nachdem er Landpfarrer geworden. Es gehört dieser Roman zu dem Besten, was Jean Paul geschrieben, zumal darin mehr als in anderen Werken ein bestimmter Plan festgehalten wird.

Derselben Schilderung des Kleinlebens, wie wir sie in dem genannten Werke finden, begegnen wir in seinem „Siebenkäs oder Blumen-, Frucht- und Dornenstücke“. Siebenkäs ist Armenadvokat im Reichsmarktflecken Kuhschnappel, ein sentimentaler, geistig unruhiger Charakter. Um sich von seiner Frau, die ihn nicht versteht und nur ein Interesse für rein gescheuerte Dielen und aufgeputzte Möbel hat, zu scheiden, stellt er sich tot, läßt sich scheinbar begraben und reist zu seinem Freunde nach Vaduz, wo er eine geistreiche Engländerin heiratet, während seine Witwe dem Schulrat Stiefel die Hand reicht.

Von diesem realen Gebiet begiebt sich Jean Paul auf ein durchaus ideales in seinem „Campanerthal“, das von der Unsterblichkeit der Seele handelt. Diese doppelte Richtung seiner Poesie, den Idealismus und den Realismus, stellt Jean Paul dar in seinen „Flegeljahren“, die er für sein Meisterwerk hielt. Hier stehen sich zwei ganz verschiedenartige Brüder einander gegenüber, von denen der eine, Walt, arglos und träumerisch den Idealismus repräsentiert, während sein Bruder Vult der Realist, der lebensgewandte Weltmann ist. Ein ähnlicher Gegensatz zieht sich durch seinen „Titan“ hindurch. Albano, den sein Vater, der Fürst von Hohenflies, in ländlicher Zurückgezogenheit und ohne Kunde von seiner fürstlichen Abstammung erziehen läßt, ist eine erhabene, hochherzige Jünglingsgestalt, während sein älterer Bruder eine verdorbene, wilde Natur ist. Im Titan offenbart Jean Paul vor allem seine Meisterschaft in der Landschaftsmalerei; eine glanzvolle und prächtige Schilderung ist namentlich die des Lago maggiore.

Die Leiden und Freuden der armen Schulmeister und Landpfarrer, die sich in den bescheidensten und dürftigsten Verhältnissen bewegen, werden außer im Quintus Fixlein dargestellt in der „Reise des Feldpredigers Schmelzle nach Fläz“, dem „Leben des Schulmeisters Wuz“ und in dem „Leben Fibels“. Seine letzten Werke sind vorzugsweise wissenschaftlicher Art, wie die Vorschule der Aesthetik, die eine Menge feiner Bemerkungen über die Alten, über Shakespeare und unsere Klassiker nebst geistvollen Reflexionen über die Metapher und das Komische enthält, und seine Levana oder Erziehungslehre, worin sich geistreiche pädagogische Gedanken finden[1]).

Jean Paul starb in Baireuth den 14. November 1825. Im Zettelkasten des Quintus Fixlein charakterisiert er sich selbst mit den merkwürdigen Worten, die zugleich als Probe des Stils gelten können: „Ich konnte nie mehr als drei Wege glücklicher zu werden auskundschaften. Der erste, der in die Höhe geht, ist, so weit über das Gewölk des Lebens hinaus zu bringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und

---

[1]) Levana hieß nach Augustin die römische Gottheit, welche angerufen wurde, daß der Vater das neugeborne Kind aufhebe (levare) und dadurch anerkenne und für dessen Erziehung sorge.

Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist, gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest heraussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist, mit den beiden andern zu wechseln."

Von seiner Zeit wurde Jean Paul wie kaum ein anderer Dichter gefeiert, ja er durfte sich wohl rühmen, einen größeren Kreis von Verehrern zu haben, als selbst Goethe und Schiller hatten. In Börnes Denkrede auf Jean Paul hat die Schwärmerei der ganzen Mitwelt für diesen Dichter einen beredten Ausdruck gefunden. Später regte sich der Widerspruch in Männern, welche das Uebermaß des Gefühlslebens und den inhaltlosen Idealismus angriffen und seinen Stil in künstlerischer wie in sprachlicher Beziehung völlig verwahrlost nannten, die da meinten, daß seine Schriften, statt zu erheben und zu kräftigen, nur verwirrten und verweichlichten. Wenn auch zugegeben werden muß, daß seine Romane mit den „Vorreden, Vorreden zur Vorrede, Extrablättern, Billetten, Briefen, Ausschweifungen, Aphorismen, Zugaben, Postskripten" sich bis ins Maßlose erweitern und denselben die künstlerische Abrundung fehlt, wenn auch sein Stil um des Abspringenden, Manierierten, Gekünstelten willen nicht als mustergültige Prosa angesehen werden kann, so darf doch nicht geleugnet werden, daß in seiner Poesie sich das tiefste Seelen- und Gemütsleben der Deutschen ausspricht, und daß er namentlich durch „die deutsche Herzlichkeit und Innigkeit, die deutsche Herzensunschuld und deutsche Treue und Liebe", die sich in seinen Werken ausspricht, der Trivialität, Roheit und Unsittlichkeit gegenüber heilsam gewirkt hat und noch wirken kann.

Die romantische Schule[1]).

§ 59. Novalis, die Gebrüder Schlegel, Tieck.

Die romantische Schule war ursprünglich eine Reaktion des Gemüts gegen die nüchterne und verstandesmäßige Aufklärung, welche alle Poesie aus dem Leben verbannen wollte. Indem die Romantiker dieser modernen Aufklärung den Rücken kehrten, ging ihr Streben dahin, die Poesie zum Mittelpunkte alles Lebens und Strebens zu machen. Deshalb wiesen sie vor allem hin auf die Perioden in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit, wo ein Hauch der Poesie auf dem Leben ruhte, wo sich die Phantasie und das Gemütsleben besonders reich entfalteten. Zunächst lenkten sie ihre Blicke auf das deutsche Mittelalter mit seinem Rittertum

[1]) H. Hettner, die romantische Schule, 1850. — Rudolf Haym (Professor in Halle), die romantische Schule 1870 (das umfangreichste und beste Werk über diesen Gegenstand). — Julian Schmidt, Band 2 des Seite 145 angeführten Werkes. Rudolf Gottschall, die deutsche Nationallitteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. 5. Aufl., 4 Bände 1881. — Karl Barthel, die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit, 9. Aufl. (bis auf die Gegenwart fortgeführt von G. R. Röpe) 1879.

und Minnewesen, seiner Mystik und seinem Wunderglauben, sowie dem Glanze der Kirche, welche alle Verhältnisse durchdrang. Ja es begeisterten sich einige für die Zeit dergestalt, daß sie nur im Schoße der katholischen Kirche vor dem herrschenden Rationalismus geschützt zu sein glaubten.

Vom deutschen Mittelalter wandten sie sich den romanischen Völkern zu, machten deren Poesie uns zugänglich und bildeten deren Formen nach, doch beschränkten sie sich darauf nicht, sondern gingen zurück in den Orient mit seiner phantasiereichen Märchenwelt und seiner blütenreichen Dichtung. Auch für den Norden, besonders für die englische Litteratur, begeisterten sie sich, und namentlich wurde Shakespeare von ihnen gepriesen und bewundert. Aus diesem Grunde war ihre Thätigkeit mehr eine reproduzierende, als eine Neues hervorbringende; die Dichter dieser Schule waren nicht sowohl schöpferische Genialitäten, als vielmehr bedeutende Talente, welche mehr anregend und umgestaltend wirkten. Durch die Romantiker wurde der Sinn für die altdeutsche Litteratur geweckt, durch sie wurden Volkslieder, Volkssagen, Legenden, gesammelt und bearbeitet (ein Gebiet, auf dem Herder bereits anregend gewirkt, § 49), sowie die wunderbare Märchenwelt erschlossen; durch sie wurden die italienischen Dichter wie Dante, Petrarka, Boccaccio, desgleichen die spanischen wie Cervantes, Calderon, Lope de Vega bekannt. Aus ihrem Schoße ging eine meisterhafte Uebersetzung des Shakespeare hervor, und auf ihrem Boden erwuchs die deutsche Sprachforschung der Gebrüder Grimm.

So groß auch in dieser Beziehung die Verdienste der romantischen Schule waren, so hatte sie doch auch ihre Mängel. Indem sie sich nicht auf die bisher anerkannten Vorbilder der Poesie beschränkte, sondern den Gesichtskreis auf die Litteraturen aller Völker erweiterte, verlor sie den reinen Schönheitssinn und den gesunden Geschmack. Indem sie die Schönheiten aller Litteraturen verbinden wollte, entstand eine Mischung von Formen und griff eine Prinziplosigkeit Platz. Der Einfluß der Fichte-Schellingschen Philosophie [1]) erweckte eine Neigung zum Symbolisiren und Allegorisieren, die zu allerhand Spielereien führte. So berechtigt ferner der Widerspruch gegen den nüchternen und kalten Rationalismus nnd der Hinweis auf die Herrlichkeit des deutschen Mittelalters war, so war es doch verfehlt, das

---

[1]) Johann Gottlieb Fichte, geb. 1762 zu Rammenau bei Kamenz in der Oberlausitz, Sohn eines armen Webers, Professor der Philosophie in Jena und Berlin, ein fester Charakter und feuriger Patriot, der durch seine 1808 in Berlin gehaltenen „Reden an die deutsche Nation" viel zur Erhebung Deutschlands gegen die Fremdherrschaft beitrug, † 1814. Sein philosophisches Hauptwerk ist die „Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre". Vom Kantischen Kritizismus, dem er anfangs unbedingt huldigte, ging er bald zum reinen Idealismus über. Nach Fichte ist das Erste und Ursprüngliche oder Absolute „das Ich". Die äußere Welt, die Welt der Objekte oder das Nicht-Ich existiert nur durch das Ich und in dem Ich. Der Mensch erkennt also nicht, was die Dinge an und für sich sind, sondern nur, wie sie sich in dem Ich reflektieren. Die Konsequenz war, daß Fichte jede Realität der Außendinge leugnete. — An Fichte knüpfte an sein Schüler und Nachfolger Schelling, geb. 1775 im Württembergischen, zuerst gleichfalls Professor der Philosophie in Jena, zuletzt in Berlin, † 1854 im Bade Ragatz, Kanton St. Gallen. Eines seiner Hauptwerke sind die „Ideeen zur Philosophie der Natur". Er sucht den Idealismus und Realismus zu verbinden in seiner Identitätsphilosophie. Das Absolute (Gott, der Geist, das Fichtesche Ich) ist das wahre Sein des Scheinenden, die endliche Welt dagegen der Schein des Seienden, alles Vergängliche nur ein Gleichnis.

poetische Leben des Mittelalters wieder in die Gegenwart verpflanzen, und statt die Wirklichkeit zu idealisieren, dem realen Leben einen poetischen Anstrich zu geben, die Poesie zum Mittelpunkte alles Lebens und Strebens machen zu wollen. Desgleichen war es ein Irrtum, statt eines gesunden, lebendigen Christentums einer schwärmerischen Mystik das Wort zu reden.

Von unsern beiden großen Klassikern schlossen sich die Romantiker an Goethe an, der später selbst in mehreren seiner Werke (Wilhelm Meisters Wanderjahre; der zweite Teil von Faust) die Wege der Romantiker betrat. Zu Schiller aber, der selbst einen unüberwindlichen Widerwillen gegen die Romantiker besaß, nahmen sie später eine entschieden feindselige Stellung ein und erkannten in seinen Freiheitsideeen und seinem rationalistischen Christentume nur den Grund der Aufklärungs- und Revolutionsideen der Zeit.

Als Vorläufer der Romantik kann angesehen werden der früh verstorbene

Friedrich von Hardenberg, als Dichter **Novalis** (nach einer früher blühenden Seitenlinie seines Geschlechts) genannt, geb. 2. Mai 1772 zu Wiederstädt in der Grafschaft Mansfeld, † 25. März 1801 zu Weißenfels. (Auf der Universität Jena, wo er die Rechte studierte, stand er mit Fichte und Schlegel in naher Verbindung.) An ihm treten die Licht- und Schattenseiten der Romantik schon deutlich hervor, und das eigentümliche Sehnen dieser Schule nach religiös-poetischer Verklärung der Welt spricht sich bei ihm schon deutlich aus. Novalis besaß ein bedeutendes lyrisches Talent. Er offenbart dies sowohl in seinen weltlichen Gedichten (vergl. das Bergmannslied: „Der ist der Herr der Erde, der ihre Tiefen mißt", das Weinlied: „Auf grünen Bergen wird geboren der Gott, der uns den Himmel bringt"), als in seinen geistlichen Liedern, von denen einzelne von unübertrefflicher Zartheit und voll tiefer Empfindung sind, z. B. „Wenn ich ihn nur habe, wenn er mein nur ist"; „Wenn alle untreu werden, so bleib' ich dir doch treu"; „Wer einsam sitzt in seiner Kammer", „Unter tausend frohen Stunden". Dasselbe gilt von seinen „Hymnen an die Nacht". Doch geht durch die meisten Dichtungen von Novalis ein geheimnisvoll mystischer Zug, dem die volle Klarheit christlicher Weltanschauung fehlt [1]). Sein Roman „Heinrich von Ofterdingen", worin er Poesie und Religion zu vereinigen sucht, blieb ein Fragment. Trotz vieler trefflichen Stellen fehlt doch dem Ganzen die klare Durchführung und die künstlerische Vollendung. — Auswahl deutscher Gedichte S. 270.

Die eigentlichen Häupter der romantischen Schule sind die Gebrüder Schlegel, Söhne des auch als Dichter bekannten Johann Adolf Schlegel, Generalsuperintendent in Hannover (§ 44).

August Wilhelm von Schlegel, geb. den 5. September 1767 in Hannover, studierte in Göttingen unter dem berühmten Heyne Philologie und trat hier zugleich in nähere Beziehung zu Bürger, der sein Freund und Lehrer in der Dichtkunst wurde und der seiner Poesie in einem Sonett eine glänzende Zukunft prophezeite. Nachdem er einige Jahre Hauslehrer in Amsterdam gewesen, ließ er sich in Jena nieder und war hier seit

[1]) Novalis' Gedichte, herausgeg. von Willibald Beyschlag (Halle), 2. Aufl. 1878. — Fr. von Hardenberg, eine Nachlese aus den Quellen des Familienarchivs. Gotha (Perthes) 1884.

1798 Professor der Litteratur. Damals war er nicht bloß ein begeisterter Verehrer von Goethe, sondern auch von Schiller, an dessen Horen und Musenalmanach er sich beteiligte. Später erkaltete das Verhältnis zu diesem Dichter und er begründete mit seinem Bruder eine besondere kritisch-ästhetische Zeitschrift, „Athenäum", das eigentliche Organ der romantischen Schule. Im Jahre 1802 verließ er Jena und hielt in Berlin Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst (in 2 Bänden von Jakob Minor in Prag, bei Henninger in Heilbronn 1884 wieder herausgegeben). Seit 1805 finden wir ihn auf Reisen durch Deutschland, Italien, Dänemark, Schweden, wo er als Sekretär des Kronprinzen Bernadotte in den Adelsstand erhoben wurde. Auf diesen Reisen begleitete er die Frau von Staël († 1817), die Tochter des französischen Ministers Necker, Verfasserin von Corinne ou l'Italie und de l'Allemagne, mit der er auch auf ihrem Landgute zu Coppet in der Schweiz längere Zeit lebte. Nachdem er noch in Paris Sanskrit studiert, war er seit 1818 Professor der Kunstgeschichte und Litteratur in Bonn, wo er den 12. Mai 1845 starb. — A. W. Schlegel ist ein universelles Talent und ein Meister in der Form. Im Geschmacke des griechischen Dramas schrieb er eine Tragödie „Jon", eine schwache Nachahmung von Goethes Iphigenie. Er dichtete Oden, Elegieen, unter denen namentlich „Rom" sich auszeichnet, Epigramme, Romanzen („Arion"), Legenden („Der heilige Lukas", „Die Warnung"), Lieder („Der Glaube", „In der Fremde", „Abendlied"). Mit außerordentlicher Gewandtheit handhabte er die südlichen Formen und dichtete Glossen (über das Thema: Süße Liebe denkt in Tönen), Terzinen, Kanzonen („An Novalis") und Sonette („An Bürger", „Das Sonett"), die ihm vorzugsweise gelangen. Bedeutender noch wie als Dichter ist er als Kritiker und Litteraturhistoriker. In dieser Beziehung sind namentlich zu nennen seine „Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur", die er in Wien gehalten, wo er einige Zeit mit Frau von Staël lebte. Das größte Verdienst erwarb er sich als Uebersetzer, wobei ihm namentlich sein bedeutendes Formtalent, seine große Gewandtheit in der Behandlung der Sprache, des Versmaßes und des Reimes zu statten kam. Er übersetzte die Schauspiele des Calderon aus dem Spanischen, schrieb „Blumensträuße der italienischen und portugiesischen Poesie" mit einem Zueignungsgedicht „An die südlichen Dichter" und gab eine „Indische Bibliothek" heraus. Vor allem aber wurde durch seine meisterhafte Uebersetzung des Shakespeare dieser große britische Dichter einer der Unsern. Wie hoch der Dichter selbst seine Verdienste schätzte, spricht er aus in dem Gedicht, „Der Dichter über sich selbst" und in dem Sonett „August Wilhelm Schlegel"[1]). Vergl. Auswahl deutscher Gedichte, S. 408—420.

Friedrich von Schlegel, geb. den 10. März 1772 in Hannover, zuerst für den Kaufmannsstand bestimmt, studierte in Göttingen und Leipzig Philologie und zeichnete sich schon früh durch außergewöhnliche Sprachkenntnis und tiefe Einsicht in die griechische und römische Litteratur aus. Nachdem er

[1]) A. W. v. Schlegels sämtliche Werke, Berlin, 12 Bde., 1845 ff., herausgegeben von Eduard Böcking († 1870 als Professor und Geh. Justizrath in Bonn). Eine Ergänzung dazu bilden Oeuvres de Mr. A. W. Schlegel, écrites en français et *publiées par E. Böcking*, 3 Bände, Berlin 1846.

seit 1794 in Jena als Privatdozent gelebt, wechselte er seinen Aufenthaltsort sehr oft, meistens um, wie sein Bruder, vor einem gebildeten Publikum Vorlesungen zu halten. In Berlin lebte er in vertrautem Umgange mit dem nachmals so berühmt gewordenen Theologen Friedrich Schleiermacher[1]). In Paris studierte er wie sein Bruder Wilhelm Sanskrit. In Köln trat er zur katholischen Kirche über, wohin ihn seine Neigung zum Mysteriösen und Symbolischen führte. Hierauf begab er sich in österreichische Dienste, wurde Hofsekretär der Staatskanzlei und als solcher geadelt, später Legationsrat beim Bundestage und starb den 11. Januar 1829 in Dresden, wo er sich gerade aufhielt, um Vorlesungen zu halten. Als Dichter versuchte sich Friedrich von Schlegel, der, was äußere Formvollendung betrifft, seinem Bruder nachsteht, auf verschiedenen Gebieten, er war Lyriker („Im Spessart", „Das versunkene Schloß", „Gelübde", „Freiheit", „Deutscher Sinn"), Romanschriftsteller („Lucinde"), Dramatiker (Trauerspiel „Alarkos"). Allein seine Bedeutung ist ebensowenig wie die von A. W. von Schlegel durch eigene poetische Werke bedingt, sondern durch seine in Wien gehaltenen Vorlesungen über die „Geschichte der alten und neuen Litteratur". Auch er besaß wie sein Bruder ein außerordentliches Talent, sich Fremdes anzueignen, und erhob Calderon neben Shakespeare auf den höchsten Dichterthron. Mit welcher Verehrung er am ersten Dichter hing, zeigt sein Sonett „Calderon". Endlich hat er auch durch seine Schrift über die Sprache und Weisheit der Inder die indischen Studien in Deutschland gefördert[2]).

Ludwig Tieck, geb. den 31. Mai 1773 in Berlin, studierte in Halle, Erlangen und Göttingen Sprache und Litteratur der neuen Völker. Sein Jugendfreund war der früh verstorbene Wackenroder (geb. 1772, † 1798), der in der Geschichte der Romantik keine unbedeutende Rolle spielt. Eine Zeit lang brachte er, wie die meisten Glieder dieser Schule, in Jena zu, wo er mit den Brüdern Schlegel, Novalis, Schelling, Fichte, Goethe und Schiller verkehrte. Nachdem er gelehrte Reisen nach Italien, Frankreich,

---

[1]) Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher, geb. 1768 zu Breslau, war der Sohn eines reformierten Geistlichen. In den Bildungsanstalten der Brüdergemeinde zu Niesky und Barby, auf denen er den größten Teil seiner Jugend zubrachte, wurde ihm der tiefe religiöse Zug eingeimpft, der ihm zeitlebens eigen blieb. Nachdem er Barby verlassen und in Halle Theologie studiert, ward er 1794 ordiniert. Von 1796 bis 1802 wirkte er als Prediger an der Charité in Berlin, von 1802 bis 1806 als Universitätsprediger und Professor in Halle. Von da ging er wiederum nach Berlin und wurde hier 1808 als Prediger an der Dreifaltigkeitskirche und 1810 an der neuerrichteten Universität als Professor der Theologie angestellt. In beiden Aemtern wirkte er bis an seinen Tod im Jahre 1834 mit rüstiger Kraft und mit dem größten Segen. Schleiermacher war einer der originellsten und begabtesten, vielseitigsten und einflußreichsten Theologen der Neuzeit. Von ihm gingen nach den verschiedensten Seiten mächtige Anregungen aus und er brach auf vielen Gebieten völlig neue Bahn. Abgesehen von größeren wissenschaftlichen Arbeiten, z. B. seiner Glaubenslehre, sowie von seinen Predigten, durch die er Tausende wieder dem Heiland gewonnen, wirkte er namentlich tief und mächtig auf unzählige seiner Zeitgenossen durch seine Monologe, welche Selbstbekenntnisse eines tiefen und reinen Gemüts sind, desgleichen durch seine Reden über die Religion, die er namentlich an die Verächter derselben unter den Gebildeten richtete, und durch seine Weihnachtsfeier. Schleiermacher war es auch, der uns durch seine meisterhafte Uebersetzung des Plato den großen Philosophen des Altertums nahe brachte und damit ein tieferes Studium der altgriechischen Philosophie anbahnte.

[2]) Fr. von Schlegels sämtliche Werke, 2. Ausgabe, 12 Bde., Wien 1846.

England unternommen, wohnte er seit 1819 in Dresden als Hofrat und Intendant des Theaters. Von da berief ihn 1841 der kunstliebende König Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin, wo er den 28. April 1853 starb. Im Unterschiede von den Gebrüdern Schlegel ist Tieck weniger bedeutend durch seine Kritiken, die unter dem Titel dramaturgische Blätter gesammelt sind, als vielmehr durch eigene Dichtungen. Einzelne Lieder von ihm sind tief empfunden („Herbstlied", „Zuversicht", „Arion"). Besonders fruchtbar aber war Tieck auf dem Gebiete des Romans, des Dramas und der Novelle. Seine schriftstellerische Laufbahn begann er mit den beiden Romanen „Abdallah" und „William Lovell", die freilich als Jugendwerke noch mancherlei Mängel an sich tragen. Höher steht ein Roman aus der zweiten Periode seines Lebens, „Franz Sternbalds Wanderungen", ein Künstlerroman, der sich an Goethes Wilhelm Meister anlehnt. Als Dramatiker schrieb Tieck Lustspiele und Schauspiele, die freilich nichts weniger als bühnengerecht sind. Seine Lustspiele, dramatisierte Märchen, haben einen humoristisch-polemischen Charakter und treten gegen Verkehrtheiten der Zeit auf. Im „Blaubart" werden die Ritter- und Räuberromane eines Spieß und Cramer verspottet. Der „gestiefelte Kater" enthält polemische Beziehungen auf Iffland, in dessen Rührstücken eine mattherzige Moral die fehlende Gedankentiefe ersetzen sollte, und auf Kotzebue, der über 200 Stücke schrieb, die nur auf Effekt berechnet waren. Eine Fortsetzung hierzu ist „Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack", gegen die nüchterne Aufklärung gerichtet, welche jeden Schein von Poesie aus dem Leben und der Kunst verbannen will. Seine Schauspiele: „Leben und Tod der heiligen Genoveva", „Kaiser Oktavianus" und „Fortunat" sind dramatische Bearbeitungen der gleichnamigen Volksbücher. Die reichste Sammlung der alten Märchen und Sagen bot Tieck in seinem „Phantasus", worin er dem deutschen Volke die Sage vom getreuen Eckart, dem Tannhäuser, der schönen Magellone, den Haimonskindern u. s. w. erzählt. Ist er hier mehr reproduzierend, so behandelt er andere Sagen und Märchenstoffe selbständiger z. B. Der blonde Eckbert, Der Runenberg, Die Elfen u. a. In der dritten Periode seines Lebens entstanden namentlich zahlreiche Novellen[1]), die zu den besten in ihrer Art gehören. Die bedeutendsten darunter sind: „Das Dichterleben", worin er ein geistvolles Bild von der Entwicklung des jungen Shakespeare entrollt, und „Der Tod des Dichters", welcher das Ende des portugiesischen Dichter Camoens zum Gegenstande hat. Beide behandeln den Konflikt zwischen der Welt und der Dichterseele. Leider unvollendet geblieben ist die großartige Novelle „Der Aufruhr in den Cevennen", welche die dämonische Gewalt des religiösen

[1]) Die Novelle erhielt ihre erste Ausbildung in der Mitte des 14. Jahrhunderts in Italien durch Boccaccio, dessen Decamerone 100 Novellen enthält. Den Namen Novelle erhielt sie, weil sie im Gegensatz zum Roman, der seine Stoffe ursprünglich aus der Vorzeit nahm, ihre Gegenstände der Gegenwart entlehnte. In Spanien that sich Cervantes, der geniale Dichter des Don Quixote, in der Novelle hervor. Aus Italien und Spanien ward sie durch die romantische Schule nach Deutschland gebracht und erhielt durch Tieck eine gewisse Vollendung. Andere Novellisten sind A. v. Arnim, H. v. Kleist, Eichendorff, in neuester Zeit Paul Heyse. Die Novelle hat einen kürzeren Umfang als der Roman und findet ihren Schwerpunkt in der Charakterschilderung und der Ausmalung der Situation.

Fanatismus schildert. — Auch zum Uebersetzer besaß Tieck bei seinem vielgestaltigen Talent eine hohe Begabung. Den großen Spanier Cervantes machte er durch seine Uebersetzung des Don Quixote in Deutschland heimisch. Desgleichen trug seine Fortsetzung der Schlegelschen Uebersetzung Shakespeares dazu bei, den britischen Dichter bei uns einzuführen. Doch sind die 19 Stücke, die unter Tiecks Namen gehen, nur revidierte Uebersetzungen, und zwar 6 von seiner Tochter Dorothea und 13 von dem Grafen Wolf Baudissin. Indem er endlich Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter bearbeitete, den Frauendienst Ulrichs von Lichtenstein übersetzte und andere ältere deutsche Werke herausgab, gebührt ihm ein großes Verdienst um die Wiedererweckung des Studiums altdeutscher Litteratur[1]).

§ 60. Die andern Dichter der romantischen Schule.

Unter den andern Gliedern der romantischen Schule sind noch zu nennen:

Clemens Brentano, geb. 8. September 1778 zu Thal-Ehrenbreitstein bei Koblenz, lernte auf der Universität Jena die Brüder Schlegel und Tieck, in Heidelberg Achim von Arnim, seinen nachmaligen Schwager kennen, mit dem er die vortreffliche Volksliedersammlung herausgab, die unter dem Titel „des Knaben Wunderhorn“ 1806—1808 in drei Bänden erschien. Als Katholik versenkte er sich später in die beschauliche Askese des Klosterlebens. Er starb 28. Juli 1842 zu Aschaffenburg. Unter seinen lyrischen Gedichten, die meistenteils in seine größeren erzählenden und dramatischen Werke eingeflochten sind, verdienen erwähnt zu werden „Die Gottesmauer“, „Die lustigen Musikanten“, „Nach Sevilla“, und das geistliche Lied „An eine Kranke“. Von rührender Naivetät ist seine „Geschichte vom braven Kasperl und der schönen Annerl“. Ebenso naiv und voll sprudelnden Humors ist sein Märchen „Gockel, Hinkel, Gackeleia“[2]).

Ludwig Achim von Arnim, geb. 26. Juni 1781 in Berlin, † den 21. Januar 1831 auf seinem Gute Wiepersdorf in der Mark, sammelte auf seinen Reisen und Wanderungen jene Volkslieder, die er mit Brentano herausgab. Seine Gattin war die Schwester dieses seines Freundes, Bettina, Verfasserin des Romans „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“, † 1859 zu Berlin. Aufsehen erregte er durch seinen originellen Roman von der „Gräfin Dolores“. Höher steht ein späterer historischer Roman

---

[1]) Eine Gesamtausgabe von Tiecks Werken existiert noch nicht. Die umfassendsten Sammlungen sind: Ludwig Tiecks Schriften, 20 Bände, Berlin 1828—1844. Gesammelte Novellen, 12 Bände, Berlin 1852—1853. Nachgelassene Schriften, herausgegeben von Rudolf Köpke, 2 Bände, Leipzig 1855. — Ludwig Tieck, Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mitteilungen von Rudolf Köpke, 2 Bände, Leipzig 1855. — Briefe von Ludwig Tieck, ausgewählt und herausgegeben von Karl von Holtei, 4 Bände, Breslau 1864.

[2]) Cl. Brentanos gesammelte Schriften, herausgegeben von seinem Bruder Christ. Brentano, 9 Bände, Frankfurt a. M. 1851—1855. — Ausgewählte Schriften von Johannes Diel, 2 Bände 1878, Freiburg, Herder. In demselben Verlag gaben auch J. Diel und Wilhelm Kreiten ein Lebensbild von Cl. Brentano heraus, 1878, 2 Bände.

„Die Kronenwächter". Unter seinen kleineren Novellen sind zu nennen die ernste „Der tolle Invalide auf Fort Ratonneau" und die humoristische „Fürst Ganzgott und Sänger Halbgott"[1]).

Mit den beiden genannten Dichtern innig befreundet war **Joseph von Görres** (geb. den 25. Januar 1776 in Koblenz, † den 29. Januar 1848), den in seiner Jugend die Ideeen der französischen Revolution mächtig ergriffen, der aber später der beredteste Kämpfer für das Papsttum und der eigentliche Vertreter der streng katholischen Mystik wurde. Durch seine Ausgabe des Lohengrin, durch seine altdeutschen Volks- und Meisterlieder, sowie durch seine Schrift über die deutschen Volksbücher hat er sich auch um die ältere deutsche Litteratur große Verdienste erworben. Ueberhaupt war der Mann, den Napoleon einst die fünfte Großmacht nannte, in politischer, religiöser und litterarischer Beziehung von mächtigem Einfluß auf seine Zeitgenossen[2]).

Heinrich von Kleist (geb. den 18. Oktober 1777 zu Frankfurt a. O., endete am 21. November 1811 durch Selbstmord)[3]) bekundete schon in dem ersten seiner Trauerspiele „Die Familie Schroffenstein" sein bedeutendes dramatisches Talent. Vollendeter ist sein Lustspiel „Der zerbrochene Krug", das einem Aufenthalte des Dichters in Bern seinen Ursprung verdankt. Hier verkehrte er viel mit H. Zschokke und Ludwig Wieland, dem Sohne des Dichters. Alle drei Freunde behandelten denselben Gegenstand, Zschokke als Novelle, Wieland als Satire; allein über beide trug Kleists Drama den Sieg davon[4]). — In den weitesten Kreisen wurde der Dichter bekannt durch sein Ritterschauspiel „Das Käthchen von Heilbronn", worin die leidende und endlich siegende Unschuld in einem herrlichen Bilde vorgeführt wird. Käthchen, die vermeintliche Tochter des Waffenschmiedes in Heilbronn, in dessen Hause sie erzogen ist, in der That aber die Tochter des Kaisers, fühlt sich magnetisch an den Grafen Wetter vom Strahl gefesselt. Als endlich das Geheimnis ihrer Abstammung ans Licht kommt, entschließt sich der Kaiser, Käthchen als seine Tochter öffentlich anzuerkennen, um sie dem Grafen zur Gemahlin zu geben. — Eine echt vaterländische Gesinnung offenbart Kleist in seinem Schauspiel „Die Hermannsschlacht", welches den Sieg der Deutschen unter dem Cheruskerfürsten Hermann über die Römer unter Varus im Jahre 9 n. Chr. behandelt. Doch sind Varus und die Römer nur poetische Namen für Napoleon und die Franzosen. Das im Jahre 1809 gedichtete Drama ist

---

[1]) A. von Arnims sämtliche Werke, 22 Bände, Berlin 1853—1856.

[2]) Biographieen erschienen von Joseph Galland 1876 und Professor Sepp, (Görres und seine Zeitgenossen) 1877.

[3]) Das Leben des unglücklichen Dichters haben dargestellt Eduard von Bülow († 1853 in der Schweiz) Berlin 1848. Julian Schmidt, 1859. Adolf Wilbrandt, Nördlingen 1863. Otto Brahm, Berlin 1884. — Kleists Briefe an seine Schwester Ulrike, herausgegeben von A. Koberstein, Berlin 1859. — Heinrich von Kleists gesammelte Schriften, herausgegeben von Ludwig Tieck, ergänzt und mit einer biographischen Einleitung versehen von Julian Schmidt, 2. Ausgabe, 3 Teile, Berlin 1863. — Die neueste Ausgabe in 4 Bänden besorgte Franz Muncker, Stuttgart (Cotta und Kröner).

[4]) Ausgewählte Dramen von H. v. Kleist, herausgegeben von Karl Siegen (Leipzig), 2 Teile, Leipzig 1877. — Christian Semler (Dresden), der zerbrochene Krug, von Heinrich v. Kleist, für den Schulunterricht dargelegt, Leipzig (Wartig) 1879. — *K. Siegen, H. v. Kleist* und der zerbrochene Krug. Sondershausen (Faßheber) 1879.

ein klares Spiegelbild der schmachvollen Zerrissenheit Deutschlands und des nach Einigung und Befreiung vom fremdländischen Joche sich sehnenden Vaterlandes. Dadurch suchte zugleich der Dichter seinerseits die nationale Erhebung zu fördern. Eine weniger glückliche Wahl traf der Dichter in dem Trauerspiel: „Penthesilea“. Genannt ist dasselbe nach jener Königin der Amazonen, welche sich den tapfersten griechischen Helden, den Achilles, zum Gemahl erkämpfen will. Als sie aber von diesem überwunden und in ihrer leidenschaftlichen Liebe tief gedemütigt wird, erfaßt sie ein wilder Blutdurst. Voller Wut überfällt sie den Arglosen, durchbohrt ihn mit dem tötlichen Pfeile und giebt sich dann voll Entsetzen über ihre grauenvolle That selbst den Tod. — Ein Meisterstück in seiner Art ist das Schauspiel „Prinz Friedrich von Homburg“, das in der Zeit des großen Kurfürsten spielt, der in vortrefflicher Weise charakterisiert wird[1]). — Unter seinen Novellen ist eine der besten „Michael Kohlhaas“, welche die Geschichte und den Prozeß des berühmten altmärkischen Roßhändlers aus der Zeit Luthers behandelt[2]).

Friedrich Baron de la Motte Fouqué (geb. 12. Februar 1777 zu Brandenburg, † 23. Januar 1843 in Berlin) sucht die ritterlich-phantastische Zauberwelt wieder zu erwecken. In diesen Dramen behandelt er mit Vorliebe nordische Stoffe; in dieser Gattung ist Sigurd, der Schlangentöter, reich an Schönheiten. (Es gehört dies als erster Teil zur Trilogie „der Held des Nordens“, welche die Sigurd- und Brunhildsage im Anschluß an die Edda behandelt.) Eine treue Schilderung der alten heitern Ritter- und Sängerzeit mit einer Fülle von Märchen und Sagen enthält sein Ritterroman „Der Zauberring“. Die Perle aber seiner Dichtungen ist die märchenhafte Novelle „Undine“. Als Lyriker zeichnete er sich aus durch inniges, begeistertes Gefühl, reiche Phantasie und klangvolle Sprache. Eines seiner lieblichsten Lieder führt den Titel „Trost“ und beginnt mit den Worten: „Wenn alles eben käme, wie du gewollt es hast“. Auch an den Befreiungskriegen nahm er Anteil durch seine Kriegslieder („Frisch auf zum fröhlichen Jagen!“ u. a.).

Zacharias Werner (geboren 18. November 1768 zu Königsberg, † 17. Januar 1823 in Wien) war trotz seiner Begeisterung für Religion ein ganz und gar leichtsinniger Charakter und ein Sklave seiner Leidenschaften. Seine mystische Frömmelei führte ihn in den Schoß der katholischen Kirche, wo er für seine zerrissene und sittlich entnervte Natur Frieden zu finden hoffte. In seinem ersten Werke, dem aus zwei Teilen mit je sechs Aufzügen bestehenden romantischen Drama „Die Söhne des Thals“, behandelt er den Untergang des Templerordens. Aus der Zeit des Protestantismus stammt das Trauerspiel „Martin Luther oder die Weihe der

---

1) Schulausgabe mit Einleitung und Anmerkungen von Heinrich Weismann. (Frankfurt a. M.) Stuttgart (Cotta) 1883.

2) Emil Kuh, die Quelle der Kleistschen Erzählung Michael Kohlhaas, 2. Ausg., Leipzig 1861. — Burckhardt (Archivrat in Weimar), der historische Hans Kohlhaas und Heinrich von Kleists Michael Kohlhaas, 1861. — Robert Prölß (Dresden) hat den Stoff in einem sechsaktigen Trauerspiel behandelt. — Ins Französische hat die Novelle übersetzt August Dietrich, Wien 1880 (bibliothèque du Messager de Vienne).

Kraft"[1]). Als katholischer Weltgeistlicher setzte er diesem Stücke entgegen „Die Weihe der Unkraft", wodurch er das frühere Drama als eine Verirrung bezeichnete. Ein grausenhaftes Stück ist seine Tragödie „Der vierundzwanzigste Februar" (an diesem Unglückstage geschehen eine Reihe von Mordthaten), welche insofern bemerkenswert ist, als sie die Reihe jener Schauerstücke eröffnet, die man mit dem gemeinsamen Namen Schicksalstragödien bezeichnet. In demselben erscheint das Schicksal als eine tückische Macht, welche Schuldige und Unschuldige ins Verderben zieht. Der Mensch steht unter der Zaubermacht eines Fluches, den er ohne sein Wissen und ohne sein Verschulden auf sich geladen, und ohne daß er sich dagegen wehren kann, geht er bejammernswert unter.

Zu dieser Art von Schicksalstragödien gehören „Der neunundzwanzigste Februar" und „Die Schuld" von **Adolf Müllner** († 1829 in Weißenfels); „Das Bild" von **Ernst von Houwald** (aus der Niederlausitz, † 1845); teilweise auch „Die Ahnfrau" von Franz Grillparzer (§ 61). — Im Roman wurde die Romantik auf die Spitze getrieben von

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, geb. 24. Januar 1776 zu Königsberg, † 25. Juni 1822 in Berlin. Eine krankhafte Richtung tritt zu Tage in seinen „Elixieren des Teufels" und den „Nachtstunden". Dagegen enthalten die „Serapionsbrüder" treffliche, in vorzüglicher Prosa geschriebene Erzählungen, wie „Meister Martin der Küfer und seine Gesellen", eine kulturhistorische Novelle aus Nürnbergs Geschichte, „Der Artushof", eine in Danzig spielende Malergeschichte und „Das Fräulein von Scudery", eine frische Erzählung aus Ludwigs XIV. Zeit. Reich an Beziehungen auf Hoffmanns eignes Leben, voller Humor und Satire sind die unvollendet gebliebenen „Lebensansichten des Katers Murr". Den sagenhaften Sängerwettstreit auf der Wartburg hat er frei bearbeitet in einer Novelle „Der Kampf der Sänger".

§ 61. Oesterreichische Dichter.

Die hauptsächlichsten Glieder derselben sind:

Franz Grillparzer, geb. 15. Januar 1791, † 21. Januar 1872 in Wien. Derselbe trat zuerst in die Fußstapfen der Romantik und lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich durch sein Drama „Die Ahnfrau", die 1817 zum ersten Male in Wien aufgeführt wurde, von da aber erfolgreich über alle Bühnen Deutschlands ging. Ist auch dasselbe eine Schicksalstragödie zu nennen, so erhebt es sich doch in Komposition und Sprache über die andern Werke gleicher Gattung; freilich ist der gereimte vierfüßige Jambus kein geeigneter dramatischer Vers. Bald kehrt er der romantischen Schule den Rücken und wählt antike Stoffe, die er mit deutschem Geiste erfüllte. So schuf er Dramen, durch die er sich würdig an unsere großen Dramatiker anreihte. Schon 1818 erschien das Drama „Sappho", dessen Heldin jene hochverehrte griechische Dichterin ist, die sich von dem leukadischen Felsen

[1]) Mit großem Geschick hat in neuester Zeit die bedeutsamsten Momente in der großen Sturm- und Drangperiode der Reformation in einem Festspiel zusammengefaßt Wilhelm Henzen (Leipzig), Martin Luther. Reformationsdrama in 5 Akten und einem Vorspiel, *Leipzig (Reißner)* 1883.

herab ins Meer stürzte, ein ergreifendes Seelengemälde, das den Zwiespalt zwischen Dichtung und Leben zur lebendigsten Anschauung bringt. Darauf folgte „Das goldene Vließ“, eine Trilogie, deren einzelne Teile „Der Gastfreund“, „Die Argonauten“ und „Medea“ sind. Ein drittes Drama „Des Meeres und der Liebe Wellen“ behandelt die alte Sage von Hero und Leander. Diese Dramen, in denen sich antike Einfachheit und griechisches Maßhalten mit deutschem Denken und Empfinden vereinigen, zeichnen sich aus durch eine edle, zum Teil hinreißende Sprache und eine meisterhafte Entwicklung der Leidenschaft. Zur Geschichte seines Heimatlandes wandte sich Grillparzer in „Ottokars Glück und Ende“, das den Fall Ottokars von Böhmen, den seine maßlose Herrsch- und Ruhmsucht zu Grunde richtet, und die Gründung der habsburgischen Dynastie darstellt [1]).

Joseph Freiherr von Zedlitz, geb. 28. Februar 1790 auf dem Schlosse Johannisberg in Oesterreichisch-Schlesien, † 10. März 1862 in Wien. Unter seinen Gedichten ist eins der bekanntesten „Die nächtliche Heerschau“; ein damit verwandtes ist „Das Geisterschiff“. Als Meister in der Elegie zeigt er sich in seinen Totenkränzen, einem Cyklus von Kanzonen, welche von dem Gedanken ausgehen, daß nichts Großes in der Welt ohne Begeisterung vollbracht werde. Freilich ist dieses Feuer der Begeisterung oft ein verzehrendes und das Lebensglück des Menschen zerstörendes. Dies erfährt der Dichter, indem ihn der Geist des Grabes an die Gräber von Wallenstein, Napoleon, von Petrarka und Laura, von Romeo und Julie, Tasso und Byron führt. Daß aber die Begeisterung dennoch ein göttliches Geschenk bleibe, empfindet der Dichter an den Gräbern eines Canning, Joseph II., Shakespeare, Goethe, welche für das Wohl der Menschheit wirkten und jenes göttliche Gut nicht entweihten. Ein duftiges, liebliches Märchen ist sein „Waldfräulein“.

Nikolaus Lenau (mit seinem vollständigen Namen Nikolaus Nimbsch, Edler von Strehlenau, geb. 13. August 1802 in dem ungarischen Dorfe Csatad unweit Temesvar, † 22. August 1850 in der Irrenanstalt zu Oberdöbling bei Wien). Die Grundstimmung seiner Poesie ist trübe Melancholie, und tiefer innerer Schmerz, wovon u. a. die Gedichte: „An die Melancholie“, „Bitte“ „Eitel nichts“ Zeugnis geben. Die beste Erklärung hierzu giebt Lenau selbst in dem Gedichte „Glauben, Wissen, Handeln“. Zu seinen schönsten Liedern gehören die Schilflieder („Auf dem Teich, dem regungslosen“ u. a.), Der Lenz, Liebesfeier („An ihren bunten Liedern klettert“) Primula veris, Am Grabe Höltys, Die Wurmlinger Kapelle, Der Postillon, Das Posthorn, Die Haideschenke, Die Werbung, Seemorgen, Die drei Indianer u. a. Eine warme Begeisterung für die Freiheit spricht sich aus in seinen Polenliedern (z. B. Der Polenflüchtling). Größere Dichtungen Lenaus sind „Faust“, worin er seinen eigenen Kampf zwischen Glauben und Wissen darstellt; „Savonarola“, worin er im Anschlusse an die Geschichte des Florentiner Reformators, der 1498 unter Papst Alexander VI. den Märtyrertod starb,

---

[1]) Gesamtausgabe von Grillparzers Werken, besorgt von Heinrich Laube und Joseph Weilen, 3. Ausgabe 1881, 10 Bände. — Grillparzers Sappho. Schulausgabe von Prof. Maschek (Reichenberg) 1879. — Franz Grillparzer, eine biographische Studie von Adalbert Fäulhammer, Graz (Leuschner und Lubensky) 1884.

einen offenen Kampf führt gegen das Antichristentum [1]); „Die Albigenser" (reformatorische Sekte des südlichen Frankreich, welche der Gewalt des Papstes Innocenz III. erlag), die eine durchaus antihierarchische Tendenz haben. Endlich hat Lenau auch die Sage vom ewigen Juden in zwei Gedichten behandelt [2]). — Vergl. Auswahl deutscher Gedichte, S. 234—243.

Anastasius Grün, pseudonym für Anton (Alexander Maria) Graf von Auersperg, wurde geb. den 11. April 1806 zu Laibach in Krain und starb den 12. September 1876 in Graz [3]). Er ist ein furchtloser Kämpfer gegen geistige und politische Knechtschaft. Diese Begeisterung für die Freiheit spricht sich gleich in seinem ersten Werke „Der letzte Ritter" aus, worin er eine Anzahl Begebenheiten aus dem Leben Kaiser Maximilians I. behandelt. Eine Romanze aus diesem Cyklus ist „Die Martinswand". Von derselben patriotischen Begeisterung durchweht sind seine „Spaziergänge eines Wiener Poeten", welche eine große Aufregung hervorbrachten und den Namen des Dichters populär machten. Ebenso politisch-freisinnig ist seine größere Dichtung „Schutt", die aus vier Teilen besteht, deren erster „Der Turm am Strande" betitelt ist. Einen humoristischen Charakter trägt „Der Pfaff vom Kahlenberg". Zu den schönsten unter seinen kleineren Gedichten gehören „Der Ring", „Der Deserteur", „Der letzte Dichter" u. a. [4]). — Vergl. Auswahl deutscher Gedichte, S. 126—132.

Friedrich Halm (Franz Joseph Freiherr von Münch-Bellinghausen, geb. den 2. April 1806 zu Krakau, † 22. Mai 1871 in Wien). Rauschenden Beifall erhielt sein Erstlingsdrama „Griseldis", worin er das Ideal der Weiblichkeit zu zeichnen versuchte. Dieselbe begeisterte Aufnahme fand „Der Sohn der Wildnis", ein romantisches Drama, welches den Triumph darstellt, welchen die Macht der Sitte und der Liebe über die Kraft der wilden Größe davonträgt. Daran schloß sich „Der Fechter von Ravenna", ohne Zweifel das bedeutendste unter Halms Dramen, das den dichterischen Glanz der Sprache mit den andern teilt, sich aber noch insbesondere durch warme patriotische Begeisterung auszeichnet.

Nepomuk Vogl, geb. 2. November 1802 als der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns in Wien, wo er als Beamter der niederösterreichischen Landstände den 16. November 1866 starb. Er hat, abgesehen von seinen Epigrammen und Sprüchen, namentlich Lieder, Balladen und Romanzen gedichtet, und seine Landsleute haben ihn den Vater der österreichischen Ballade genannt. Zu seinen bekanntesten Gedichten gehören „Das Erkennen" (Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand kommt wieder heim aus dem fernen Land), „Herr Heinrich saß am Vogelherd", „Die beiden Särge zu Weimar". Eine warme Begeisterung für sein deutsches Vaterland spricht aus den Liedern „Der deutsche Mann", „Der beste Klang", „Gruß an das Vaterland" u. a. Damit vereinigt sich ein kindlicher Sinn, wie er uns in seiner Liedersammlung „Aus dem Kinderparadiese" entgegentritt. — Auswahl deutscher Gedichte, Seite 486—488.

---

[1]) Denselben Florentiner Reformator haben in neuerer Zeit zum Mittelpunkt eines Trauerspiels gemacht Peter Lohmann (geb. 1833 zu Schwelm bei Elberfeld), (Dram. Werke. 4 Bände 1875) und Richard Voß (Berchtesgaden), Wien (Rosner) 1878.

[2]) Sämtliche Werke, herausgegeben von A. Grün. 4 Bände 1855.

[3]) P. v. Radics (Laibach), Anastasius Grün und seine Heimat, 1876.

[4]) A. Grün, gesammelte Werke, herausgegeben von L. A. Frankl, 5 Bde., 1877 ff.

Gabriel Seidl, geb. 21. Juni 1804 als der Sohn eines Advokaten in Wien, wo er als kaiserlicher Schatzmeister und Hofrat 18. Juli 1875 starb. Seine Liebe zur Heimat bekundet er durch seine „Gedichte in niederösterreichischer Mundart“, und der neue Text der österreichischen, von Haydn bereits 1797 komponierten Nationalhymne stammt von ihm. Er ist vorzugsweise Lyriker, und unter seinen Liedern sind zu nennen: „Das Glöcklein des Glücks“, „Der Falschmünzer“, „Hans Euler“, „Der Traum des alten Fritz“, „Das erste und letzte Bild“, sowie das tief empfundene „Der tote Soldat“. — Vergl. Auswahl deutscher Gedichte, Seite 335 ff.

Egon Ebert, geb. 5. Juni 1801 in Prag, † 24. Oktober 1882, nachdem er eine Reihe von Jahren dem Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen als Bibliothekar, Archivar u. s. w. treu gedient. Der Schwerpunkt seiner dichterischen Thätigkeit liegt nicht im Drama, worin er sich schon frühzeitig versuchte, sondern in der Lyrik und im Epos. Mit Vorliebe behandelt er in seinen Gedichten die Sagen Böhmens, und es gehört hierher auch „Wlasta“, ein böhmisch-nationales Heldengedicht. Einen großen Reichtum von Gedanken begegnen wir in dem letzten Erzeugnisse seiner Muse, in den „Frommen Gedanken eines weltlichen Mannes“. Zu seinen schönsten Liedern gehören „Der Sänger im Palaste“, „Schwerting, der Sachsenherzog“, „Frau Hitt“, „Uhland“, „Der Rhonegletscher“, „Die Meister (II.: Der Leuchtturm)“. — Vergl. Auswahl, S. 40—48.

Ernst Freiherr von Feuchtersleben, geb. 29. April 1806 in Wien und gest. den 3. September 1849 ebendaselbst. Er war Arzt, Philosoph und Dichter. Indem er sein Studium namentlich der ärztlichen Seelenkunde zuwendete, hat er uns in einem ausgezeichneten Buche, in seiner „Diätetik der Seele“, sein sittliches Glaubensbekenntnis hinterlassen. Als Dichter ging er vorzugsweise zu den Alten und zu Goethe in die Schule, dem er auch in einem Sonett ein Denkmal gesetzt. Unter seinen Liedern ist das bekannteste: „Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man, was man am liebsten hat, muß meiden“ [1]).

Adalbert Stifter, geb. 1806 zu Oberplan im südlichen Böhmen, als der Sohn eines schlichten Leinwebers, † 1868 in Linz, wo er seit 1848 das Amt eines Schulrates für die Volksschulen Oberösterreichs bekleidete. Als Schriftsteller machte er sich berühmt durch seine Studien. So betitelte Stifter eine Reihe novellistischer Dichtungen, weil er anfangs nur für sich und zu seiner Uebung niederschrieb. Er bietet darin meisterhafte Landschafts- und Seelengemälde, welche den tiefsinnigen Zusammenhang zwischen der Gemütswelt und der Natur darlegen. Dieselbe zarte und lebensvolle Schilderung des Natur- und Menschenlebens, dieselbe edle und warme Sprache enthalten sein Nachsommer und seine Bunten Steine. Nicht minder ausgezeichnet durch die höchste Klarheit und Durchsichtigkeit der Form, sowie durch meisterhafte Anlage ist seine Erzählung Witiko, wozu er den Stoff der Geschichte Böhmens entnommen [2]).

---

[1]) Ernst Freiherr von Feuchtersleben, sämtliche Werke, herausgegeben von Friedrich Hebbel, 7 Bände, Wien 1851—1853.

[2]) Stifters litterarischer Nachlaß wurde von Johann Aprent, Professor an der Ober-Realschule zu Linz, geordnet und herausgegeben.

Robert Hamerling, geb. 1832 zu Kirchberg am Walde in Niederösterreich, jetzt in Graz, ist eines der bedeutendsten epischen Talente unserer Zeit und hat sich besonders in zwei großen Epen als glänzend begabter Dichter bewährt. Das eine „Ahasver in Rom“ (in fünffüßigen Jamben), das 1865 in erster, 1881 in zwölfter Auflage erschien (Hamburg, Richter), enthält eine Schilderung des lasterhaften Rom mit seinem lasterhaften Despoten Nero an der Spitze. Das andere „Der König von Sion“ (in Hexametern) stellt die blutige Herrschaft der Wiedertäufer in Münster unter Johann von Leyden dar. Beide Epen sind geniale, gedankentiefe Werke und enthalten glänzende, farbenprächtige Schilderungen, doch läßt sich der Dichter in der Darstellung des Sinnentaumels und Genusses bisweilen allzusehr von seiner glühenden Phantasie fortreißen. — Unter dem Titel „Danton und Robespierre“ schrieb Hamerling endlich eine fünfaktige Tragödie, die freilich mehr ein dramatisiertes Epos ist, aber eine sorgfältige Charakteristik der Personen und treffliche Schilderungen bietet. — Die neueste Zeit brachte von Hamerling eine liebliche Dichtung „Amor und Psyche“, die mit herrlichen Illustrationen von Paul Thumann bei Adolf Titze in Leipzig erschienen ist. — Daß der gefeierte Dichter und Sänger auch ein Meister in „ungebundener“ Sprache ist, beweist das Werk, das 1884 unter dem Titel „Prosa“ in 2 Bänden (Hamburg, Richter) eine größere Anzahl Skizzen, Gedenkblätter und Studien bringt, welche des Interessanten und Eigentümlichen eine Menge bieten.

§ 62. Nachklänge der Romantik und die Gegner dieser Schule.

Nachklänge der Romantik finden sich in einer Reihe von Dichtern, zu denen folgende gehören:

Ernst Schulze (geb. 22. März 1789 in Celle, † 26. Juni 1817 in seiner Vaterstadt), dessen Dichtungen durch Melodie und Wohllaut des Versbaues und der Sprache sich auszeichnen, aber zu weich und verschwommen sind. In seinem Epos „Cäcilie“ behandelt er den Kampf des Christentums mit dem Götzendienst Odins. (Den Entschluß zu diesem Werke faßte er an dem Todenbett seiner Braut, Cäcilie Tychsen, welche in dem Gedichte die christliche Sehnsucht nach dem Ewigen darstellt.) Die romantische Erzählung „Die bezauberte Rose“ besingt die Erlösung einer Königstochter, welche in eine Rosenknospe verzaubert ist, durch den Gesang des Sängers Alpin. Beide Gedichte sind in Ottaverimen[1]) geschrieben, die, was Reichtum und musikalischen Zauber betrifft, ihresgleichen suchen.

Adelbert von Chamisso, geb. 30. Januar 1781 auf dem Stammschlosse Boncourt in der Champagne, † 21. August 1838 in Berlin, war von Geburt ein Franzose, seiner Sprache und Gesinnungsart nach ein Deutscher. In seiner Jugend dichtete er im Geschmack der Romantik, von der er sich später ganz abwandte. Gleich den Romantikern griff er zurück auf das Mittelalter in seiner Nachdichtung des armen Heinrich von Hartmann

---

[1]) Die Ottave (Ottaverime oder Stanze) besteht aus 8 fünffüßigen Jamben. In den 6 ersten Zeilen kehren zwei Reime abwechselnd wieder, während die zwei letzten einen neuen Reim bringen nach dem Schema: abababcc. In dieser Form ist Tassos befreites Jerusalem, Ariosts rasender Roland, Goethes Zueignung, der Epilog zu Schillers Glocke rc. gedichtet.

von der Aue (§ 18). Einen romantischen Charakter trägt seine humoristische Märchennovelle „Peter Schlemihl“. Diese „wundersame Geschichte“ erzählt von einem armen Menschen, der gegen seinen Schatten, den er dem Teufel verkauft, Reichtum eintauscht. Sobald man seine Schattenlosigkeit bemerkt, verhöhnt ihn jedermann. Da ein unheimliches Grauen ihn unter jeder Menschengruppe verfolgt, so vertrauert er bei all seinem Golde einsam Tage und Nächte, indem er vergebens auf die Rückgabe seines Schattens von dem schadenfrohen Teufel hofft. Zum Ersatz bekommt er endlich Siebenmeilenstiefel, auf denen er der menschlichen Gesellschaft entflieht, um fortan allein dem Genusse der Natur zu leben. — Der verkaufte Schatten des unglücklichen Schlemihl mag wohl die verlorne Heimat des Dichters bedeuten, der auch seinem tiefen Schmerze, Heimat und Vaterland verloren zu haben, Worte leiht in dem Gedichte „Das Schloß Boncourt“. Zart und innig ist sein Liedercyklus „Frauen-Liebe und Leben“, während andere Gedichte etwas Herbes und Bitteres haben (z. B. der Bettler und sein Hund). Welche Erquickung die Poesie gewährt, sagt das Lied „Frisch gesungen“. Ueberaus anschaulich hat er die Qualen des bösen Gewissens geschildert in seinem Gedichte „Die Sonne bringt es an den Tag“, die Habgier in „Abdallah“ (in der Nibelungenstrophe), während er seine Freude an treuer Pflichterfüllung ausspricht in dem Gedichte „Die alte Waschfrau“. Einen humoristischen Ton schlug er an in seinen Romanzen „Tragische Geschichte“ („'s war einer, dem's zu Herzen ging, daß ihm der Zopf so hinten hing“) und „Der rechte Barbier“. Vor allem aber ist Chamisso Meister in der poetischen Erzählung. Zu den ausgezeichnetsten Produkten in dieser Gattung gehört „Salas y Gomez“. (Auf drei Schiefertafeln ist die Lebensgeschichte eines Unglücklichen niedergeschrieben, der, als Jüngling auf eine nackte, einsame Klippe der Südsee verschlagen, dort länger als 50 Jahre sein Leben einsam auf dem Felsen von den Eiern der Vögel fristet und stirbt, ohne daß ein rettendes Schiff ihn aufgenommen.) Es gehören hierher ferner „Der Stein der Mutter“ (eine Guahiba-Indianerin, mit Gewalt von ihren Kindern getrennt, zeigt, was Mutterliebe vermag), „Matteo Falcone“ (ein Vater hält über seinen Sohn, der des Hauses Ehre beschimpft, ein unbarmherziges Gericht), „Die Kreuzschau“ (Gott legt einem jeden nicht mehr auf, als er zu tragen vermag), endlich das ergreifende Gedicht „Die Retraite“. Die Form dieser poetischen Erzählung ist die der Terzine[1]). Die Form der Allitteration trägt das aus dem Isländischen übersetzte Lied von Thrym, das erzählt, wie Thor seinen Hammer Miöllnir wiedergewinnt. — Auswahl deutscher Gedichte, Seite 18 ff.

Joseph Freiherr von Eichendorff (geb. 10. März 1788 auf dem väterlichen Schlosse Lubowitz in Schlesien, † zu Neisse 26. November 1857).

---

[1]) Die Terzine ist italienischen Ursprungs und wurde namentlich von Dante in seiner divina commedia mit großer Meisterschaft angewendet. Das Metrum ist ein fünffüßig jambisches, und zwar bilden je drei Zeilen eine Strophe, die eben daher den Namen Terzine führt. In der ersten Terzine reimen sich die erste und dritte Zeile, während die mittlere sich mit der ersten und dritten der zweiten Terzine reimt u. s. w., so daß das Schema entsteht aba, bcb, cdc, ded u. s. w. — Chamissos gesammelte Werke, herausgegeben von Hitzig, 6 Bände, 4. Aufl. 1856. Karl Fulda, Chamisso und seine Zeit, Leipzig (Reißner) 1881.

Man hat ihn den letzten Ritter der Romantik genannt, mit der er das unbestimmte Gefühlsleben gemein hat, über die er sich aber erhebt durch Wahrheit der Empfindung. Seine kleine Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“ gehört mit zu dem Schönsten, was die Romantik hervorgebracht. Seine Lieder besitzen bei tiefer Innigkeit des Gefühls eine anspruchslose Einfachheit, wie sie einem echten Volksliede eigen ist, z. B. „In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad“. Zu seinen seelenvollsten Gedichten gehören die Lieder „Auf meines Kindes Tod“ [1]). — Auswahl deutscher Gedichte, Seite 48 ff. — Mit Eichendorff in manchen Stücken verwandt ist

Wilhelm Müller, geb. den 7. Oktober 1794 zu Dessau, † am 1. Oktober 1827 in seiner Vaterstadt. Auch er hat in vielen seiner Lieder den echten Volkston getroffen, z. B. „Ich schnitt' es gern in alle Rinden ein“ — „Es lebe, was auf Erden stolziert in grüner Tracht“ — „Das Wandern ist des Müllers Lust“ — „Ich hört' ein Bächlein rauschen“ u. s. w. Aus allen diesen und ähnlichen Gedichten wie „Das Frühlingsmahl“, „Frühlingseinkehr“ spricht eine liebenswürdige Heiterkeit und kindliche Naivetät. Von seinen mehr erzählenden Gedichten sind zu nennen „Der Glockenguß zu Breslau“ — „Est, Est!“ — „Der ewige Jude“. Eine schwungvolle Begeisterung herrscht in seinen Griechenliedern, in denen er den Unabhängigkeitskampf der Griechen freudig begrüßt. Hervorzuheben sind: „Alexander Ypsilanti“, „Der kleine Hydriot“, „Die letzten Griechen“. — Vergl. Auswahl deutscher Gedichte, Seite 261—269.

Karl Leberecht Immermann, geb. den 24. April 1796 zu Magdeburg, † den 25. August 1840 in Düsseldorf. Mit einem reichen Geiste und mit entschiedenem Talent für das Drama begabt, gelangte er doch nicht zur Vollendung, weil er in seinen Kunstansichten beständig schwankte. Seine ersten Dramen schrieb er im Geschmacke der Romantik. So sind z. B. das Thal von Ronceval, König Periander und sein Haus, Cardenio und Celinde (denselben Stoff hat A. Gryphius bearbeitet), voller Willkürlichkeiten und reich an Greuelthaten. (Stücke dieser Art geißelte Platen in seinem romantischen Oedipus.) Später wandte sich Immermann zum historischen Drama in seinem Trauerspiel in Tirol (Andreas Hofer) und Kaiser Friedrich II. Auf dem Gebiete des Epos schrieb er Tristan und Isolde nach Gottfried von Straßburg, voll reicher Phantasie und glanzvoller Schilderung der heitern Lebenslust (unvollendet), die Epigonen, eine Novelle und Tulifäntchen, ein humoristisches Heldengedicht. Das beste unter seinen Werken ist sein Münchhausen, worin er im Gegensatze zu der Falschheit und Heuchelei der höheren Klassen, ein reizendes Bild des westfälischen Dorflebens entwirft, namentlich im Dorfschulzen eine kräftige, gesunde Gestalt und in Lisbeth ein unschuldiges Naturkind zeichnet. Eine Biographie und Charakteristik seiner Persönlichkeit giebt er selbst in seinen Memorabilien.

Heinrich Heine, geb. den 13. Dezember 1799 zu Düsseldorf von jüdischen Eltern, trat später zum Christentume über, mit dem es ihm nie

[1]) Eichendorffs sämtliche poetische Werke, 3. Aufl., 4 Bände, Leipzig (Amelang) 1883.

ernst war, und starb nach unsäglichen Leiden den 17. Februar 1856 in Paris. Im Geiste der Romantik schrieb er mehrere **Tragödien**, die aber nur wilde Schauer- und Schreckensstücke sind. Dieselbe Schule, in deren Stile er hier dichtete, wurde später von ihm mit bitterem Hohne und beißendem Spott verfolgt. In geschickter Prosa, aber in scharfem, satirischem Tone sind seine **Reisebilder** geschrieben. Heine besaß ein glänzendes poetisches Talent, und viele seiner **Lieder** („Leise zieht durch mein Gemüt" — „Du bist wie eine Blume" — „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" — „Und wüßten's die Blumen, die kleinen" — „Du schönes Fischermädchen" — „Die Wallfahrt nach Kevlaar" — „Belsazar" — „Nach Frankreich zogen zwei Grenadier'" u. s. w.) gehören zu dem Besten, was die deutsche Lyrik aufzuweisen hat. (Auswahl deutscher Gedichte, Seite 147 ff.) Dabei aber bricht, oft mitten unter den zartesten Empfindungen, sein alles zersetzender Spott immer wieder hervor und vernichtet die Weihe der Empfindung. Ueberhaupt herrscht bei **Heine** ein durchaus negatives Element vor, und die Frivolität wurzelt tief in seinem Wesen. Man hat ihn nicht mit Unrecht die Spottdrossel des deutschen Dichterwaldes genannt, denn er versteht in der That alle Töne anzuschlagen und alles Poetische in Religion, Leben und Liebe zu travestieren. Mag er daher mit Recht, wenn auch etwas selbstgefällig und anspruchsvoll, von sich sagen: „Ich bin ein deutscher Dichter, bekannt im deutschen Land; nennt man die besten Namen, so wird auch der meine genannt"; nicht minder wahr bleibt sein anderes Wort: „Vergiftet sind meine Lieder; wie könnt' es anders sein?" [1])

Anmerkung. An Heine und an seinen Glaubens- und Gesinnungsgenossen **Ludwig Börne** († 1837 in Paris, Verfasser der Briefe aus Paris und der Denkrede auf Jean Paul) schloß sich das sogenannte **junge Deutschland** an. Man bezeichnet damit eine Richtung, welche ähnlich dem Sturm und Drang der 70er Jahre des vorigen, in den 30er Jahren dieses Jahrhunderts hervortritt, einen durchaus revolutionären Charakter trug und die Emanzipation des Fleisches predigte. Die beiden hervorragendsten Dichter dieser Schule, welche später ihren negativen Standpunkt verließen und auf dem Gebiete des Dramas und des Romans Tüchtiges leisteten, sind

Heinrich Laube, geb. den 18. September 1806 zu Sprottau in Schlesien, † am 1. August 1884 in Wien, Verfasser der Dramen „Graf Essex", „Die Karlsschüler", „Gottsched und Gellert" und

Karl Gutzkow, geb. den 17. März 1811 in Berlin, † 15. Dezember 1878 zu Frankfurt a. M., Verfasser der größeren Romane „Die Ritter vom Geist", „Der Zauberer von Rom", Hohenschwangau", „Die Söhne Pestalozzis" und den Dramen „Der Königsleutenant", „Zopf und Schwert", „Uriel Acosta", „Das Urbild des Tartüffe".

Am entschiedensten trat jenen spätern Romantikern entgegen

August Graf von Platen, geb. 24. Oktober 1796 zu Ansbach, † 5. Dezember 1835 zu Syrakus. Während er in seinem ersten Drama „**Der gläserne Pantoffel**" (launige Verschmelzung der Märchen von Aschenbrödel und Dornröschen) noch auf dem Standpunkt der Romantiker steht, hat er schon im „**Schatz des Rhampsinit**" mit ihnen gebrochen. Durch seine polemisch-satirischen Lustspiele erwarb er sich den Namen eines

---

[1]) Heines sämtliche Werke wurden herausgegeben von Adolf **Strodtmann**, 22 Bände, Hamburg 1861—1863. Derselbe schrieb auch die erste größere Biographie des Dichters unter dem Titel: H. Heines Leben und Werke, 2 Bände, 3. Aufl., 1883. — Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie. Von seinem Bruder **Maximilian Heine** († 1879 in Berlin) 1868.

deutschen Aristophanes; in dem einen derselben „Die verhängnisvolle Gabel“ persifliert er die Schicksalstragiker, namentlich Müllner, in dem anderen „Der romantische Oedipus“, zieht er gegen die Willkürlichkeiten der Romantik, namentlich gegen Immermann, zu Felde. Desgleichen kämpft er gegen die Vernachlässigung des Metrums und die Ueberschätzung des Reims. Indem er die antiken, reimlosen Versmaße wieder anwandte, beobachtete er die Gesetze der Metrik auf das gewissenhafteste und strebte nach der höchsten Reinheit der Form. Sein bedeutendes Formtalent offenbart er namentlich in seinen Oden, durch die er gleichsam der deutsche Pindar geworden ist und nach Klopstock den zweiten Preis errungen hat. Zu den bedeutendsten unter seinen Oden gehören „An Franz II.“, „An Karl X.“, in denen er seiner politischen Gesinnung Ausdruck giebt; „Der Vesuv im Dezember 1830“, „Florenz“, in denen er ein prächtiges Gemälde italienischer Natur entwirft, wie er dies auch in einigen seinen Eklogen und Idyllen thut, zu denen „Der Fischer auf Capri“ gehört. Mit derselben Meisterschaft behandelte er italienische Versmaße in seinen Ritornellen und Sonetten (u. a. Sonette an Venedig), die zu den wohlklingendsten in der deutschen Sprache gehören, sowie orientalische Formen in seinen Ghaselen [1]). Diese Meisterschaft teilt Platen mit A. W. von Schlegel und mit Rückert. Wiesehr er sich derselben bewußt ist, beweist das Sonett „Grabschrift“. Unter seinen Balladen zeichnen sich einige durch würdevolle Einfachheit und Wohllaut der Sprache aus. Hierher gehören „Der Pilgrim vor St. Just“ („Nacht ist's und Stürme sausen für und für“) und „Das Grab im Busento“ („Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder“.) Von seinen Liedern mögen hervorgehoben werden sein Parsenlied und ein anderes Gedicht, das mit den Worten beginnt: „Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht, und fühlte mich fürder gezogen“.[2]) — Auswahl deutscher Gedichte, Seite 272 ff. — Auf epischem Gebiete ist von großer Einfachheit und durchsichtiger Klarheit sein orientalisches Märchen in neun Gesängen „Die Abassiden“, worin er die Abenteuer der Söhne des Kalifen Harun al Raschid behandelt. (Der Stoff ist aus 1001 Nacht genommen.) — Eine nichts weniger als romantische Natur war auch

Johann Gottfried Seume, geb. 29. Januar 1763 zu Poserna bei Weißenfels, † 13. Juni 1810 in Teplitz, ein Charakter, der, wenn auch nicht frei von Bitterkeit, doch edel und grundehrlich war, zugleich ein geschworener Feind aller Heuchelei und Tyrannei. Mit kühnem, männlichem Mute überwand er die überaus traurigen Schicksale seines Lebens. Von seinen zahlreichen Wanderungen hat er uns zwei trefflich dargestellt: „Spaziergang nach Syrakus“ und „Mein Sommer 1805“. Eine Sammlung abgerissener Gedanken enthalten seine „Apokryphen“. [3]) Unter seinen Gedichten ist das bekannteste „Der Wilde“. — Auswahl, Seite 441.

---

[1]) Das Ritornell ist italienischen Ursprungs und besteht aus einer einzigen Terzine, ist also ein Epigramm von drei Zeilen, von denen sich die erste und dritte reimen, während die mittlere reimlos ist. — Ueber das Sonett s. § 37. — Die Form der Ghasele stammt aus dem Persischen, und das Wesen derselben besteht vor allem darin, daß ein Reim sich durch das Ganze hindurchzieht (aabacadaeafag u. s. w.)

[2]) Lothar Böhme (Freiberg), Zur Würdigung Platens (Programm) Annaberg 1879.

[3]) Seume, prosaische und poetische Werke, 10 Teile (Berlin, Hempel).

§ 63. Die Dichter der Befreiungskriege.[1])

Als in den Jahren 1813 und 1814 das deutsche Volk sich gegen die französische Gewaltherrschaft erhob, in jener Zeit traten eine Anzahl Dichter auf, welche das Feuer der kriegerischen Begeisterung nährten und zu kühnen Thaten entflammten. Dergleichen patriotische Gesänge dichteten die Grafen Stolberg, Fouqué, Heinrich v. Kleist. Vorzugsweise aber gehören zu den Sängern jener Befreiungskriege Arndt, Körner, Schenkendorf und Rückert.

Ernst Moritz Arndt wurde den 26. Dezember 1769 in dem Dorfe Schoritz auf Rügen geboren. Diese Insel gehörte damals noch zu Schweden, woher auch die Vorfahren des Dichters eingewandert waren. Eine glänzende Ahnenreihe konnte derselbe nicht aufweisen. Sein Urgroßvater war schwedischer Unteroffizier, sein Großvater Schäfer gewesen; sein Vater, ursprünglich ein Leibeigener, hatte von seinem Herrn, dem Grafen zu Putbus, für treugeleistete Dienste die Freiheit erhalten und pachtete nun das Gut Schoritz, später der Reihe nach verschiedene andere Güter der Insel. In patriarchalischer Einfachheit, gesund und kernig wuchs Ernst Moritz heran, und erhielt schon als Knabe jene Rüstigkeit, die er bis in sein hohes Alter sich bewahrte. Hatte er sich im Sommer in der großartigen Natur seiner Heimat mit ihren Buchenwäldern, dem belebten Strande der Ostsee und ihren tief ins Land einschneidenden Buchten frei bewegt, so brachte ihm sein stenger Vater im Winter die bescheidenen Anfänge des Lesens, Schreibens und Rechnens bei, während die fromme sinnige Mutter ihn in die Bibel, das Gesangbuch und die Märchenwelt einführte. Das frische freie Leben nahm auch dann noch seinen ungestörten Fortgang, als der Knabe später noch einen besondern Lehrer erhielt. So kam er, zwar nur mäßig vorbereitet, aber gesund an Leib und Seele, auf das Gymnasium nach Stralsund. Im Jahre 1791 bezog er die Universität des nahen Greifswald und studierte hier, sowie später in Jena, wo ihn namentlich Fichte begeisterte, bis 1794 Theologie und Philosophie. Nachdem er sodann einige Jahre daheim als Hauslehrer thätig gewesen, ging er auf Reisen und durchwanderte Deutschland, die Schweiz, Ungarn, Oberitalien, Frankreich. Nach Pommern zurückgekehrt, hielt er an der Universität Greifswald Vorlesungen über Geschichte und wurde 1805 Professor daselbst. In jener trüben Zeit von Deutschlands Schmach und Jammer verfaßte er 1806 den ersten Teil seiner Schrift vom „Geist der Zeit“, ein Werk voll kühnen Freimuts, voll Erbitterung gegen Napoleon und die Franzosen, voll glühender Liebe zu dem armen, unterdrückten Vaterlande. Das Buch fand eine beispiellose Verbreitung und zündete in allen deutschen Herzen. Freilich hatte er jetzt die Rache des Korsen zu fürchten; sein Leben war in der Heimat gefährdet. Er floh deshalb nach dem benachbarten Schweden, wo er unter dem Schutze des Königs Gustav IV. einige Jahre blieb. Im Jahre 1809 kehrte er nach Deutschland zurück, wo es noch recht traurig aussah: es war dasselbe Jahr, in welchem der tapfere Ferdinand von Schill ein so beklagenswertes Ende in Stralsund fand. Damals entstand sein „Lied vom Schill“:

Es zog aus Berlin ein tapfrer Held,
Er führte sechshundert Reiter ins Feld.

[1]) Julius Knipfer (Eisenberg), die Dichter der Befreiungskriege, Altenburg 1870.

Von Häschern und Spionen umringt, fand Arndt bei seinem Jugendfreunde, dem Buchhändler Georg Reimer in Berlin, eine gastliche Aufnahme, wo er unter dem Namen eines Sprachmeisters Allmann inkognito lebte. Im Jahre 1810 erhielt er seine Stelle in Greifswald wieder, da Pommern an Schweden zurückgegeben war. Bald aber wurde es ihm in der kleinen Universitätsstadt zu eng, er wollte frei sein, nahm daher seine Entlassung und ging zu seinen Geschwistern aufs Land. Als mit Beginn des Jahres 1812 die Franzosen auch Pommern besetzten, mußte Arndt abermals flüchten. Er ging über Berlin nach Breslau, wo damals die trefflichsten Männer Preußens, Scharnhorst, Gneisenau, Blücher, sich zusammenfanden. Auch hier fühlte er sich nicht mehr sicher, als im Sommer des ebengenannten Jahres Napoleon seinen verhängnisvollen Zug nach Rußland unternahm, und auch Preußen sein Heer unter die Fahnen des Unterdrückers stellen mußte. Er verließ Schlesien und begab sich nach Petersburg zum Freiherrn von Stein, der seine Dienste dringend begehrte und ihn zu seinem Sekretär ernannte. Hier ließ er nicht ab mit gewaltigen, feurigen und kräftigen Worten für die nationale Sache zu wirken. In dieser Beziehung ist ein treffliches Buch zu nennen, das in Petersburg gedruckt und in vielen Tausenden von Exemplaren in Deutschland verbreitet wurde. Es ist dies sein „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann“, worin er in der Feuersprache der Propheten lehrte, „wie ein christlicher Wehrmann sein und mit Gott in den Streit gehen solle“.

Als nach dem Brande Moskaus das französische Heer jenen schrecklichen Rückzug angetreten und Napoleons stolzer Zug nach Rußland einen so schmählichen Ausgang genommen, kehrten Arndt und Stein wieder in die Heimat zurück und kamen Ende Januar 1813 nach Königsberg, wo es für beide Arbeit genug gab. Den 17. März erließ König Friedrich Wilhelm III. den „Aufruf an mein Volk“. Es wurde in Preußen die Landwehr und der Landsturm organisiert. In Beziehung darauf schrieb Arndt: „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?“ Eine andere geharnischte Flugschrift führt den Titel: „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze.“ An den furchtbaren Schlachten, die im Jahre 1813 geschlagen wurden, hat Arndt nicht teilgenommen, aber ihm gebührt das Verdienst, durch Wort und Lied die Jugend mit glühendem Heldenmute erfüllt und zu dem heiligen Kampfe begeistert zu haben. Deshalb sind seine „Kriegs- und Wehrlieder“ eine wahrhaft nationale That, und durch sie ist Arndt einer der volkstümlichsten deutschen Dichter geworden. Einige der schönsten darunter sind: „Was ist des Deutschen Vaterland? Ist's Preußenland, ist's Schwabenland?“ — „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte, d'rum gab er Säbel, Schwert und Spieß dem Mann in seine Rechte.“ — „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus! Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus.“ — „Das Lied vom Stein.“ — „Wer ist ein Mann? Wer beten kann und Gott dem Herrn vertraut.“ — „Sind wir vereint zur guten Stunde, wir starker deutscher Männerchor, so dringt aus jedem frohen Munde die Seele zum Gebet hervor.“ — „Deutsches Herz, verzage nicht, thu', was dein Gewissen spricht.“ Vers 6 dieses letzten *„Deutscher Trost“* überschriebenen Liedes lautet:

Deutsche Freiheit, deutscher Gott, deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl sind vier Helden allzumal.

Nach Beendigung des Krieges lebte Arndt in den Rheinlanden und wurde im Jahre 1817 zum Professor an der neugestifteten Universität Bonn ernannt. Hier gründete er sich ein neues Heimwesen durch die Ehe mit der Schwester des berühmten Theologen Schleiermacher. Allein auch jetzt hörte die Unruhe seines Lebens noch nicht auf. Wegen vermeintlicher demagogischer Umtriebe wurde er in eine Untersuchung verwickelt, die zwar mit seiner Freisprechung endete, aber doch zur Folge hatte, daß es ihm untersagt wurde, ferner Vorträge zu halten. So lebte er zwanzig Jahre im Ruhestande in seinem am Ufer des Rheins im Angesicht des Siebengebirges gelegenen Hause. Erst König Friedrich Wilhelm IV. setzte ihn 1840 wieder in Amt und Thätigkeit und suchte ihn für das erlittene Unrecht zu enschädigen. Als um jene Zeit Frankreich mit einem Kriege gegen Deutschland drohte, dichtete Arndt das Lied: „Alldeutschland in Frankreich hinein“[1]). Im Jahre 1848 wurde Arndt in das Frankfurter Parlament berufen und er wurde mit in die Gesandtschaft gewählt, welche König Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone überbringen sollte. Es schmerzte ihn tief, daß das Haus Hohenzollern damals diese Krone nicht annahm. Fortan zog sich der Greis immer mehr von der Oeffentlichkeit zurück und führte im Kreise einer zahlreichen Familie ein stilles, znfriedenes Leben. Den 26. Dezember 1859 wurde sein 90. Geburtstag von ganz Deutschland festlich begangen, einen Monat nachher starb er den 29. Januar 1860 in Bonn. Hier wurde ihm 1865 auf dem sogenannten „alten Zoll“, der alten Festungsbastion am Rhein, ein Denkmal errichtet; ein zweites schmückt den Rugard, den höchsten Punkt Rügens. Das schönste Denkmal aber hat er sich selbst gesetzt in dem Herzen des deutschen Volkes, namentlich durch seine „Kriegs- und Wehrlieder“, die nicht bloß damals die Kämpfer begeisterten, sondern mit ihrer kräftigen Sprache und ihren frischen, singbaren Weisen noch jetzt im Volke leben. Während diese Lieder voll Mark und Kraft sind, weiß er in andern, wie in seiner „Ballade“ (Und die Sonne machte den weiten Ritt um die Welt, Und die Sternlein sprachen: wir reisen mit um die Welt) und in seinem „Gebet eines kleinen Knaben an den heiligen Christ“ einen echt kindlichen Ton zu treffen. Welche gesunde Frömmigkeit und welch inniger Glaube sich mit seinem Mannesmute verband, beweist das Gedicht:

Ich weiß, woran ich glaube, Ich weiß, was fest besteht,
Wenn alles hier im Staube, Wie Sand und Staub verweht,

und sein letztes Lied:

Geht nur hin und grabt mein Grab,
Meinen Lauf hab' ich vollendet.

Von Arndts prosaischen Schriften verdienen außer den oben genannten noch erwähnt zu werden: „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“ und „Wanderungen und Wandlungen mit dem Frei-

---

[1]) Diesen französischen Kriegsgelüsten von 1840 verdanken noch zwei andere Lieder ihre Entstehung. Damals dichteten Nikolaus Becker († 1845) das Lied „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein“, und Max Schneckenburger (geb. 1810 zu Thalheim in Württemberg, † 1848 zu Burgdorf in der Schweiz) seine „Wacht am Rhein“, die nach der Melodie von Karl Wilhelm († 1873 in Schmalkalden) gesungen, in den glorreichen Jahren von 1870 und 1871 zum echt deutschen Nationallied wurde.

herrn von Stein." Durch seine „Geschichte von der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen" gab er den ersten Anstoß zur Aufhebung der Leibeigenschaft in jenen Landesteilen.

Als ein Mann von unerschütterlichem Mute und von unerbittlichem Zorn gegen alles Unrecht fühlte sich Arndt berufen, in der Stunde der Gefahr und Not seine Stimme zu erheben, sein Volk zu mahnen, zu warnen, aber auch zu ermutigen und zu trösten. Man hat ihn daher nicht mit Unrecht den getreuen Eckart des deutschen Volkes genannt [1]).

Theodor Körner wurde am 23. September 1791 in Dresden geboren. Sein Vater, der kursächsische Appellationsrat und vertraute Freund Schillers, ließ seinem Sohne eine ausgezeichnete Erziehung angedeihen, welche Körper und Geist, Herz und Gemüt in gleicher Weise bildete. In dem Vaterhause, in welchem unsere beiden größten Dichter Hausfreunde waren und in welchem das regste Interesse für die deutsche Litteratur herrschte, entwickelte sich schon frühzeitig des Knaben dichterisches Talent, das sich zuerst in Produkten der scherzhaften Gattung offenbarte. Neben der Dichtkunst zeigte er besondere Neigung und Begabung für die Musik, namentlich war die Violine und später die Guitarre sein Lieblingsinstrument, das ihn auch auf seinen Zügen begleitete. Durch ausgesuchte Privatlehrer und durch den Besuch der Kreuzschule in Dresden vorgebildet, bezog er als 17jähriger Jüngling die Bergakademie zu Freiberg, wo namentlich der Bergrat Werner sich seiner freundlich annahm. Das Bergmannsleben mit seiner Poesie fesselte ihn mächtig, und er schildert dasselbe in den glänzendsten Farben, wie in dem einen Gedichte, das mit den Worten beginnt:

In das ew'ge Dunkel nieder
Steigt der Knappe, der Gebieter
Einer unterird'schen Welt.

Daneben dichtete er geistliche Sonette, welche Zeugnis ablegen von dem kindlichen Glauben, der von den Eltern auf den Sohn übergegangen. Von Freiberg aus unternahm er oft größere Ferienreisen. So besuchte er seine Pate, die geistvolle Herzogin Dorothea von Kurland, auf ihrem Landsitze Löbichau im Altenburgischen, desgleichen durchwanderte er zu Fuß die Oberlausitz und die schlesischen Gebirge, wo sich ihm für seine mineralogischen Studien ein ergiebiges Feld bot. Nach zweijährigem Aufenthalt in Freiberg begab er sich zu weiterer wissenschaftlicher Ausbildung im Jahre 1810 nach Leipzig und von da 1811 nach Berlin, das er nach dreimonatlichem Aufenthalte wieder verließ, um in Karlsbad seine geschwächte Gesundheit wieder herzustellen. Im Herbste desselben Jahres eröffnete sich ihm eine neue Welt in Wien, wo damals gerade Wilhelm von Humboldt und Friedrich von Schlegel lebten, deren Umgang für seine Entwicklung sehr bedeutsam war. Er widmete sich nun ganz der Dichtkunst, wozu er von Haus aus berufen war. Es entstanden eine Reihe von Dramen, die ungemeinen Beifall fanden und seine 1812 erfolgende Anstellung als Hoftheaterdichter veranlaßten. In seinen Lustspielen (der Nachtwächter, der grüne Domino, der Vetter aus Bremen u. s. w.) zeigt sich freilich der Einfluß Kotzebues ebenso sehr, wie in seinen Trauerspielen der Schillers. Von den letzteren ist das eine Rosamunde, dessen Mittel-

---

[1]) Biographie von Daniel Schenkel († 1885 in Heidelberg) 1869 und *Wilhelm Baur, 5. Aufl.*, 1883.

punkt die Geliebte Heinrichs II. von England ist, die durch dessen Gemahlin vergiftet wird [1]); das andere Zriny, das den Untergang des Grafen Niklas Zriny, des heldenmütigen Verteidigers der Veste Szigeth in Ungarn im Kampfe mit der Uebermacht des Sultans Soliman darstellt. Im Verlaufe von vier Wochen hat er dieses fünfaktige Trauerspiel, sein Hauptwerk, vollendet. Auch andere Gedichte entstanden damals, z. B. das bekannte „Harras, der kühne Springer", das eine alte Volkssage behandelt, die sich an eine bei Lichtewalde im sächsischen Erzgebirge am Ufer der Zschopau befindliche, noch jetzt Harrassprung genannte Stelle knüpft. Durch sein Gedicht auf die „Schlacht bei Aspern" erwarb er sich in hohem Grade die Gunst des Siegers, des Erzherzogs Karl. — Während sich so Körner im Vollgenuß seines Glückes befand, wozu die Verlobung mit seiner Toni (Antonie Adamberger) wesentlich beitrug, kam der Frühling des Jahres 1813 heran, am 3. Februar erschien der Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps. Sofort beschloß er mit Darangabe seines jungen glänzenden Lebensglückes dem Rufe zu folgen. Jubelnd begrüßte er die Erhebung Deutschlands:

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!
Wer legt noch die Hände feig in den Schoß!

Voll flammender Begeisterung ruft er in einem anderen Liede:

Frisch auf, mein Volk! die Flammenzeichen rauchen.
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
— — — — — — — — — — — — —
Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg.

In hochherziger Weise gab der Vater seine Zustimmung zu dem Entschlusse des Sohnes. Den 15. März verließ dieser Wien und begab sich nach Breslau, wo er in das Freikorps des Majors von Lützow trat. In der Kirche des Dorfes Rogau bei Zobten in Schlesien leistete die Schar den Eid der Treue und wurde zu dem heiligen Kampfe feierlich eingesegnet. Für diese gottesdienstliche Feier hatte Körner das Lied gedichtet:

Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Mut zusammen,
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.

Nun ging es über Bautzen und Dresden nach Leipzig. Hier dichtete er sein berühmtes Lied „Lützows wilde Jagd":

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.

Von Leipzig ging es nordwärts an die Elbe, wo die Lützower die Bluttaufe erhalten sollten. Am Morgen des ersten Gefechts, das sie bestanden,

[1]) Heinrich Kruse (Berlin) hat außer seinen Dramen „Die Gräfin", „Wullenweber", „Moritz von Sachsen", „Marino Falieri", „Brutus", „Das Mädchen von Byzanz", auch eine „Rosamunde" gedichtet, doch behandelt diese Tragödie den Untergang des Longobardenkönigs Alboin durch Rosamunde, seine schwergekränkte Gattin, die Tochter des von ihm erschlagenen letzten Gepidenkönigs.

dichtete Körner, der inzwischen Lieutenant geworden war, sein herrliches „Bundeslied vor der Schlacht“:

Ahnungsgrauend, todesmutig
Bricht der große Morgen an.

Später machte das siegreiche Korps einen Streifzug nach Thüringen und Sachsen. In der Nähe von Leipzig, beim Dorfe Kitzen wird die Schar trotz des abgeschlossenen Waffenstillstandes verräterisch überfallen, und Körner, der Adjutant des Major Lützow, schwer verwundet. Damals raffte er seine letzte Kraft zusammen zu dem Liede:

Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben,
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage,
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage,
Gott, wie du willst, dir hab' ich mich ergeben. —

Wie durch ein Wunder ward er gerettet und von Freunden verborgen gehalten. Nachdem er in Karlsbad völlig genesen war, kehrte er zu seiner Schar zurück, die auf dem rechten Elbufer oberhalb Hamburg stand. Es ging nun wieder in den Kampf, und zwar galt es eine feindliche Proviantkolonne abzuschneiden. In einem Walde zwischen Schwerin und Gadebusch im Mecklenburgischen legte sich die Schar in den Hinterhalt. Hier dichtete er seinen Schwanengesang „Das Schwertlied“:

Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?

In dem kurz darauf folgenden Gefechte traf ihn die feindliche Kugel, und er starb den 26. August 1813 den Heldentod fürs Vaterland. Von seinen Kameraden wurde er unter einer Doppeleiche bei dem Dorfe Wöbbelin in der Nähe von Ludwigslust begraben. Als sein Sarg in die Erde gesenkt wurde, sangen die Lützower des Dichters „Gebet während der Schlacht“:

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze.

Neben dem Dichter ruhen unter der Eiche von Wöbbelin auch seine Schwester, sein Vater und seine Mutter.

Mit Recht verdient Körner den Namen eines deutschen Tyrtäus. Seine Vaterlands- und Kriegslieder, welche unter dem Titel **„Leier und Schwert“** gesammelt erschienen und von denen die vorzüglichsten mitgeteilt worden sind, haben einst die Jugend begeistert zum Kampf für die heiligsten Güter: Recht, Glaube, Sitte, Freiheit, Vaterland.

Max von Schenkendorf, geb. den 11. Dezember 1783 in Tilsit, studierte in Königsberg Kameralwissenschaften und bekleidete daselbst bis 1812 die Stelle eines Referendars. Als im Jahre 1806 Preußen an Frankreich den Krieg erklärte, dichtete Schenkendorf sein erstes Kriegslied. Als dann 1808 die königliche Familie nach Königsberg kam, feierte er sie in seinen Poesieen und huldigte namentlich der Königin Luise in tief empfundenen Gedichten, doch schon 1810 mußte er in seinem Liede „Auf den Tod der Königin“ klagen, daß der Sturm „die schöne Königsrose“ gebrochen. Als im Jahre 1812 die Franzosen auf ihrem Zuge nach Rußland durch Königsberg kamen, litt es ihn nicht mehr dort. Er ging über Berlin nach Weimar, wo er den von ihm hochverehrten Goethe kennen lernte, den er auch in einem

seiner Gedichte verherrlichte. Von Weimar begab er sich nach Karlsruhe, wo er zu Jung-Stilling, der hier als Hofrat lebte, in ein näheres Verhältnis trat. Im Umgang mit ihm, sowie mit Frau von Krüdener, die er bereits in Königsberg kennen gelernt, wurde jener religiöse Geist genährt, der schon früher, namentlich durch den Besuch des gräflich Dohnaschen Hauses, geweckt worden war. In Karlsruhe erfolgte auch seine Vermählung; doch sollte er sich des häuslichen Glücks nur kurze Zeit freuen. Als der König 1813 sein Volk zu den Waffen rief, hielt es ihn nicht daheim. Trotz der Lähmung seiner rechten Hand begab er sich in das russisch-preußische Hauptquartier nach Schlesien, nahm, das Schwert in der Linken führend, am Kriege gegen Napoleon teil und wohnte auch der Leipziger Schlacht bei. Nach dem Frieden ward er 1816 Regierungsrat in Koblenz, wo er bereits den 11. Dezember 1817 starb. — Hat auch Schenkendorf bei seiner mehr stillen und sinnigen Natur durch seine Lieder nicht so mächtig in die Zeit eingegriffen wie Arndt und Körner, so nimmt er doch unter den Sängern der Befreiungskriege keine unrühmliche Stelle ein. Er war begeistert für des deutschen Volks Vergangenheit und Zukunft, insbesondere aber für ein einiges Vaterland unter einem kaiserlichen Oberhaupte, weshalb ihn auch Rückert den Kaiserherold nannte. Mit seiner vaterländischen verbindet er eine echt christliche Gesinnung, sein Patriotismus ist durchaus religiöser Art, Freiheit und Glauben sind für ihn unzertrennliche Begriffe. Zu seinen schönsten Kriegsliedern gehören das Landsturmlied: „Die Feuer sind entglommen Auf Bergen nah und fern! Ha, Windsbraut, sei willkommen, Willkommen, Sturm des Herrn!" — das seinem Freunde und Kriegskameraden Fouqué gewidmete Soldaten-Morgenlied: „Erhebt euch von der Erde, Ihr Schläfer aus der Ruh'! Schon wiehern uns die Pferde Den guten Morgen zu"; — das bereits in Königsberg gedichtete Freiheitslied: „Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt, Komm mit deinem Scheine, Süßes Engelsbild!" — das Lied auf Scharnhorsts Tod: „In dem wilden Kriegestanze Brach die schönste Heldenlanze, Preußen, euer General!" — Nach der Leipziger Schlacht sang er sein Te Deum: „Herr Gott, dich loben wir, Herr Gott, wir danken dir. — Nicht unser Schwert, nicht unser Arm, Dein Schrecken schlug der Feinde Schwarm." — Als die Verbündeten in Paris einzogen, grüßte er das Vaterland mit seinem Frühlingsgruß: „Wie mir deine Freuden winken Nach der Knechtschaft, nach dem Streit! Vaterland, ich muß versinken, Hier in deiner Herrlichkeit." Nach dem Frieden sang Schenkendorf noch manches herrliche Lied, z. B. dem Bauernstande, dem Andreas Hofer, insbesondere „Das Lied vom Rhein" und „Die deutschen Städte". Welch herrliches Kleinod wir an unserer Muttersprache haben, sprach er in dem Liede aus: „Muttersprache, Mutterlaut! Wie so wonnesam, so traut!" Von seinen geistlichen Liedern ist „Sonntagsfrühe" eines der schönsten: „Gottesstille, Sonntagsfrühe, Ruhe, die der Herr gebot!" [1]) — Auswahl Seite 338 ff.

Friedrich Rückert [2]), der Sohn eines bayrischen Advokaten und

[1]) Max von Schenkendorfs Gedichte, 5. Aufl., mit Lebensabriß und Erläuterungen, herausgegeben von August Hagen († 1880 als Professor an der Universität Königsberg) 1878.

[2]) Konrad Beyer (in Stuttgart), Friedrich Rückert, ein biographisches Denkmal, Frankfurt a. M. 1868, und Neue Mitteilungen über Friedrich Rückert, 2 Teile, 1873. —

späteren Rentamtmanns, wurde den 16. Mai 1788 in Schweinfurt geboren. Seine Jugend hat er an verschiedenen Orten verlebt, aber die schönsten Kindheitserinnerungen knüpfen sich für ihn an das prächtig am Main gelegene Oberlauringen, wo Rückert der „Dorfamtmannssohn" war. Nachdem er auf dem Gymnasium zu Schweinfurt seine Vorbildung erhalten hatte, bezog er die Universität Würzburg, wo er bald das Studium der Rechte mit dem der Sprachen vertauschte. In Jena, wo er 1811 siegreich disputierte, hielt er sich als Privatdozent nur kurze Zeit auf. Im Jahre 1817 trieb ihn die Sehnsucht nach Italien, und er verlebte einen Winter in Rom. Nach dieser Reise vertiefte er sich in orientalische Studien und erhielt vom König Ludwig I. 1826 einen Ruf als Professor der orientalischen Sprachen nach Erlangen; 1841 nahm er dieselbe Stellung mit dem Titel eines Geheimen Regierungsrats in Berlin an, die er 1848 wieder aufgab, um sich auf sein in der Nähe von Koburg gelegenes Landgut Neuseß zurückzuziehen. Hier starb er den 31. Januar 1866. — Zu einem Dichter der Befreiungskriege machen Rückert eine Reihe von patriotischen Gesängen, welche 1814 unter dem Titel „Deutsche Gedichte von Freimund Raimar" erschienen. Die bedeutendsten darunter waren „Die geharnischten Sonette", welche eine glühende Vaterlandsliebe und einen unaustilgbaren Haß gegen den fremden Unterdrücker atmen. Unter den beigegebenen „kriegerischen Spott- und Ehrenliedern" ist eins der besten das Lied „Auf die Leipziger Schlacht". Auf die „Deutschen Gedichte" ließ Rückert 1817 eine zweite Sammlung patriotisch-deutscher Lieder folgen unter dem Titel „Kranz der Zeit", die freilich zu spät erschienen und deshalb wenig Beachtung fanden. Nur „Barbarossa" und „Die Gräber zu Ottensen", die sich darunter befinden, zeichnen sich vor den andern aus. — Fortan wendete er sich von den Zeitgenossen ab und wählte einen andern Grundton für seine Lieder. Unter dem Titel „Liebesfrühling" erschien ein Cyklus von zarten und innigen Gedichten, welche zu dem Schönsten gehören, was die deutsche Lyrik aufzuweisen hat. Ebenso tief empfunden ist sein Abendlied: „Ich stand auf Berges Halde, Als heim die Sonne ging: Ich sah, wie überm Walde des Abends Goldnetz hing." Nicht minder seelenvoll ist sein Lied „Aus der Jugendzeit". Dasselbe gilt von dem Gedicht „Die sterbende Blume". Eine andere Gruppe von Rückerts lyrischen Gedichten hat einen religiösen Inhalt; einige der schönsten darunter sind sein Adventslied (Dein König kommt in niedern Hüllen), sowie Bethlehem und Golgatha, das mit den Worten schließt: „Daß er in dir geboren werde, Und daß du sterbest dieser Erde und lebst ihm, nur dieses ja Ist Bethlehem und Golgatha." — Doch nicht bloß den ernsten und würdigen Ton weiß er meisterhaft zu treffen, sondern wie sein Lied „Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt" beweist, auch den kindlichen, wie dies später teilweise angeregt von Rückert Friedrich Güll (geb. 1812 in Ansbach, † 1879 in München) und Wilhelm Hey (geb. 1789 zu Leina bei Gotha, † 1854 als Superintendent zu Ichtershausen) u. a. gethan haben. — Zum großen Teil neigt sich Rückerts Lyrik dem

---

Erinnerungen an Fr. Rückert in Heinrich Rückerts Kleinere Schriften II, 275 ff. — Fr. Rückerts gesammelte poetische Werke, 12 Bände, Frankfurt (Sauerländer) 1868—69 (besorgt von Heinrich Rückert).

Didaktischen zu. Unter den einzelnen kleineren Gedichten ist zu nennen seine Parabel: „Es ging ein Mann im Syrerland.“ Das Beste aber, was er auf dem Gebiete der didaktischen Poesie geleistet, findet sich vereinigt in zwei Sammlungen, von denen die eine den Titel „Spruchartiges und Vierzeilen“ führt, die andere den Namen „Weisheit des Brahmanen“ [1]) trägt. In dem letzten Werke hat Rückert — denn kein anderer ist unter dem Brahmanen zu verstehen — seine Ansichten über die verschiedensten Lagen, Verhältnisse und Gebiete des menschlichen Lebens, über Religion, Philosophie, Kunst, Poesie u. s. w. niedergelegt. Auf diesem didaktischen Gebiete hat Rückert verwandte Geister gefunden. Ein der Weisheit des Brahmanen ähnliches Werk ist das „Laienbrevier“ von Leopold Schefer, geb. 30. Juli 1784, † 16. Februar 1862 in Muskau [2]). — Wie in der Lyrik, war Rückert nicht minder im Epos ein Meister, wenn er auch kein eigenes größeres Werk in dieser Gattung schuf, sondern nur Fremdes frei um- und nachdichtete. Im Kind Horn, worin er uns ein meisterhaftes Gemälde nordischen Heldenlebens entrollt, das vielfach an die Nibelungen erinnert, bearbeitete er eine altenglische Erzählung. Zu einem viel umfangreicheren, in Alexandrinern verfaßten Epos Rostem und Suhrab lieferte ihm ein persisches Heldenmärchen den Stoff, das dem „Schahnameh“ oder Königsbuch des Firdusi entnommen ist. (Rostem und Suhrab sind Vater und Sohn, zwei Helden, die, ohne sich zu kennen, in Kampf miteinander geraten.) Die Perle aber unter seinen Epen ist Nal und Damajanti, wozu ihm die liebliche Episode des althindostanischen Heldengedichts Mahabharata die Grundlage bot. In unübertrefflicher Weise ist darin die eheliche Treue verherrlicht, die unter allen Mühsalen und Leiden geduldig ausharrt. — So hat Rückert, der von dem Gedanken ausging, daß die Weltpoesie Weltversöhnung sei, ähnlich wie Herder die poetischen Stimmen aller Völker und Zonen belauscht. Namentlich hat er eine unerschöpfliche Fundgrube dichterischen Geistes eröffnet, die bis dahin uns fast ganz verschlossen war; er hat uns die reichen Dichtergärten des Orients erschlossen, aus denen bereits Goethe, welchen Rückert sein ganzes Leben hindurch zum Vorbild nahm, in seinem west-östlichen Divan einzelne Blumen auf deutschen Boden verpflanzt hatte, wie dies später Friedrich Bodenstedt (geb. 1819 zu Peine im Hannöverschen), der Uebersetzer Shakespeares und Verfasser des Buches „Tausend und ein Tag im Orient“, in seinen „Liedern des Mirza-Schaffy“, die bereits in 100 Auflagen erschienen sind, und in seinem „Sänger von Schiras“, eine Uebertragung der schönsten Lieder des Hafis, gethan hat. Zu statten kam Rückert hierbei jene bisher kaum bekannte Leichtigkeit und Gewandtheit, mit der er die verschiedensten poetischen Formen zu handhaben verstand; nur A. W. von Schlegel und Platen können ihm in dieser Beziehung verglichen werden. Mit derselben Meisterschaft bediente er sich der Form des Sonetts, des Ritornells, der Siziliane, wie der persischen Vier-

[1]) Georg Voigt (Annaberg), Friedrich Rückerts Gedankenlyrik, nach ihrem philosophischen Inhalte dargestellt, Annaberg (Graser) 1881. — Franz Kern (Berlin), Fr. Rückerts Weisheit des Brahmanen, dargestellt und beurteilt 1868.

[2]) Eine Monographie (gekrönte Preisschrift) über Leopold Schefer schrieb Emil Brenning (Bremen) 1884.

zeile und der Ghasele; mit demselben Geschick gebraucht er die altdeutsche Form der Allitteration wie den Reim. Mit dieser Meisterschaft in der Handhabung der rhythmischen Form verbindet sich ein erstaunliches sprachgestaltendes Talent, das unerschöpflich ist in der Bildung neuer Worte und Zusammensetzungen. Zeugnis davon legen die schon genannten Nachbildungen orientalischer Dichterwerke ab, denen noch „Schi-King, chinesisches Liederbuch", beizuzählen ist. Das Außerordentlichste aber hat er in dieser Beziehung geleistet in seiner Uebersetzung der Makamen des Hariri, eines arabischen Dichters, der um das Jahr 1100 n. Chr. lebte. — Freilich lag in dieser erstaunlichen Form- und Sprachgewandtheit für Rückert auch eine Gefahr. Indem ihm das Gefühl innewohnte, alle Dinge in der Welt dichterisch gestalten zu können, überwiegt oft die technische Fertigkeit den innern Gehalt; daher finden wir bei Rückert manches Verstandesmäßige und Gekünstelte, Gedichte, deren Inhalt zu einer poetischen Behandlung nicht geeignet war. Völligen Ersatz dafür finden wir in zahlreichen anderen Gedichten von unnachahmlicher Schönheit, namentlich aber in der sittlichen Reinheit und Unschuld der gesamten Rückertschen Poesie. — Am wenigsten Anerkennung hat Rückert durch seine Dramen finden können, denen es an psychologischer Motivierung und dramatischer Verknüpfung fehlt. (Es sind dies Herodes der Große, Saul und David, Christophoro Colombo, Kaiser Heinrich IV.) [1]) — Auswahl deutscher Gedichte, Seite 308 ff.

§ 64. Schwäbischer Dichterkreis [2]).

Der Mittelpunkt desselben ist

Ludwig Uhland (geb. den 26. April 1787 in Tübingen, † den 13. November 1862 in seiner Vaterstadt), der sich mit einigen seiner Lieder den Dichtern der Freiheitskriege anschließt, während er in andern Zeitgedichten für das „alte gute Recht" seiner engern Heimat in die Schranken tritt. Uhlands dichterische Bedeutung liegt nicht in seinen Dramen „Ernst von Schwaben" und „Ludwig der Bayer", denen bei der Schönheit der Sprache doch die echt dramatische Anlage fehlt, sondern in seinen Liedern und Balladen. Unter seinen Liedern stehen oben an die Frühlings- und Wanderlieder, nächstdem die volkstümlichen Gesänge: „Ich hatt' einen Kameraden", „Ich bin vom Berg der Hirtenknab'", „Droben stehet die Kapelle", „Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein", „Was klinget und singet die Straße herauf?" sowie das religiöse innige: „Das ist der Tag des Herrn!" — In seinen Balladen und Romanzen wendete er sich, wie die Romantiker, voll glühender Vaterlandsliebe mit Sehnsucht der Herrlichkeit vergangener Zeiten zu. Doch hat er nicht das Träumerische und Schwärmerische der spätern Romantiker, vielmehr herrscht bei ihm volle Wahrheit und Innigkeit des Gefühls. Einige der vorzüglichsten darunter sind: „Des

---

[1]) Viel dramatischer hat in neuester Zeit denselben Stoff gestaltet Julius Riffert (Leipzig) in seiner Trilogie „Kaiser Heinrich der Vierte" (die Sachsen, König Heinrich und Gregor, Kaiser Heinrichs Tod), Leipzig (Reißner) 1883.

[2]) Den Ausdruck „Schule" wollen die Dichter selbst nicht gelten lassen. Justinus *Kerner* spricht es in dem Gedichte „Die schwäbischen Sänger" aus: Bei uns gilt keine *Schule. Mit eigenem* Schnabel jeder singt, was halt ihm aus dem Herzen bringt."

Sängers Fluch", „Bertran de Born", „Der blinde König", „Taillefer" „Schwäbische Kunde", „Klein Roland" „König Karls Meerfahrt", „Der Schenk von Limburg", „Das Glück von Edenhall", „Der Waller". Wie sich in allen diesen Gedichten ein deutsches Herz kundgiebt, so spricht er in andern seine Liebe zur schwäbischen Heimat aus. Einen Abschnitt aus der alten Geschichte seines württembergischen Volksstammes nahm er zum Gegenstande in seinem Balladencyklus „Graf Eberhard der Rauschebart" [1]). — Auswahl deutscher Gedichte, Seite 457 ff.

Außer Uhland gehören diesem Kreise an:

Gustav Schwab, geb. 19. Juni 1792 zu Stuttgart, † daselbst 4. November 1850. Er nennt sich zwar selbst Uhlands ältesten Schüler, aber das Talent seines Meisters fehlt ihm, und viele seiner Dichtungen sind überaus nüchtern und handwerksmäßig. Zu seinen besten Gedichten gehören „Das Gewitter", „Der Reiter und der Bodensee", „Johannes Kant", „Das Mahl zu Heidelberg" u. a. Von Charakter war Schwab eine überaus gemütliche, freundlich gesinnte Natur, der sich namentlich junger aufstrebender Talente in der wohlwollendsten Weise annahm [2]). — Auswahl deutscher Gedichte, Seite 429 ff.

Justinus Kerner, geb. 18. September 1786 zu Ludwigsburg, † 21. Februar 1862 als Oberamtsarzt zu Weinsberg, schloß sich auf der Universität Tübingen eng an Uhland an. Zu seinen besten Gedichten gehören außer dem allbekannten „Wohlauf! noch getrunken den funkelnden Wein!" worin er den Ton eines Volksliedes richtig zu treffen wußte, die Romanzen: „Der reichste Fürst", Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe", „Der Geiger zu Gmünd", ferner „Preis der Tanne", „Der Wanderer an der Sägemühle", „Im Eisenbahnhofe", „Vogelweid", „Die schwäbische Dichterschule". In einigen freilich, wie in seinen „Vier wahnsinnige Brüder", überwiegt zu sehr das Schreckliche und Schauervolle. Kerner war wie Schwab eine liebens-

---

[1]) Gustav Liebert († 1862 in Hamburg) L. Uhland eine Skizze, 2. Aufl. 1863. — J. Gihr, Uhlands Leben, ein Gedenkbuch fürs deutsche Volk, 1863. — Friedrich Notter († 1884 in Stuttgart), Uhlands Leben und Dichtungen, 1863. — K. Mayer, Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen, 2 Bände, 1867. — Ludwig Uhlands Leben, aus dessen Nachlaß und aus eigner Erinnerung zusammengestellt von seiner Witwe (Emilie geb. Vischer, † 1881 in Stuttgart) 1874. — Heinrich Weismann (Frankfurt a. M.), Uhlands dramatische Dichtungen, 1863; Ernst, Herzog zu Schwaben. Schulausgabe, 3. Aufl. 1878. Ludwig der Bayer. Schulausgabe, 2. Aufl. 1881. — Paul Eichholz († 1875 in Berlin), Quellenstudien zu Uhlands Balladen, Berlin (Weidmann) 1879. — Uhlands Balladen, erläutert von H. Düntzer, 1879. — Adelbert von Keller, Uhland als Dramatiker, 1877 (die nachgelassenen 17 dramatischen Skizzen und Entwürfe enthaltend). — Wilhelm Schleusner (Höxter), zur Uhlandlektüre, Leipzig (Teubner) 1878.

[2]) Ein besonderes Verdienst hat sich G. Schwab noch als Uebersetzer, Bearbeiter fremder Sagen und Geschichtsstoffe, sowie als Herausgeber und Sammler älterer Poesie und Prosa erworben. So hat er die schönsten Sagen des klassischen Altertums, sowie die schönsten deutschen Sagen bearbeitet. Er hat das Schönste der deutschen Lyrik von Haller bis heute, das Schönste der deutschen Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage in trefflich angeordneten Werken gesammelt, Paul Flemmings Gedichte herausgegeben, eine Biographie Schillers geschrieben u. s. w. — Eine Biographie Gustav Schwabs schrieben Karl Klüpfel, Leipzig 1858 und des Dichters Sohn Christoph Theodor Schwab († 1883 in Stuttgart), Freiburg (Mohr) 1882.

würdige Natur, und sein gastliches Haus am Fuße der Burg Weibertreu war jedem geöffnet, und es wurden darin nicht bloß Dichter und Gelehrte, sondern auch Geisterseherinnen und Somnambulen beherbergt. Mit Vorliebe beschäftigte sich Kerner mit der Geisterwelt und deren Beziehung zum Menschen; er selbst war mit den Geistern der verschiedensten Art aufs innigste vertraut und lebte mit ihnen in familiärem Umgange. Berühmt ist in dieser Beziehung sein Buch „Die Seherin von Prevorst“ (eine arme Frau aus dem Württembergischen, die in Kerners Hause ihre letzten Jahre verlebte, und deren Visionen im somnambulen Zustand er niederschrieb). — Auswahl deutscher Gedichte, Seite 176—180.

Eduard Mörike, geb. 8. September 1804 in Ludwigsburg, † 4. Juni 1875 in Stuttgart, bewegt sich im Gegensatz zu dem nüchternen G. Schwab, gleich Uhland, Kerner und anderen schwäbischen Gesinnungsgenossen in einer mehr romantischen Richtung. Seine lyrischen Gedichte treffen vielfach den innigen Ton des Volksliedes, sind voll Wahrheit, Originalität, Tiefe der Empfindung, teilweise nicht ohne Humor. Zu diesen tief poetischen, stimmungsvollen Liedern gehören „Schön Rohtraut“, „Die schöne Buche“, u. s. w. Außerdem dichtete er die Novelle „Maler Nolten“ und die „Idylle vom Bodensee“ [1]).

Wilhelm Hauff, geb. 29. November 1802, † 18. November 1827 in Stuttgart, offenbarte in seinen Märchen und Novellen („Jud Süß“, „Memoiren des Satan“, „Phantasieen im Bremer Ratskeller“), sowie in seinem Roman „Lichtenstein“ ein leichtes, anmutiges Erzählertalent. Seine zwei Lieder „Morgenrot“ und „Steh' ich in finstrer Mitternacht“ sind zu deutschen Volksliedern geworden [2]). — Auswahl deutscher Gedichte, Seite 135.

Zwar außerhalb dieses Kreises, aber doch mit seinen schwäbischen Landsleuten in einem gewissen Zusammenhange, steht ein älterer Dichter:

Friedrich Hölderlin, geb. 20. März 1770 zu Lauffen am Neckar, † nach fast 40jähriger Geistesverwirrung am 7. Juni 1843 zu Tübingen. Hölderlin ging zu Grunde an dem Zwiespalte zwischen dem Ideale, das er in sich trug, und zwischen der Wirklichkeit, die ihn umgab. Er findet das Ideal wahrer Menschheit allein in dem antiken Hellenentume, während er auf dem deutschen Volke, das er „fühllos nennt für das schöne Leben“, überall den Fluch der gottverlassenen Unnatur ruhen sieht. Eine Verherrlichung des alten Hellas enthält sein Roman „Hyperion oder der Eremit in Griechenland“, worin er die begeisterte Liebe eines jungen Griechen zum Vaterlande und zu seiner geliebten Diotima vorführt. Das Ganze hat die Form von Briefen, in denen freilich das erzählende Element zu sehr zurücktritt hinter dem philosophischen Räsonnement. Am Schlusse des Romans macht er seinem Ingrimme gegen die Deutschen Luft. Indem er die Vorzüge seines Volks ganz verkennt, klagt er darüber, daß die Deutschen alles andere seien, nur keine Menschen. — Weit höher steht Hölderlin als Lyriker, namentlich als Elegiker. Mit der tiefsten Empfindung vereinigt sich ein reiner Wohllaut der Sprache und eine antike Formvollendung. Neben

---

[1]) Julius Klaiber, Eduard Mörike (zwei Vorträge). 1876.

[2]) W. Hauffs sämtliche Werke mit des Dichters Leben von Gustav Schwab, 12. Ausgabe, 5 Bände, 1868.

einem empfänglichen Sinn für die Schönheiten der Natur klingt uns aus seinen Gedichten der Schmerz und die Wehmut des hoffnungslos Suchenden entgegen. Zu seinen herrlichsten Gedichten gehören „Griechenland“, „Das Schicksal“, „Der Neckar“, „Die Heimat“, „Rückkehr in die Heimat“, „Der Wanderer“, „An die Natur“. — Auswahl deutscher Gedichte, Seite 164—169 [1]).

Unter den jetzt lebenden württembergischen Dichtern verdient vor allen Dingen genannt zu werden

Johann Georg Fischer, geb. 25. Oktober 1816 zu Groß-Süßen in Württemberg (jetzt in Stuttgart). Derselbe ist Meister im einfachen Lied wie im dithyrambischen Hymnus, in der Ballade wie im Drama. Ein weiches Empfindungsleben und ein tiefsittlicher Geist, der stets den Idealen der Menschheit zugewandt ist, spricht aus allen Dichtungen Fischers. (Gedichte, 3. Aufl. 1883. Neue Gedichte 1865. Den deutschen Frauen 1869. Aus frischer Luft, 2. Aufl. 1873.) Von seinen Dramen sind hervorzuheben „Saul“ 1861, „Friedrich II. von Hohenstaufen“ 1863, „Florian Geyer“ 1866, „Kaiser Maximilian von Mexiko“ 1868. Auch eine Idylle dichtete J. G. Fischer, betitelt „Der glückliche Knecht“ (1881).

§ 65. Andere Dichter der neueren Zeit.

Außer den genannten mögen noch folgende Dichter aus der neuesten Zeit erwähnt werden:

August Kopisch, geb. den 26. Mai 1799 zu Breslau, † den 6. Februar 1853 in Berlin, war zugleich talentvoller Maler und geschickter Uebersetzer serbischer Volkslieder, sowie der Göttlichen Komödie Dantes. Als Dichter entlehnte er seine liebsten Stoffe der deutschen Sage von Zwergen, Elfen, Kobolden und Heinzelmännchen. Mit seinem tief poetischen, innigen und sinnigen Gemüte weiß sich der Dichter in diese Welt des kindlichen Glaubens hineinzudenken und in außerordentlich formgewandter Weise versteht er es meisterhaft, uns jenes neckisch-gutmütige Leben und Treiben der kleinen Wesen vorzuführen. Demselben Witz und Humor, derselben heiteren Laune des Dichters begegnen wir, wenn er volkstümliche Schwänke behandelt. Diese charakteristischen Eigentümlichkeiten treten uns vorzugsweise in der Gedichtsammlung, die er unter dem Titel „Allerlei Geister“ herausgab, entgegen. Den naivkomischen Legendenton hat er meisterhaft getroffen in der humoristischen „Historie von Noah“, einem Liede, das fast zum Volksliede geworden ist. Daß er auch ernste Töne anzuschlagen versteht, davon zeugt sein „Psaumis und Puras“, worin der Sieg der Menschlichkeit über die Barbarei dargestellt wird; desgleichen seine Erzählung „Old Mütterchen“. — Auswahl deutscher Gedichte, Seite 228—233.

Robert Reinick, geb. 22. Februar 1805 zu Danzig, stammte wie August Kopisch aus einer Kaufmannsfamilie und erwählte wie dieser die Malerei zum Lebensberufe, mit der er gleichfalls die Dichtkunst verband. In Berlin, wo er unter Professor Begas [2]) seine künstlerischen Studien begann,

---

[1]) Hölderlins Werke gab heraus Chr. Theodor Schwab, Stuttgart 1846.

[2]) Karl Begas, Professor der Malerei an der Königl. Kunstakademie in Berlin, ausgezeichnet als Geschichts- und Porträtmaler, † 1854 in Berlin.

lebte er in inniger Verbindung mit Franz Kugler, Eichendorff und Chamisso. Nachdem er hierauf in Düsseldorf Schadows Malerschule besucht, reiste er nach Italien, wo er einige glückliche Jahre verlebte. Später siedelte er nach Dresden über, wo er 7. Februar 1852 starb. Reinick ist ein vorzüglicher Lyriker, und seine Lieder zeichnen sich aus durch Einfachheit und Wahrheit, sinnige Naturanschauung und einen kindlichen Frohsinn. Einige seiner schönsten und tiefsten Natur- und Heimatslieder sind „Zwiegesang“, „Sommernacht“, „Sonntagsfrühe“, „Sonntags am Rhein“, „Frühlingsglocken“, „Im Vaterland“. Dieselben sind durchaus musikalisch empfunden; zugleich verbindet sich mit dem musikalischen ein malerisches Element, und sie enthalten kleine, in sich vollendete Bilder. Während unter seinen übrigen Gedichten einige einen schalkhaften Humor besitzen, wie z. B. das „Käferlied“, spricht sich in anderen der tiefste Ernst und die innigste Frömmigkeit aus, wie z. B. im „Weihnachtsfest“, in dem „Dichtergebet“ und in dem Liede „Vor Menschen sei ein Mann, vor Gott ein Kind!“ Noch ist zu erwähnen, daß Reinick Hebels alemannische Gedichte ins Hochdeutsche übersetzt hat. — Auswahl deutscher Gedichte, S. 298 ff.

Ludwig Bechstein, geb. 24. November 1801 in Weimar, † 14. Mai 1860 in Meiningen als Bibliothekar des Herzogs, behandelte mit Vorliebe die Sagen seines Heimatslandes Thüringen, bearbeitete das Volksbuch von den vier Haimonskindern, sowie die Sage von Faust, schrieb eine Anzahl historischer Romane (z. B. Weissagung der Libussa), sowie historische Epen (Luther u. a.) und bot der Jugend ein vortreffliches deutsches Märchenbuch.

Christian Friedrich Scherenberg, geb. 5. Mai 1798 in Stettin, † 9. September 1881 in Zehlendorf in Berlin, ist eine durchaus neue und originelle Erscheinung unter den deutschen Epikern. Durch sein patriotisches Epos „Waterloo“ lenkte er die Aufmerksamkeit des Königs Friedrich Wilhelm IV. auf sich, der ihn aller Nahrungssorgen enthob und ihm einen angemessenen Wirkungskreis in Berlin anwies. Auf jenes folgten nacheinander drei andere Schlachtengemälde „Leuthen“, „Ligny“, „Abukir“, in denen sich historische Treue mit wahrer Poesie vereinigen. In allen vier Epen herrscht dramatische Lebendigkeit und plastische Anschaulichkeit. Die kühne und kräftige Sprache ist voll Pathos und zeichnet sich aus durch schlagende Kürze. Ebenso originell an Form und Gehalt sind seine Gedichte, voll markiger Kraft und kecken, frischen Humors.

Hoffmann von Fallersleben, nach seiner Vaterstadt im Hannöverschen benannt, wo er am 2. April 1798 geboren wurde, † den 22. Januar 1874 auf dem Schlosse Corvey an der Weser. Als echter Volksdichter bewährte er sich in seinen Trink- und Wander-, Kriegs- und Landsknechtsliedern nicht minder, wie in seinen zarten Frühlings- und den einfach herzigen Kinderliedern. Zugleich erwarb er sich große Verdienste durch seine Forschungen auf dem Gebiete der altdeutschen Sprache und Litteratur[1]). — Auswahl deutscher Gedichte, S. 174.

---

[1]) Um seiner „Unpolitischen Lieder“ willen zählt Hoffmann von Fallersleben zu jener Reihe der politischen Dichter, denen teilweise auch Freiligrath, insbesondere aber **Georg Herwegh** (geb. 1817 in Stuttgart, † 1875 in Baden-Baden), **Robert Prutz** (geb. 1816 in Stettin, † 1872 ebendaselbst), **Franz Dingelstedt** (geb. 1814 in Oberhessen, † 1881 in Wien) angehören. Von Her-

Julius Mosen, geb. 8. Juli 1803 zu Marieney im sächsischen Voigtlande, † 10. Oktober 1867 in Oldenburg. Einzelne seiner Lieder, wie „Die letzten Zehn vom vierten Regiment", „Andreas Hofer", „Der Trompeter an der Katzbach" u. a. sind weithin bekannt und zu Volksliedern geworden. Bedeutenderes noch leistete er als epischer und als dramatischer Dichter. Den „Ritter Wahn" und „Ahasver" zählte Uhland zu den besten deutschen Epen. Während das erstere das Ringen der Seele nach Gemeinschaft mit Gott darstellt, tritt uns im zweiten der gewaltige Trotz der Kreatur entgegen, die sich gegen Gott auflehnt, und der hartnäckige Unglaube, der gegen das Evangelium ankämpft. Seine Dramen Heinrich der Finkler, Otto III., Cola Rienzi, Bernhard von Weimar sind vortreffliche historische Gemälde mit reichem idealen Gehalte [1]. — Auswahl deutscher Gedichte, S. 258 ff.

Ferdinand Freiligrath, geb. den 17. Juni 1810 in Detmold, mußte infolge seiner Beteiligung an den politischen Ereignissen der Jahre 1848 und 1849 Deutschland verlassen, kehrte aber, nachdem er eine Reihe von Jahren in England gelebt, wieder in seine Heimat zurück, und starb den 18. März 1876 in Cannstadt bei Stuttgart [2]. Er führte in die Dichtung jene Naturmalerei ein, welche ihre Bilder vorzugsweise in fremden Zonen sucht. Seine Schilderungen, in denen uns der Dichter gerne ins Morgenland, in die Wüste und auf das Meer führt, zeichnen sich aus durch Anschaulichkeit und glühende Farbenpracht, durch kühne Sprache und neue volltönende Reime. Es gehören hierher „Der Löwenritt", „Wär' ich im Bann von Mekkas Thoren", „Gesicht des Reisenden", „Der Mohrenfürst", „Ammonium". In dem Gedicht „Der Alexandriner" sucht er dieses Versmaß wieder zu Ehren zu bringen. Daß es ihm bei seiner reichen Phantasie und einer großen Meisterschaft über die Form auch nicht an einem warmen Herzen und an tiefer Empfindung fehlt, zeigt er u. a. in seinen Gedichten „Die Auswanderer", „Die Bilderbibel", „Der Tod des Führers", „Der ausgewanderte Dichter", „An meine Tochter", „So laß mich sitzen ohne Ende" und „O lieb', so lang du lieben kannst". Außerdem sind zu nennen „Die Tanne" und „Der Blumen Rache". In dem deutsch-französischen Kriege des Jahres 1870 ließ sich Freiligrath in mehreren Liedern vernehmen: „Hurrah, Germania!" „An Wolfgang im Felde", „Die Trompete von Vionville". Der in demselben Jahre 1870

weghs Gedichten sind zu nennen „Der Gang um Mitternacht", „Reiterlied", „Rheinweinlied" und „Strophen aus der Fremde"; von Prutz: „Die Mutter des Kosaken", „Der Räuber und das Crucifix", „Christnacht"; von Dingelstedt: „Meine Mutter" und „Am Grabe Chamissos". Die politische Richtung, welche diese Männer vertraten, wurde außer von Geibel u. a. von Dichtern bekämpft wie **Moritz Graf Strachwitz** (geb. 1822 zu Peterwitz in Schlesien, † 1847 in Wien), von dessen Liedern nur genannt werden mögen „Heimkehr aus Amerika" und „An die Romantik".

[1] Julius Mosen, sämtliche Werke, 2. Aufl., mit des Dichters Biographie, von Reinhard Mosen (Oldenburg), Leipzig (Friedrich) 1880, 6 Bände.

[2] Wilhelm Buchner (Krefeld), Ferdinand Freiligrath, ein Dichterleben in Briefen, 2 Bände (Lahr, Schauenburg) 1881. Diese erste eingehende Biographie Freiligraths erhält ihren Hauptreiz durch die mitgeteilten Briefe, die das getreueste Seelen- und Lebensbild des Dichters geben. — Früher erschien Schmidt-Weißenfels (Stuttgart), Ferdinand Freiligrath, ein biographisches Denkmal, 1876.

erschienenen Gesamtausgabe seiner Gedichte hat er eine schöne poetische Widmung „An Deutschland“ vorgesetzt. — Freiligrath ist zugleich Uebersetzer, und es gebührt ihm das Verdienst, daß er uns mit vielem Vorzüglichen zuerst bekannt und vertraut gemacht hat. Seine Uebersetzungen, die von anerkannter Meisterschaft sind, geben uns ein Bild der neueren Litteratur in Frankreich, England, Amerika. Unter anderem hat er Longfellows „Sang von Hiawatha“ meisterhaft übertragen. — Auswahl deutscher Gedichte, S. 52—71 [1]).

Friedrich Hebbel, geb. am 18. März 1813 als der Sohn eines schlichten ditmarsischen Bauern in Wesselburen. Aus beschränkten Verhältnissen arbeitete sich derselbe vom Schreiber beim Kirchspielsvogt seines Geburtsortes nach und nach zu einem bedeutenden Dramatiker empor. Die Gegenstände zu seinen Dramen entlehnte er vorzugsweise der Bibel, aus welcher der Knabe fast seine ganze Jugendbildung erhalten hatte, sowie der deutschen Volkssage. Biblische Gegenstände behandelte er in völlig freier Gestaltung in seinen Tragödien „Judith“, womit er seine dramatische Laufbahn eröffnete, sowie in „Herodes und Mariamne“. Die deutsche Volkssage legt er zu Grunde in der „Genoveva“, die Heldensage in seiner Trilogie „Die Nibelungen“, bestehend aus einem Vorspiel „Der gehörnte Siegfried“ und den beiden Tragödien „Siegfrieds Tod“ und „Kriemhildens Rache“, welche die beiden Katastrophen des alten Volksepos in großartigster Weise vorführen. Mit dieser Trilogie gewann Hebbel kurz vor seinem Tode (er starb den 13. Dezember 1863 in Wien) den vom König von Preußen auf das beste Drama ausgesetzten Preis von 1000 Thalern. Von seinen anderen Tragödien mögen noch erwähnt werden „Gyges und sein Ring“ sowie das bürgerliche Trauerspiel „Maria Magdalena“. Hebbel ist ein glänzend begabter Dramatiker, reich an schöpferischer Phantasie und großartiger Gestaltungskraft, den aber die Sucht nach dem Ungeheuerlichen und Absonderlichen oft über die Grenzen der Schönheit hinausführt. Seine Gestalten haben etwas Knorriges, Eckiges, Schrankenloses, Uebermenschliches. Seine Tragödien wollen nicht Mitleid erwecken, sondern durch das Gewaltige, ja oft Grauenhafte erschüttern. Auch Hebbels „Gedichte“ sind nicht sowohl anmutig und weich, als naturwüchsig und kernhaft [2]).

Gottfried Kinkel, geb. 11. August 1815 in Oberkassel bei Bonn, stammt aus einer Pfarrerfamilie, die einen streng religiösen Sinn in ihm erweckte, so daß er die Theologie zu seinem Lebensberufe erwählte, und 1836 sich als Privatdozent derselben in Bonn habilitierte. Später schied er aus der theologischen Fakultät aus und trat zur philosophischen über. Er hielt

---

[1]) An Freiligrath erinnert in vielen Stücken, insbesondere durch die poetische Gestaltungskraft, die farbenreichen Schilderungen und die markige Charakteristik ein Dichter aus der neuesten Zeit: Heinrich Vierordt (geb. 1. Oktober 1855 zu Karlsruhe), dessen „Lieder und Balladen“ (Heidelberg, Winter 1881) uns gern in die Vorzeit und in die deutsche Sagenwelt zurückführen, während in den „Neuen Balladen“ (Heidelberg 1884) vorzugsweise Stoffe der neueren und neuesten Geschichte behandelt werden. Aus der ersten Sammlung heben wir hervor „Aurelians Triumph“ und „Geisterschlacht am Euphrat“; zu den vorzüglichsten der zweiten gehören „Tycho de Brahe“, „die Tuilerienkinder“ und „der Traum von Miramar“.

[2]) Friedrich Hebbels sämtliche Werke, 12 Bände, Hamburg 1865—68, herausgegeben von Emil Kuh († 1876 in Meran). Von demselben erschien auch eine *Biographie Fr. Hebbels* 1877, 2 Bände.

Vorlesungen über Kunstgeschichte, die viel Beifall fanden, und ward 1846 Professor an der Universität. Das Jahr 1848 wurde für ihn verhängnisvoll; es raubte ihm alle Mäßigung und Besonnenheit. Ein unklarer Freiheitsdrang stürzte ihn in die badische Revolution und brachte ihn auf die Zuchthäuser von Naugard und Spandau. Zwar gelang es ihm mit Hülfe seines Freundes Karl Schurz zu entfliehen und nach England zu entkommen, aber er hatte nicht nur seinen inneren Frieden und sein äußeres Lebensglück gefährdet, sondern auch seine dichterische Thätigkeit in Frage gestellt. Nachdem er lange Jahre im Exil gelebt und für seine Verirrungen schwer gebüßt, fand er in der Schweiz eine neue Heimat. Hier wirkte er seit 1866 als Professor an dem eidgenössischen Polytechnikum in Zürich und starb daselbst 14. November 1882. — Kinkel ist vorzugsweise Lyriker und Epiker. In seinen Liedern herrscht eine große Weichheit, und am besten gelingen ihm diejenigen, in welchen er die Natur nach ihren Wirkungen aufs Gemüt zur Anschauung bringt, z. B. „Abendstille", „Trost der Nacht", „Ein geistlich Abendlied", „Sonntagsstille", „Nacht in Rom", „Die Auswanderer des Aarthals". Namentlich bringt der „Strauß aus dem Jugendgarten" zarte Blumen, und wir erkennen daraus den jungen, gläubigen Dichter, dem das Bild seiner frommen Mutter mit unvergänglichen Zügen in die Seele geschrieben ist. Die Lieder, welche er in der Ferne gedichtet, sind voll der tiefsten Sehnsucht nach dem Vaterlande, insbesondere nach den heimatlichen Ufern des Rheins, und enthalten die innigsten Wünsche für des deutschen Volkes Einheit und Größe. Als talentvoller Epiker bewährte sich Kinkel in „Otto der Schütz", einer lieblichen rheinischen Geschichte voll Tiefe der Empfindung und Anschaulichkeit der Darstellung. Ihr steht würdig an der Seite „Der Grobschmied von Antwerpen", ein lyrisch-epischer Romanzencyklus, worin uns namentlich die lebhaften Schilderungen eines vielbewegten Lebens und der ernste Sinn vlämischen Fleißes und vlämischer Charakterfestigkeit entgegen treten. — Auswahl deutscher Gedichte S. 181 ff.

Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff[1]) wurde den 10. Januar 1797 auf ihrem väterlichen Gute Hülshoff bei Münster geboren, und starb 24. Mai 1848 in Meersburg am Bodensee. (Ihr Schwager war der um die altdeutsche Litteratur hochverdiente Freiherr von Laßberg.) Ihre innigen und gefühlvollen Lieder tragen einen echt weiblichen Charakter und bekunden einen originellen Geist und eine reiche Phantasie. Mit Vorliebe wählte sie ihre Stoffe aus ihrer westfälischen Heimat, und indem sie die Natur derselben mit weiblicher Sinnigkeit belauscht, schildert sie jene einsamen Gegenden „mit ihren Vogelherden, ihren schwarzen Moorgründen, ihren rosenfarbigen Buchweizenfeldern, ihren vereinzelten Tannen- und Fichtengruppen" mit besonderer Meisterschaft. In einem andern Cyklus von Liedern, „Das geistliche Jahr" betitelt, worin Dichtungen auf jeden Sonn- und Festtag des katholischen Kirchenjahres enthalten sind, schildert sie ihre religiösen Kämpfe und Siege.

---

[1]) Levin Schücking († 31. August 1883 in Pyrmont), Annette von Droste, ein Lebensbild. 2. Aufl. 1871. Eine andere Biographie erschien bei Bertelsmann in Gütersloh „A. E. v. Drost-Hülshoff, ein Denkmal ihres Lebens und Dichtens" 1879. — Briefe der Annette von Droste, herausgegeben von Christoph Schlüter. († 1884 in Münster.) 2. Aufl., Münster 1880. — Die gesammelten Schriften gab L. Schücking in 3 Bänden heraus 1879.

Auch eine dritte Sammlung, „Letzte Gaben“ benannt, enthält Perlen wahrer Poesie. — Auswahl deutscher Gedichte, S. 39 [1]).

Emanuel Geibel [2]), geb. den 17. Oktober 1815 zu Lübeck als der Sohn des Predigers der evangelisch-reformierten Gemeinde, gestorben 6. April 1884 in seiner Vaterstadt, ist einer unserer bedeutendsten und beliebtesten Lyriker. Seine Gedichte erschienen 1840 in erster und 1884 in hundertster Auflage. Von diesem Dichter, der über dem Groll und Hader der Parteien steht, gilt in Wahrheit: er singt „von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit, von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit; er singt von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt, er singt von allem Hohen, was Menschenherz erhebt“. Zu seinen alten Liedern brachte das Jahr 1870 einige neue vaterländische, z. B. ein „Kriegslied“ und ein Gedicht, betitelt „Deutsche Siege“. — Unter Geibels Dramen verdient vor allem „Brunhild“ erwähnt zu werden, eine Tragödie der Nibelungensage, deren Personen der Dichter im Unterschiede von Hebbel des ungeheuerlichen Charakters entkleidet, und unserer Empfindungsweise nähergerückt hat. Die neueste Tragödie „Sophonisbe“, deren Vorzug vor allem im Adel des Ausdrucks besteht, erhielt 1869 den vom König von Preußen auf das beste Drama ausgesetzten Preis von 1000 Thalern nebst der goldenen Medaille [3]). — Auswahl S. 71—82.

Geibel war es auch, der die Gedichte eines Freundes einführte. Es ist dies

Hermann Lingg, geb. 22. Januar 1820 zu Lindau am Bodensee. Von ihm besitzen wir ein großes Epos „Die Völkerwanderung“, mehrere Dramen (Die Walküren, Catilina, Violante) und 3 Bände Gedichte. In denselben behandelt er gern düstere Stoffe und entwirft Nachtgemälde wie „Der schwarze Tod“. — Auswahl S. 245.

Oskar von Redwitz, geb. den 28. Juni 1823 in Lichtenau bei Ansbach, jetzt auf seinem Landhause (Villa Schillerhof) zu Meran in Tirol, erregte zuerst namentlich durch sein episch-lyrisches Gedicht „Amaranth“ außergewöhnliches Aufsehen. Der romantische Duft, der über dem Ganzen liegt, die vielen eingestreuten sinnigen Naturbilder, der Wohllaut der Sprache, vor allem der entschieden ausgesprochene kirchliche Charakter der Dichtung verschaffte derselben viele Leser. Unter seinen Dramen zeichnen sich „Philippine Welser“, „Der Zunftmeister von Nürnberg“, „Der Doge von Venedig“ aus durch geschickte Anlage und lebendige Sprache. — In neuester

---

[1]) Als geistesverwandte Dichterin möge hier erwähnt werden Luise Hensel, geb. den 30. März 1798 zu Linum in der Provinz Brandenburg, † 18. Dezember 1876 zu Paderborn, deren Dichtungen gleichfalls den innigsten Glauben mit der schlichtesten Einfachheit und tiefsten Empfindung vereinigen. Eine Ausgabe ihrer Lieder erschien bei F. Schöningh in Paderborn, 3. Aufl. 1878. Prof. Schlüter (Münster), der dieselbe besorgte, gab auch ihre Briefe heraus, Paderborn 1878, während Ferd. Bartscher (Paderborn 1882) den innern Lebensgang der Dichterin darlegte, nachdem bereits vorher (1877) Jos. Reinkens ein Bild ihres äußeren Lebens gezeichnet.

[2]) K. Goedeke, Emanuel Geibel, eine Biographie, 1. Teil 1869. — Karl Ludwig Leimbach (Goslar), Emanuel Geibel. Des Dichters Leben, Werke und Bedeutung fürs deutsche Volk, 1877. — Daß Geibel am 17. und nicht am 18. October geboren wurde, weist Gaedertz in der Zeitschrift „Gegenwart“ 1885, Nr. 18 nach.

[3]) Ein Trauerspiel Sophonisbe dichteten auch J. F. Horn († 1880 in Tondern) und Robert Prölß.

Zeit hat der einst so gefeierte Dichter der Amaranth einen neuen Boden betreten, den des Romans; er that dies in „Hermann Stark, deutsches Leben", 3 Bände 1869". — Der Roman enthält die Lebensgeschichte eines bedeutenden Menschen; seine Schul- und Studienjahre, seine Manneskraft, sein Kämpfen und sein Irren, sowie sein schließliches Zurückkehren zum reinsten Glück in der Familie im echten deutschen Hause. In den Knaben-, Schul- und Universitätsjahren des Helden, die mit besonderer Vorliebe behandelt werden, sind wohl Lebenserinnerungen des Dichters selbst enthalten. — Eine patriotische Begeisterung neben tiefer Poesie tritt uns entgegen in seinem „Lied vom neuen Deutschen Reich", worin er Deutschlands Heldenkampf während der Jahre 1870 und 1871 schildert und des Vaterlandes Wiedergeburt feiert. In einem reichen Kranze von etwa 500 Sonetten führt uns der Dichter die Ereignisse jener ruhmreichen Jahre vor, wie sie sich im Geiste eines alten Lützowschen Jägers widerspiegeln. Im Jahre 1878 erschien „Odilo", eine poetische Erzählung, die den Grundgedanken hat, daß die Liebe der Menschheit Höchstes sei. Die letzte Dichtung von Redwitz ist „Ein deutsches Hausbuch". — Auswahl S. 287—298.

Otto Roquette, geb. den 19. April 1824 zu Krotoschin in Posen, jetzt Professor in Darmstadt, erwarb sich seinen Dichterkranz durch das Rhein-, Wein- und Wandermärchen „Waldmeisters Brautfahrt". Der edle Prinz Waldmeister hat sich mit seinem Hofgesinde, den duftigen Wald- und Frühlingskräutern, aufgemacht auf die Brautfahrt zu der schönen Prinzessin Rebenblüte, dem lieben Töchterlein König Feuerweins, der mit seinem zahlreichen und herrlichen Hofstaate, den edlen Rhein-, Neckar- und Moselweinen, zu Rüdesheim Hof hält. Ein sauertöpfischer Botaniker greift auf dem Spaziergange den Waldmeister auf und steckt ihn in das eherne Burgverließ der Botanisierkapsel. Nach hartem Kampfe befreien die Diener und Gefährten des Prinzen den Gefangenen, und die Hochzeit wird mit allem Glanze gefeiert. Das Gedicht trägt einen recht frischen und muntern Charakter und zu den lebhaften Schilderungen bildet die blühende Rheinlandschaft mit ihren Burgen und ihrer goldenen Segensfülle den anmutigen Hintergrund. — Waldmeisters Brautfahrt erschien 1851. Seitdem hat Roqutte unsere deutsche Litteratur mit manchem herrlichen Werke bereichert. Auf dem Gebiete des Episch-Lyrischen verdienen genannt zu werden sein „Rebenkranz zu Waldmeisters silberner Hochzeit" (1876) und seine „Idyllen", worin sich seine besten Gedichte befinden; der beste seiner Romane ist das „Buchstabierbuch der Leidenschaft". Außerdem schrieb er zahlreiche Novellen und dichtete eine Reihe Dramen, die auf den größeren deutschen Bühnen aufgeführt wurden. Eine besondere Hervorhebung verdient sein dramatisches Gedicht „Gevatter Tod". Seine „Gedichte" erschienen in mehreren Auflagen. Zu nennen sind u. a. „Am Neckar", „Am Rhein", „Poesie des Schmerzes", „Noch ist die blühende, goldene Zeit". — Auswahl S. 307.

Adolf Friedrich Graf von Schack, geb. 2. August 1815 zu Schwerin (jetzt in München), ist nicht nur ein feiner und gelehrter Kenner spanischer und arabischer Kunst und Poesie, wie überhaupt ausländischer Litteratur, der uns namentlich das persische Epos „Schah Nameh" (Königsbuch) des Firdusi so meisterhaft nachgedichtet hat, daß es uns wie ein ehrwürdiges Denkmal unsrer eignen Urzeit erscheint, sondern er ist

auch selbst hervorragend als Lyriker, Epiker und Dramatiker. Seine lyrischen Gedichte sind voll Innigkeit des Gefühls und voll Melodie des Wohlklangs. Sein Roman in Versen „Durch alle Wetter“ enthält glänzende Naturschilderungen und ist reich an Humor. In der epischen Dichtung „Lothar“ führt er uns die wechselvollen Erlebnisse eines deutschen Mannes vor, der den Idealen seiner Jugend treu bleibt. Die Tragödie „Timandra“ behandelt den Konflikt der Vaterlands- und Mutterliebe. Das dramatische Gedicht „Heliodor“ schildert den Kampf des Christentums und Heidentums auf griechischem Boden. In seinen oft bis zu prophetischem Schwunge sich erhebenden „Nächten des Orients“ und den „Weihgesängen“ spricht er seine Weltanschauung, sein innerstes Gedankenleben, sein Glauben und Hoffen, seine Freude am Schönen und Großen aus. Wie Schack, durchdrungen von dem Gedanken, daß die Weltpoesie Weltversöhnung ist, die Völker in allen Zonen belauscht, so führt er uns auch in seinen Dichtungen, von denen wir noch die „Episoden“ nennen, zu den verschiedensten Völkern und bietet uns neben den tiefsten Gedanken die glänzendsten Schilderungen [1]).

Georg Scheurlin, geb. 25. Februar 1801 zu Mainbernheim in Unterfranken, † 9. Juni 1872 als geh. Ministerialsekretär in München. Die lieblichsten und ergreifendsten Herzensklänge tönen uns entgegen aus Liedern wie „Schneeglöckchen“, „Frühlingsahnung“, „Das Glöcklein im Herzen“. — Auswahl deutscher Gedichte, S. 343. Demselben Vaterlande gehört an

Martin Greif (Hermann Frey), geb. 18. Juni 1839 in Speyer (jetzt in München), dessen Gedichte bereits in vier Auflagen erschienen sind. Derselbe versteht es, alle Saiten des Gefühls harmonisch anzuschlagen. Insbesondere weiß er den anheimelnden Ton des Volksliedes glücklich zu treffen und poesiereiche, stimmungsvolle Naturbilder zu entwerfen. Auch unter seinen Balladen, Gedenkblättern, Widmungen, Sinngedichten findet sich manche köstliche Perle. — Greif ist nicht bloß bedeutender Lyriker, der alles, was das Menschenherz in Leid und Lust bewegt, in einfacher, aber tief empfundener Weise gestaltet, sondern auch hervorragender Dramatiker. Als solcher bewährt er sich in „Corfiz Ulfeld, dem Reichshofmeister von Dänemark“ ebensosehr, wie in dem Römerdrama „Nero“, in „Marino Falieri“, wie in dem vaterländischen Schauspiel „Prinz Eugen“. Das letztere hat zum Mittelpunkte die Eroberung Belgrads, jenen gewaltigen Triumph, den Prinz Eugen errang, der freilich durch den Tod des Prinzen Ludwig von Savoyen teuer erkauft wurde. Die Szenen des Feldlagers und des Wiener Volkslebens sind hochdramatisch [2]).

Paul Heyse, geb. 15. März 1830 in Berlin (jetzt in München), ist einer der hervorragendsten deutschen Novellisten. Seine Novellen, in denen er seine dichterische Meisterschaft bewährt und eine solche Fruchtbarkeit entwickelt, daß dieselben bereits 13 Bände füllen, besitzen eine wahrhaft

---

[1]) Vortreffliche Winke zum Verständnis des Dichters bietet Joseph Brendel (Prag), Zeitgenössische Dichter (neben Schack werden Geibel und Jordan besprochen), Stuttgart 1881.

[2]) Prinz Eugen erschien bei Theodor Kay in Kassel (2. Aufl. 1880), die anderen Dramen in der Wallishausserschen Buchhandlung in Wien, die Gedichte bei Cotta in Stuttgart.

künstlerische Vollendung. Nächstdem ist er bedeutender Dramatiker. Echt deutsch sind seine Dramen „Elisabeth Charlotte" (1860), „Ludwig der Bayer" (1862), „Hans Lange" (1864); durchaus patriotisch ist sein „Colberg" (1868), in dem wir den trefflich gezeichneten Charaktern eines Gneisenau und Nettelbeck begegnen; mit feinem künstlerischen Geiste aufgebaut sind seine Tragödien „Graf Königsmark", „Elfriede", „Alkibiades". — Nächst Heyse gebührt in der Novelle der Preis zwei Dichtern der Schweiz, Keller und Meyer.

Gottfried Keller wurde den 19. Juli 1815 zu Glattfelden bei Zürich geboren und lebt jetzt in Zürich. Nachdem er bereits 1846 mit „Gedichten" und 1854 mit einem geistvollen Roman „der grüne Heinrich" hervorgetreten war, erschien 1856 seine Novelle „die Leute von Saldwyla", worin er das Dorfleben in realistischer und dichterisch verklärter Anschaulichkeit schildert, und 1878 seine „Züricher Novellen", in denen er uns prächtige Bilder aus dem Züricher Kulturleben von der Zeit des Manesse an vorführt.

Konrad Ferdinand Meyer, geb. 12. Oktober 1825 in Zürich, jetzt in Kilchberg, unweit seiner Vaterstadt, hat sich namentlich durch zwei größere Novellen voll packender Gewalt „Jürg Jenatsch" (8. Auflage) und „der Heilige" (5. Auflage) schnell bei den Besten der Nation Beifall und Anerkennung erworben. Die erste Geschichte, die uns einen trotzigen, gewaltthätigen, aber von glühender Vaterlandsliebe erfüllten Charakter in einer wilden Zeit meisterhaft vorführt, spielt zu Anfang des dreißigjährigen Krieges in Graubünden. Der Held der andern Erzählung ist Thomas Beckert, einst der allmächtige Kanzler und Günstling Heinrich II. von England. Dieselbe plastische Gestaltungskraft offenbaren auch seine kleineren „Novellen" (2 Bände). Die gesunde und unverfälschte Dichternatur giebt sich auch kund in seinen „Gedichten", unter denen namentlich die Balladen voll Kraft und Mark sind, und in seiner Dichtung „Huttens letzte Tage"[1]).

Victor Scheffel, geb. den 16. Februar 1826 zu Karlsruhe (jetzt in Radolfzell), ist der Verfasser des „Eckehard", der zu den besten historischen Romanen gehört (85 Auflagen). Außerdem haben wir von ihm den „Trompeter von Säkkingen" (130 Auflagen), einen frischen Sang, der in der Zeit des 30jährigen Krieges spielt; „Frau Aventiure", eine Wiedererweckung des mittelalterlichen Minnegesangs; „Bergpsalmen", worin uns der Natursinn und die Naturbegeisterung eines alten Bischofs von Regensburg vorgeführt wird; endlich eine Sammlung höchst origineller, humoristischer und teilweise derb volkstümlicher Dichtungen unter dem Titel „Gaudeamus" (45 Auflagen). Auswahl deutscher Gedichte, S. 334 ff.

Wilhelm Jordan, geb. am 8. Februar 1819 zu Insterburg in Ostpreußen, hat sich als echter Dichter in den weitesten Kreisen einen Namen erworben durch seine „Nibelungen" (Erster Teil Siegfriedssage, 2 Bde., 11. Aufl. 1883, zweiter Teil Hildebrants Heimkehr, 2 Bde., 6. Aufl. 1883), die er als wandernder Rhapsode mit außerordentlichem Beifall vorgetragen

---

[1]) Die Werke von K. F. Meyer sind erschienen bei H. Hässel in Leipzig. Auf die hohe Bedeutung derselben weist hin Anton Reitler, C. F. Meyer. Eine litterarische Skizze. 2. Aufl., Leipzig 1885.

hat. Indem er auf die ältesten nordischen Quellen zurückgeht, sucht er die alte Sage in ihrer ursprünglichen Vollständigkeit und Reinheit wieder herzustellen. Zwar hat diese Neudichtung des Nibelungenliedes manches Moderne und Rhetorische, aber auch so vieles großartig Gewaltige und lieblich Zarte, daß sie den Vorzug verdient vor den dramatischen Bearbeitungen eines Hebbel und Geibel. Vortrefflich ist die sanfte Kriemhild charakterisiert, anmutig wird Siegfrieds Brautwerbung dargestellt und rührend sein Abschied erzählt. Mit besonderer Vorliebe aber ist der Charakter der wilden Brunhild gezeichnet, und namentlich gehört die Schilderung ihrer Entzauberung und ihres Flammentodes neben dem prächtigen Nornenliede zu den schönsten Partieen der Dichtung. Die Form ist die der Allitteration[1]. — Klassische Meisterwerke der Uebersetzungskunst sind W. Jordans Uebertragung von Homers Odyssee und Ilias, worin der Sänger des Siegfried und Hildebrant seine Vorgänger durch echte Treue, schlichte Natürlichkeit und Glätte des Ausdrucks übertroffen hat. — Das neueste Werk Jordans ist der Roman „die Sebalds“, der in der Gegenwart spielt und ebenso fesselnd ist durch die Handlung wie reich an Ideeengehalt[2].

Willibald Alexis (Wilhelm Häring), geb. 29. Juni 1798 in Breslau, † 16. Dezember 1871 in Arnstadt, betrat das Gebiet des vaterländischen Romans im Jahre 1832 mit seinem „Cabanis“, dessen Mittelpunkt Friedrich der Große ist. Darauf folgten 7 andere Romane, deren Stoff der märkisch-brandenburgischen und preußischen Geschichte entnommen ist. Es sind dies „Der falsche Waldemar“ — „Der Roland von Berlin“ (Zeit Kurfürst Friedrichs II.) — „Die Hosen des Herrn von Bredow“ (Unterdrückung des Raubrittertums durch Joachim I.) — „Der Wärwolf“ (Fortsetzung des vorigen: Anfänge der märkischen Reformation) — „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ (1804—1806 Auflösungsprozeß des damaligen Preußen) — „Isegrim“ — „Dorothe“. Alle diese Romane sind vom wärmsten Patriotismus durchdrungen und bieten meisterhaft ausgeführte geschichtliche Zeit- und Sittenbilder, so daß Willibald Alexis mit Recht der „märkische Walter Scott“ genannt worden ist.

Theodor Fontane, geb. 30. Dezember 1819 in Neuruppin (jetzt in Berlin), trat im Jahre 1878 mit einem bedeutenden vaterländischen Roman „Vor dem Sturm“ hervor, dessen Handlung im Winter 1812 auf 1813 spielt. Eine echt vaterländische Gesinnung, tiefe Empfindung und gesunden Humor bekunden seine „Gedichte“. Seine geliebte Heimat bringt er zu Ehren in seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, die in 4 Teilen erschienen sind[3].

Gustav Freytag, geb. den 13. Juli 1816 zu Kreuzburg in Schlesien, ist ein bedeutender Dramatiker, Romanschriftsteller und Kulturhistoriker. Unter seinen Dramen sind zu nennen „Die Journalisten“, eines der feinsten deutschen Lustspiele, ferner das Schauspiel „Die Valentine“ und das Trauerspiel „Die Fabier“. Als feiner Kenner nicht nur der dramatischen Litteratur, sondern auch der dramatischen Praxis, zeigt er sich in seiner

[1] Georg Reinhard Röpe (Hamburg), die moderne Nibelungendichtung, mit besonderer Rücksicht auf Geibel, Hebbel und Jordan, 1869.

[2] Der Roman ist erschienen in der deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart 1885.

[3] Die obengenannten Werke Theodor Fontanes sind erschienen bei Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) in Berlin.

„Technik des Dramas“. — Von seinen Romanen fand gleich der erste, betitelt „Soll und Haben“, großen Beifall. Derselbe trägt einen durchaus realistischen Charakter und stellt das Volk bei seiner Arbeit dar. Daran schlossen sich „Die verlorene Handschrift“ und der neueste, großartig angelegte Roman „Die Ahnen“ in 6 Teilen, „Ingo und Ingraban“, „Das Nest der Zaunkönige“, „Die Brüder vom deutschen Hause“, „Marcus König“, „Die Geschwister“, „Aus einer kleinen Stadt“, die im 4., 8., 11., 13., 16., 17. u. 19. Jahrh. zumeist im Lande der Thüringer spielen. — Ein großes Verdienst erwarb sich endlich Freytag durch seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, die eine große kulturgeschichtliche Bedeutung haben. — Gleichfalls ein Schlesier von Geburt ist

Rudolf von Gottschall, geb. 30. September 1823 in Breslau (jetzt in Leipzig), einer der vielseitigsten deutschen Schriftsteller der Gegenwart. Gottschall hat die verschiedensten Gebiete unserer Litteratur mit Glück bearbeitet. Er ist Lyriker („neue Gedichte“), Epiker („Carlo Zeno“, „Maja“), Romanschriftsteller („Im Banne des schwarzen Adlers“), namentlich aber bedeutender Dramatiker. Von seinen Tragödien sind hervorzuheben „Mazeppa“ — „Der Nabob“ — „Katharina Howard“ — „König Karl XII.“ — „Herzog Bernhard von Weimar“ — „Amy Robsard“; von seinen Lustspielen „Pitt und Fox“ — „Die Diplomaten“ — „Der Spion von Rheinsberg“. Außerdem ist Gottschall Litterarhistoriker (§ 59), Aesthetiker („Poetik“, 2 Bände) und scharfer Kritiker („Blätter für litterarische Unterhaltung“).[1]

Georg Ebers, geb. 1. März 1837 in Berlin, seit 1870 Professor in Leipzig, führt uns in seinen historischen Romanen mit Vorliebe nach Aegypten, wohin er verschiedene Reisen unternommen, deren eine er beschreibt in dem anziehend geschriebenen Reisewerk „Durch Gosen zum Sinai“[2]), während er auf einer anderen den nach ihm benannten Papyrus Ebers entdeckte. Von seinen vier ägyptischen Romanen erschien zuerst 1864 seine „ägyptische Königstochter“ worin sich die Handlung um Nitetis, die Tochter des Königs Amasis bewegt; 1877 „Uarda“, das uns ein Bild altägyptischen Lebens aus der Zeit des Königs Ramses bietet; 1879 „Die Schwestern“, worin uns Ebers nach Memphis, namentlich in den Tempel des Serapis und in das Königsschloß der Ptolemäer führt; 1880 „Der Kaiser“, der sich vorzugsweise um Hadrian und seinen Günstling Antinous bewegt und in Alexandrien spielt, jener Vereinigungsstätte der morgen- und abendländischen Kultur. In alle Kreise der rauschenden Weltstadt führt uns der Verfasser, vor allem zeigt er, wie das junge und reine Christentum seine Wege in die Paläste und Hütten findet und sich der Gemüter bemächtigt[3]). Dazwischen erschien 1878 „Homo

---

[1]) Der bedeutsame geschichtliche Roman „Im Banne des schwarzen Adlers“ ist ebenso wie die Poetik und Litteraturgeschichte u. a. erschienen bei Eduard Trewendt in Breslau.

[2]) Das hochinteressante Buch, das zugleich die kritische Sinaifrage mit viel Geschick behandelt (nach Ebers ist nicht der Dschebel Musa, sondern der Serbal der Berg der Gesetzgebung), ist in zweiter Auflage bei Wilhelm Engelmann in Leipzig 1881 erschienen.

[3]) Den Günstling des Kaisers hat George Taylor zum Mittelpunkte seines 1880 erschienenen kulturgeschichtlichen Romans „Antinous“ erwählt. Von demselben Verfasser (Professor Adolf Hausrath in Heidelberg, geb. 13. Januar 1837 in Karlsruhe)

sum", ein Roman, der uns zu den Anachoreten des 4. Jahrhunderts am Fuße des Sinai führt. In seinem nächsten Roman, „Die Frau Bürgermeisterin", führt uns Ebers nach Holland und schildert in ergreifender Weise den heldenmütigen Verteidigungskampf der schwerbedrängten Stadt Leyden gegen die spanische Gewaltherrschaft im Jahre 1574. Die treue Gattin des Bürgermeisters Peter van der Werfft hält den Mut der Belagerten aufrecht, bis in der letzten Stunde die ersehnte Hülfe durch Wilhelm von Oranien kommt. — Im letzten Roman von Ebers „Ein Wort" lernen wir eine Art Simplicissimus kennen. Ulrich, der Sohn eines Schmiedes und einer fahrenden Frau, ist in einem Dorfe des Schwarzwaldes von einem aus Portugal vertriebenen jüdischen Gelehrten erzogen worden und dieser hat in ihm das Streben erweckt, nach dem einzig und ewig wahren, die volle Harmonie des Daseins' verbürgenden Wort zu suchen. Dieses Wort, das Ideal, findet Ulrich auf seiner Weltfahrt, auf der wir ihn bald in Madrid, bald in Venedig, bald in den Werkstätten der Kunst und an den Höfen der Fürsten, bald im Feldlager finden, nicht im Glück, auch nicht im Ruhme, in der Kunst, der Macht, sondern allein in der Liebe. — In seinem letzten Roman „Serapis", der uns wieder nach Aegypten führt, schildert uns Ebers in glänzender Darstellung das letzte Ringen der heidnischen Welt gegen das Christentum und zeigt, wie mit dem Serapis in Alexandrien eine alte Welt zusammenstürzt und aus ihren Trümmern eine neue erwächst. In allen seinen Werken bietet uns Ebers in farbenreichen Gemälden großartige Zeitbilder und bewährt sich als bedeutender Charakterzeichner und Seelenmaler[1]). — Auf dem Gebiete des historischen Romans hat sich in neuester Zeit gleichfalls ausgezeichnet:

Felix Dahn, geb. den 9. Februar 1834 in Hamburg, jetzt Professor in Königsberg. Das bedeutendste Werk von ihm ist sein Roman „Ein Kampf um Rom" (12. Auflage 1885, Leipzig, Breitkopf & Härtel, 4 Bde.), worin der Kampf und Untergang der Ostgoten in Italien geschildert wird. Im Vordergrunde stehen auf der einen Seite Theodorich, Athalarich, Amalaswintha, Theodahad, Witichis, Totila und Teja; auf der andern Belisar und Narses, vor allem aber die vom Dichter frei erfundene Gestalt des Cethegus, dessen Seele für die glorreichen Zeiten der römischen Republik begeistert ist[2]). Von den drei kleinen Romanen aus der Zeit der Völkerwanderung, die in neuester Zeit erschienen sind, spielt der eine, betitelt „Felicitas", im schönen Salzburg, dem festen Kastell der Römer, das durch bajuvarische und alamannische Scharen im verhängnisvollen Jahre 476, in welchem der Germane Odoaker dem weströmischen Reiche ein Ende machte, eingenommen wird. Seinen Namen führt der Roman von der jugendschönen Gattin des Stein-

---

stammen auch „Klytia" (1883), „Jetta" (1884) und „Elfriede" (1885). Die vier bedeutsamen Romane erschienen in verschiedenen Auflagen bei Salomon Hirzel in Leipzig.

[1]) Wie beliebt die obengenannten Romane von Ebers, die in Stuttgart, deutsche Verlagsanstalt (vormals Eduard Hallberger) erschienen sind, davon zeugt der Umstand, daß sie alle in kurzer Zeit 10 bis 14 Auflagen erlebt haben. — Auch ein liebliches Idyll „Eine Frage" verdanken wir Ebers, das manche für sein bestes Werk erklären.

[2]) An dieser Stelle möge insbesondere der Jugend ein Werk empfohlen werden, das dieselbe Beachtung verdient wie Dahns „Kampf um Rom", Scheffels „Eckehard" und Freytags „Ahnen". Es ist dies ein historischer Roman von Ernst Wichert (Obertribunalsrat in Königsberg), Heinrich von Plauen, 2. Aufl., 3 Teile, Leipzig (Carl Reißner) 1883.

metzen Fulvius, die freilich eine mehr passive Rolle spielt. Glücklich ist der Gegensatz zwischen den jugendfrischen germanischen Helden und den moralisch versumpften und entarteten Römern durchgeführt. Der andere, „Bissula“, schildert die Schicksale eines Schwabenmägdleins, während der siegreiche Kampf der Alamannen mit den Römern um die Gestade des Bodenseees den Hintergrund bildet. Die Handlung fällt in die Zeit des großen Gotensieges bei Adrianopel (378 n. Chr.), und Ausonius, der erste Dichter jener Zeit, ist in dieselbe eng verflochten. Der dritte, „Gelimer“, der im Jahre 534 spielt, schildert den Untergang des Vandalenreiches in Afrika. Der vierte, „Die schlimmen Nonnen von Poitiers“, bietet ein kleines, von dem Gang der Weltgeschichte fern abliegendes Lebensbild aus dem Jahre 589. — Ins Mittelalter führt uns der bei Otto Janke 1884 erschienene historische Roman „Die Kreuzfahrer“ und erzählt von einem Ritter Friedmuth, der mit Kaiser Friedrich II. ins Morgenland gefahren, dort in Gefangenschaft geriet, aus der ihn eine sarazenische Prinzessin Sobeide befreit, nach seiner Heimkehr Deutschritter wird und mit Hermann von Salza ins Preußenland fährt, wo er als Held stirbt. — In seinen Balladen behandelt Dahn mit Vorliebe die altnordische Heiden- und Heldenzeit, deren begeisterter Verehrer er ist. Dieselbe Begeisterung giebt sich kund in seinem nordischen Roman „Odhins Trost“, worin das nordische Heidentum in Gegensatz gestellt wird zum Christentum. — Von seinen Dramen verdient genannt zu werden „König Roderich“, worin der schwache Roderich der Geschichte als ein energischer Charakter dargestellt wird, der mit starker Hand die Rechte des Staates der Kirche gegenüber verteidigt, und „Rüdeger von Bechlaren“, das jene ergreifende Episode aus dem Nibelungenliede behandelt (§ 15).

Julius Wolff, geb. 16. September 1834 in Quedlinburg (jetzt in Berlin), noch vor wenigen Jahren selten genannt, zählt zu den bedeutendsten jetzt lebenden deutschen Dichtern. Dem Verfasser des „Trompeter von Säkkingen“ nahe verwandt, beherrschte er die deutsche Sprache wie selten einer, weiß unsere Phantasie lebhaft anzuregen, Herz und Gemüt zu bezwingen, wie es nur der wahre Dichter versteht. In seinen Epen „Der Rattenfänger von Hameln“ 1875, (jetzt 20 Aufl.), „Der wilde Jäger“ (1877, jetzt 18. Aufl.), behandelt er mit außerordentlichem Geschick die alte Volkssage. In seiner letzten umfangreichen Dichtung „Der Tannhäuser“, worin er die Figuren Tannhäusers und Heinrichs von Ofterdingen[1]) zu einer einzigen verschmilzt und diesen seinen Helden, nachdem

[1]) Heinrich von Ofterdingen ist der Held einer gleichnamigen Dichtung von Gustav Kastropp (geb. 30. August 1844 zu Salmünster in Kurhessen, jetzt in Wien), einem hochbegabten Dichter von ungemein schöpferischer Phantasie. Das Ritterepos zerfällt in 4 Bücher. Ein Minnesänger, der Sängerstreit, das Turnier, der Kreuzzug. Der Hauptheld, Heinrich von Ofterdingen, ein gottesfürchtiger, den Idealen zugewandter Ritter und Sänger, gewinnt trotz seiner Armut das Herz der gleichgesinnten Clara von Gleichen, der er in allen Anfechtungen Liebe und Treue bewahrt. In die Erzählung sind heitre und ernste Lieder eingeflochten, welche die Schicksale des Helden begleiten und sein Inneres abspiegeln. — Demselben Dichter verdanken wir eine zweite gewaltige Schöpfung „Kain“. Der Held dieses Epos ist ein dämonischer Charakter, der in seinem Größenwahn Gott zu stürzen sucht und in seiner Gottentfremdung zu entsetzlichen Verbrechen fortgerissen wird, endlich aber, durch Jahrhunderte lange Reue gereinigt und mit Gott wieder vereint, im Angesicht der über die Erde hereinbrechenden Sintflut durch den ersehnten Tod erlöst wird. — Beide Epen erschienen 1880 bei Adolf Bonz in Stuttgart.

Papst Innocenz III. in Rom den Fluch über ihn ausgesprochen, auf der Burg Kürenberg bei seinem Jugendfreunde das Lied von den Nibelungen dichten läßt, entrollt er ein farbenprächtiges Bild aus der Hohenstaufenzeit und aus dem Leben der ritterlichen Minnesänger. Durch alle seine Epen aber schlingt sich eine goldene Kette prächtiger lyrischer Gedichte in wechselnden Tonarten. Wie gewandt J. Wolff zu erzählen versteht, beweist sein neuestes 1883 erschienenes Werk „Der Sülfmeister“ (d. h. Salzpächter), ein geschichtlicher Roman, der um das Jahr 1454, also zu Ausgang des Mittelalters in Lüneburg spielt und den Kampf der Zünfte mit dem Rat der Stadt und dem Adel um die höchsten Bürgerrechte schildert. — Eine mit Viktor Scheffel und Julius Wolff verwandte Dichternatur ist

Rudolf Baumbach, geb. 28. September 1841 zu Kranichfeld in Thüringen, jetzt in Triest. An epischen Dichtungen besitzen wir von ihm außer „Hilde und Horand“ (§ 16, S. 39) „Zlatorog“, worin er die Sage von dem Gemsbock Zlatorog, der auf den Höhen des Triglav einen Schatz hütet und von einem Menschen verfolgt, unmutsvoll die grünenden Almen mit Felsentrümmern überschüttet, mit Frische und edler Einfachheit behandelt und uns den ganzen Zauber der Alpenwelt voll empfinden läßt. Seine lyrischen Gedichte, die in verschiedenen Sammlungen (Leipzig, Liebeskind) erschienen sind („Mein Frühjahr“ — „Lieder eines fahrenden Gesellen“ — „Von der Landstraße“ — „Frau Holle“ u. s. w.) zeichnen sich durch schalkhaften Humor, frische, gesunde Freude am Leben, Anmut und Natürlichkeit aus. Wein, Liebe, Wanderlust sind das Lieblingsthema seiner Lieder. Ebenso frisch und munter und voll urwüchsigen Humors sind die „Abenteuer und Schwänke“, die er alten Meistern nacherzählt, und die zuletzt erschienene Dichtung „Der Pate des Todes“. — Aber Baumbach ist nicht allein ein liebenswürdiger Dichter, sondern auch ein liebenswürdiger Erzähler. Zeugnis davon giebt die bei Albert Goldschmidt in Berlin erschienene Erzählung aus dem 17. Jahrhundert, „Trug-Gold“ betitelt, 2. Aufl. 1883. Baumbach erzählt uns eine Adeptengeschichte. Der Apotheker einer kleinen ehemaligen Residenzstadt sucht den Stein der Weisen; er fällt in die Hände eines Betrügers, aus denen er durch seinen wackern Gehilfen befreit wird, dem er nun zum Dank seine Tochter zur Gattin giebt. — Ein ganz anderer Charakter ist

Heinrich Leuthold, geb. 1827 zu Wetzikon in der Schweiz, † 1879 in einer Irrenanstalt bei Zürich, gab zuerst 1862 mit E. Geibel fünf Bücher französischer Lyrik heraus. Seine eignen Lieder, die 1879 von Freundeshand (bei Huber in Frauenfeld) herausgegeben wurden, und einen ganz bedeutenden Lyriker erkennen lassen, sind, ähnlich wie die Lenaus, oft tief schwermütig, oft voll trotziger Weltverachtung.

Friedrich Wilhelm Weber, geb. 26. Dezember 1813 zu Alhausen in Westfalen (jetzt Sanitätsrat, Schloß Thienhausen bei Steinheim in Westfalen), trat erst im Jahre 1878 an die Oeffentlichkeit mit dem epischen Gedicht „Dreizehnlinden“, das um seiner meisterhaften Form, sowie um seines christlichen und nationalen Gehaltes willen außerordentlichen Beifall fand und in fünf Jahren 16mal seine Wanderung durchs deutsche Volk antreten konnte. Der Held des Gedichts ist ein Sachse aus der Zeit Ludwigs

des Frommen, Elmar vom Habichtshofe, der von Haus und Hof vertrieben, im Kloster Dreizehnlinden die christliche Taufe erhält. Es vollzieht sich in dem Epos ein welthistorischer Prozeß: der letzte Sachse bekehrt sich zum Christentum und Westfalen wird gewonnen für das befreiende Weltevangelium. Formvollendet und tiefempfunden sind auch seine „Gedichte“, die 1882 bei Schöningh in Paderborn in dritter Auflage erschienen [1]). Als meisterhafter Uebersetzer hat er sich bewährt in der Uebertragung von A. Tennysons Gedicht „Maud“.

Unter den Dichtern der Gegenwart, die sich des Dialekts bedienen (vgl. § 47) verdient genannt zu werden:

Karl von Holtei, geb. den 24. Januar 1798 in Breslau, † 12. Febr. 1880, dessen gemütliche, naive, volkstümliche „schlesische Gedichte“ im Jahre 1830 erschienen. Holteis tiefes und reiches Gemüt offenbaren auch seine Dramen, die eine Zeit lang die Bühne beherrschten („Der alte Feldherr“, „Leonore“, „Lorbeerbaum und Bettelstab“, „Die Wiener in Paris“, „Die Wiener in Berlin“ u. s. w.), und seine Romane, von denen zu nennen sind „Die Vagabunden“, „Ein Schneider“ und vor allen „Christian Lammfell“ [2]).

Klaus Groth, geb. den 24. April 1819 im Dorfe Heide im Holsteinschen, jetzt in Kiel, der unter dem Titel „Quickborn“ (Jungbrunnen) eine Sammlung plattdeutscher Gedichte herausgab, die sich auszeichnen durch Innigkeit der Empfindung und anmutige Naivetät. Dieselben zeigen zugleich, welche Fülle von poetischen Anschauungen in unseren Volksidealen ruht. Den Gedichten folgten „Vertellen“, Erzählungen in Prosa. — Auswahl deutscher Gedichte, S. 125.

Fritz Reuter, geb. den 7. Nov. 1810 zu Stavenhagen in Mecklenburg, † 12. Juli 1874 in Eisenach, vereinigt den gesunden Humor mit dem tiefen Gemüt und einer meisterhaften Kunst der Gestaltung. Seine plattdeutschen Gedichte erschienen als „Läuschen und Riemels“ (gereimte Schnurren). Unter den prosaischen Werken, die den Titel „Olle Kamellen“ (alte Kamillen, d. h. alte Geschichten) führen, ist „Ut mine Stromtid“ (aus meiner Landmannszeit) das vollendetste [3]). — Auswahl deutscher Gedichte, S. 302 ff.

Denselben volkstümlichen Ton, wie Klaus Groth und Fritz Reuter, schlugen an Berthold Auerbach und Jeremias Gotthelf.

Berthold Auerbach, geb. den 28. Februar 1812 zu Nordstetten im Schwarzwalde, † 8. Februar 1882 zu Cannes (Frankreich), hat seine große Befähigung zum Volksschriftsteller bekundet durch seine „Schwarzwälder Dorfgeschichten“, welche eine neue Epoche auf diesem Felde der Litte-

---

[1]) Ein verwandter Sänger und ein Lyriker ersten Ranges ist sein Landsmann Friedrich Wilhelm Grimme (geb. 25. Dezember 1827 zu Assinghausen in Westfalen, jetzt Gymnasialdirektor in Heiligenstadt), dessen „deutsche Weisen“ (Paderborn, Schöningh 1881) gleichfalls einen durchaus nationalen und christlichen Charakter tragen.

[2]) Die Vorzüge dieses Romans hat dargelegt Prof. F. Willomitzer (Programm der Leopoldstädter Oberrealschule, 1877).

[3]) Fritz Reuters Werke, 13 Bände; nachgelassene Schriften, herausgegeben von Adolf Wilbrandt, 2 Bände. — Otto Glagau, Fritz Reuter und seine Dichtungen, 2. Aufl. 1875.

ratur begründeten. Später verließ er mehr und mehr diese Bahn und schrieb die größeren liberalen Tendenzromane: „Auf der Höhe“, „Das Landhaus am Rhein“, „Waldfried“. — Gesammelte Werke (Stuttgart, Cotta) 22 Bände.

Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius), geb. den 4. Oktober 1797 zu Murten im Kanton Freiburg, † den 22. Oktober 1854 als Pfarrer zu Lützelflüh im Emmenthal in der Schweiz, huldigte im Gegensatz zu dem Idealismus, der in Auerbachs Dorfgeschichten zu Tage tritt, mehr einem derben Realismus. Zeugnis davon geben „Uli der Knecht“, „Uli der Pächter“, „Käthi die Großmutter“, „Bilder und Sagen aus der Schweiz“, „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“.

Zu den bedeutendsten geistlichen Liederdichtern unserer Zeit gehören:

Albert Knapp, geb. am 25. Juli 1798 in Tübingen, erhielt seine theologische Bildung im Seminar zu Maulbronn und auf der Hochschule seiner Vaterstadt. In den Mußestunden studierte er seine Lieblingsdichter Goethe und Shakespeare, die ihn zu eigenen poetischen Versuchen anregten. Seine geistliche Wirksamkeit, die mit dem Jahre 1820 begann, und sein inniges Freundschaftsverhältnis zu Ludwig Hofacker führten ihn vorzugsweise der geistlichen Poesie zu, die neben seiner amtlichen Thätigkeit die Hauptaufgabe seines Lebens wurde. Zuerst erschienen seine „Christlichen Gedichte“, die allmählich zu vier Bänden anwuchsen. Eine Reihe von Jahren gab Knapp das von christlichem Geiste durchdrungene Taschenbuch „Christoterpe“ heraus, worin er zumeist seine eigenen lyrischen Erzeugnisse niederlegte, aber auch die Produktionen anderer Dichter veröffentlichte, sowie allerhand christliche Aufsätze und Erzählungen aufnahm. Außer den geistlichen Liedern haben wir von Knapp namentlich noch zwei Bände historische Dichtungen: „Die Hohenstaufen“ und „Bilder der Vorwelt“. Er starb den 18. Juni 1864 als Stadtpfarrer zu St. Leonhard in Stuttgart. — Auswahl deutscher Gedichte, S. 215 ff.

Philipp Spitta [1], geb. am 1. August 1801 in Hannover als der Sohn eines Buchhalters. Nachdem er vier Jahre lang bei einem Uhrmacher in der Lehre gewesen, verließ er die Werkstatt, um Theologie in Göttingen zu studieren. Nach beendigten Studien bekleidete er eine Reihe von geistlichen Stellen und war zuletzt Superintendent in Burgdorf (zwischen Hannover und Celle), wo er am 26. September 1859 starb. Seine geistlichen Lieder führen den (Psalm 57, 9 entlehnten) Titel „Psalter und Harfe“, wovon bereits die 50. Auflage als Jubelausgabe erschien (mit Einleitung und Spittas Biographie von Julius Sturm). — Auswahl S. 443 ff.

Karl Gerok, geb. den 30. Januar 1815 zu Vaihingen an der Enz in Württemberg, jetzt Oberhofprediger in Stuttgart, hat sich nach den Worten des Apostels Paulus: „Alles ist euer, ihr aber seid Christi“ für alles Schöne in Wissenschaft, Kunst und Natur einen offenen Sinn bewahrt, der uns hell und rein wie Krystall in seinen Liedern entgegentritt. Zu dem Schönsten und Erhebendsten, was die neueste Lyrik aufzuweisen hat, gehören die „Palmblätter“, die 1853 erschienen und bereits in 50 Auflagen verbreitet sind. An die erste Sammlung der Palmblätter schließt sich eine „Neue Folge“,

---

[1]) K. Münkel, J. Ph. Spitta, ein Lebensbild, 1851.

welche in 6 Auflagen erschienen ist. Eine neue Sammlung ist betitelt „Blumen und Sterne“ (8 Auflagen), worin der Dichter eine Nachlese geistlicher und weltlicher Lieder aus älterer und neuerer Zeit liefert. Dergleichen Gelegenheitsgedichte bietet auch in 4 Abschnitten (von Himmel und Erde — aus Sage und Geschichte — aus Welt und Kirche — von Haus und Herz) „der letzte Strauß“ (2. Aufl. 1883), den Gerok im Spätherbst seines Lebens gesammelt und der herrliche Blüten echter Poesie enthält. Auch manches patriotische Lied hat Gerok gedichtet, das sich in der Sammlung „Deutsche Ostern 1871“ findet. — Auswahl deutscher Gedichte, S. 87 bis 95. — Das Leben eines so bedeutenden Theologen und Dichters gewährt ein ganz besonderes Interesse, und wie köstlich Gerok zu erzählen weiß, davon geben Zeugnis seine „Jugenderinnerungen“, 3. Aufl., Leipzig (Velhagen u. Klasing) 1876.

Julius Sturm, geb. den 21. Juli 1816 zu Köstritz im Fürstentum Reuß, jetzt Hofprediger daselbst, hat verschiedene Sammlungen von Gedichten herausgegeben, darunter „Fromme Lieder“, die eröffnet werden durch das bekannte „Gott grüße dich!“ Der deutsch-französische Krieg brachte von ihm 1870 „Kampf- und Siegesgedichte“. — Auswahl deutscher Gedichte, Seite 451 ff.

§ 66. Anhang.

Zum Schluß mögen noch einige hervorragende Prosaiker genannt werden, die in den vorhergehenden Paragraphen keine Stelle gefunden haben:

Justus Möser, geb. den 14. Dezember 1720 zu Osnabrück, auf den Universitäten Jena und Göttingen zum Rechtsgelehrten gebildet, vertrat in der wichtigen Stellung als advocatus patriae in freimütiger Weise die Rechte seines Volkes und bewährte auch in seinen anderen Stellungen als Sekretär der Landstände, Syndikus der Ritterschaft und Ratgeber der Regierung seinen Mannesmut und seine strenge Gerechtigkeit. Hochverehrt und hochgeliebt starb er am 8. Januar 1794 in seiner Vaterstadt. Mit der einflußreichen amtlichen Thätigkeit Justus Mösers geht Hand in Hand seine litterarische. Seine zwei bedeutendsten Werke sind die Osnabrückische Geschichte und seine Patriotischen Phantasieen. Beide Werke zeigen uns den Patrioten und Volksschriftsteller von echtem Schrot und Korn, von warmem Herzen, hellem Blick und männlichem Ernst. Er ist ein Meister des Prosastils, und seine Sprache vereinigt Schärfe und Klarheit mit einem gesunden Humor. Im Gegensatz zu der oft flachen und seichten Aufklärung seiner Zeit hielt Möser fest am christlichen Glauben und christlicher Sitte. Dem Kosmopolitismus jener Tage gegenüber vertrat er das Deutsche, Volkstümliche und Naturwüchsige. Auch sonst gerät er mit den philanthropisch-liberalen Doktrinen seines aufgeklärten Jahrhunderts oft in Widerspruch, denn er hält fest am Alten, wenn es sich bewährt hat, und achtet das vertragsmäßige Recht. Es sind insbesondere Johannes von Müller und Goethe, welche Mösers Bedeutung nach Gebühr gewürdigt haben [1]).

---

[1]) Justus Mösers sämtliche Werke, neu geordnet und aus dem Nachlasse desselben vermehrt von Bernhard Rudolf Abeken († 1866 als Direktor des Ratsgymnasiums

Johann Georg Forster wurde den 26. November 1754 zu Nassenhuben bei Danzig geboren. Von seinem Vater Johann Reinhold erbte er die ungemeine Liebe zu den Naturwissenschaften, aber auch jene Unruhe, welche ihn nicht zum behaglichen Genuß des Lebens und zu gleichmäßiger Entwicklung gelangen ließ. Mit ihm durchreiste der zehnjährige Knabe das südliche Rußland bis zur Wolga und dem Kaspischen Meere, verbrachte einen Winter in Petersburg und besuchte dort die Schule. Von da begaben sich beide nach England, woher die Familie Forster urspünglich stammte, und hier wurde der Knabe um des Broterwerbes willen in das Joch schwerer Arbeit eingespannt, so daß er eine fröhliche, sorgenlose Jugend eigentlich nie kennen lernte. Schon hatten Mangel und Sorge die Familie einige Jahre bedrängt, da ward dem Vater der Antrag gestellt, Kapitän Cook, den berühmten Entdecker, auf seiner zweiten Weltfahrt zu begleiten. Er nahm das Anerbieten an, nachdem ihm die Bitte gewährt worden war, seinen Sohn mitnehmen zu dürfen. Drei Jahre, vom Juli 1772 bis zum Sommer 1775, währte die Reise um die Welt, die Georg Forster in anziehender Weise beschrieben hat, wodurch zuerst der Ruf des jungen Mannes in glänzender Weise begründet wurde. Nach diesem langen und entbehrungsvollen Reiseleben, wo er das Glück der Häuslichkeit und den Segen der Heimat nicht kennen lernte, erhielt Georg Forster, der berühmt gewordene Reisegenosse Cooks, die Stelle eines Professors der Naturgeschichte an der Ritterakademie in Kassel. Hier traf er mit dem ihm in manchen Stücken ähnlichen Johannes von Müller, dem nachmals so gefeierten Geschichtsschreiber, dem Verfasser der „Vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichte“ und der „Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft“ (geb. 1752 in Schaffhausen, † 1809 in Kassel) zusammen. Allein sein unruhiger Geist fühlte sich hier nicht heimisch. Nach fünfjähriger Wirksamkeit schied er von Kassel und hoffte in Polen ein sorgenloses, befriedigtes Dasein und einen gesegneten Wirkungskreis zu finden. Er nahm deshalb 1784 die Stelle eines Professors der Naturgeschichte an der neubegründeten Universität zu Wilna an. Dorthin führte er auch seine Frau, die Tochter des berühmten Göttinger Philologen Heyne[1]). In seiner neuen Stellung fühlte sich Forster unglücklicher als je, da Polen seine geistiger Anregung so bedürftige Natur am wenigsten befriedigen konnte. Im Herbste 1788 siedelte er nach Mainz über, wo er die Stelle eines kurfürstlichen Bibliothekars bekleidete. Im folgenden Jahre brach die französische Revolution los, die von Forster mit Begeisterung begrüßt wurde. Sein philosophischer Idealismus und Kosmopolitismus, die Trostlosigkeit der damaligen deutschen Zustände und der tolle Wirbel der Zeit rissen ihn zu einem Irrtum hin, für den er hat schwer büßen müssen. Seit 1792 Mitglied der provisorischen Administration von Kurmainz, ging er als Deputierter an den französischen Nationalkonvent nach Paris, um die Aufnahme des linken Rheinufers in den neuen Freiheitsstaat, von dem er alles Heil erwartete, zu erwirken. So stürzte er sich in jenen Strudel, in welchem er gebrochenen Herzens umkam. Ohne Vaterland und ohne Heim-

in Osnabrück), 10 Bde., Berlin 1842—43. — Eine eingehende und geistreiche Charakteristik Justus Mösers hat geliefert Fr. Kreyßig, Berlin 1857. — Joseph Bayer (in Wien) schrieb 1869 ein Programm über Justus Möser.

[1]) Christl. Gottl. Heyne, geb. 1729 zu Chemnitz, der Sohn eines Webers, von 1763 bis zu seinem Tode im Jahre 1812 in Göttingen. Biographie von Heeren.

wesen, in Not und Kummer starb er am 12. Januar 1794 zu Paris, in dem Lande, dem er seine Hoffnungen und sein ganzes Glück geopfert hatte. — In den gesammelten Schriften Forsters — sagt Gervinus — ist auch unter dem Geringfügigsten das lautere Gold mit den Händen zu greifen. Es gilt dieser Ausspruch von den kleineren Aufsätzen geographischen, geschichtlichen, natur- und kunstwissenschaftlichen Inhalts, insbesondere aber von den beiden Hauptwerken Forsters, der „Reise um die Welt“ und den „Ansichten vom Niederrhein“. Die letzteren sind die Frucht einer Reise, die Forster mit Alexander von Humboldt in den Frühlingsmonaten des Jahres 1790 unternahm. Beide Werke sind in klassischer, durch Klarheit und Schärfe der Darstellung ausgezeichneter Prosa geschrieben. Zugleich haben sie hohen wissenschaftlichen Wert und geben Zeugnis von seinem scharfen Beobachtungssinn für alles Schöne und Eigentümliche in der Natur, in der Kunst und im Völkerleben [1]).

Wilhelm von Humboldt, geb. den 22. Juni 1767 in Potsdam, der ältere der beiden Brüder, studierte in Frankfurt a. O. und Göttingen die Rechts- und Staatswissenschaften. Mehr noch fesselte ihn das Studium des griechischen Altertums, in dessen Geist er durch Heyne eingeführt wurde. Im Hause dieses berühmten Göttinger Philologen lernte er auch Forster kennen, mit dem er die gleiche sittliche Begeisterung und die Schärfe des Verstandes gemein hatte. Inniger noch als zu Heyne in Göttingen war sein Verhältnis zu Friedrich August Wolf [2]) in Halle, mit dem er zuerst in brieflichem, später in persönlichem Verkehre stand und der ihn noch tiefer in die Sprachen der Alten einführte. Als die vollendetste aller Sprachen auf Erden erschien ihm die griechische, und kaum 28 Jahre alt, hatte er sämtliche griechische Dichter mehr als einmal mit großer Sorgfalt in der Ursprache gelesen. Die schwersten und zugleich erhabensten Dichter, Pindar und Aeschylus, reizten ihn am meisten. Von jenem hat er 15 Oden, von diesem eine ganze Tragödie, nämlich den Agamemnon, metrisch übersetzt. Doch nicht bloß die klassischen Sprachen studierte er, sondern fast alle Sprachen der Welt. Die französische, englische, spanische, italienische eignete er sich an Ort und Stelle bis zur Vollkommenheit an. In Spanien lernte er zugleich die eigentümliche Sprache der Basken kennen. Später trieb er auch Sanskrit, Koptisch, Japanisch, Chinesisch und durch Vermittelung seines Bruders die amerikanischen Sprachen und zuletzt die der malayischen Inseln. Die Resultate dieser riesenhaften Sprachforschungen legte er nieder in seinem drei große Quartbände umfassenden unsterblichen Hauptwerke über die Kawisprache auf der Insel Java. Meisterhaft ist namentlich die Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. Noch geist- und gemütvoller als zu Fr. A. Wolf war das Verhältnis zu Schiller, dem zuliebe er nach Jena übersiedelte. Wie ihn mit Fr. A. Wolf die Altertumswissenschaft

---

[1]) Georg Forsters sämtliche Schriften, herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forsters von Gervinus, 9 Bände, Leipzig, Brockhaus 1843. — Heinrich König († 1869 in Wiesbaden), Georg Forsters Leben in Haus und Welt, 2 Teile, 2. Aufl. 1858.

[2]) Fr. A. Wolf, geb. 1759 zu Hainrode bei Nordhausen, von 1783—1806 Professor in Halle, gest. 1824 in Marseille. Prolegomena zum Homer. Biographieen von Körte und Arnold.

verband, so mit Schiller das Studium der Kantischen Philosophie. Es hat wohl selten zwischen zwei Männern ein so inniger Gedankenaustausch stattgefunden, wie zwischen Schiller und Humboldt. Der große Dichter teilte dem Freunde seine Gedichte regelmäßig mit, und dieser übte den wohlthätigsten Einfluß auf ihn aus. Wie mit Schiller, so stand Humboldt auch mit Goethe in jahrelangem innigem Geistesverkehr. Das feinste Verständnis dieses großen Dichters legte er zu Tage in seinen ästhetischen Versuchen über Hermann und Dorothea, worin er dieses Werk weiteren Kreisen zu erschließen sucht. — Aber nicht nur als Sprachforscher und Philosoph war W. v. Humboldt ausgezeichnet, er war zugleich einer der größten Diplomaten seiner Zeit und August Böckh nannte ihn einen Staatsmann von Perikleischer Hoheit. Mit der Idealität und Tiefe des Gemüts verband er einen kalt berechnenden Verstand und eine feste Willenskraft, eine umfassende Welt- und Menschenkenntnis. Seine diplomatische Laufbahn begann er 1797 in preußischen Diensten als Gesandter in Rom, wo er sich die Achtung des Papstes Pius VII. in hohem Grade erwarb. Nach der unglücklichen Schlacht von Jena kehrte er aus Italien zurück und war als Chef des öffentlichen Unterrichts thätig. Als solcher trug er wesentlich bei zur Gründung der neuen Universität Berlin, und seine geistige Erhebung verdankt Preußen neben dem Freiherrn von Stein unserm Wilhelm von Humboldt. Hierauf ward er Gesandter von Wien, und auf dem Wiener Kongreß galt neben Talleyrand und Metternich Wilhelm von Humboldt für die hervorragendste Erscheinung. Später wurde er Gesandter in London und im Jahre 1819 Minister des Innern in Berlin. Doch zog er sich aus dieser Stellung bald ins Privatleben zurück auf seinen durch jegliche Kunst ausgeschmückten Landsitz Tegel bei Berlin, wo er am 1. April 1835 starb. — In weiteren Kreisen ist W. v. Humboldt vorzugsweise bekannt durch seine „Briefe an eine Freundin“ [1]), die sich vor vielen anderen durch Wahrheit, Herzlichkeit und Ideeenreichtum auszeichnen [2]).

Alexander von Humboldt wurde den 14. September 1769 in Berlin geboren. Nachdem er auf den Universitäten zu Frankfurt a. O. und Göttingen umfassende Studien gemacht, bereiste er mit Georg Forster den Rhein, Holland, Belgien und England. Auf der Bergakademie in Freiberg setzte er als Schüler Werners seine geognostischen und botanischen Studien fort und bekleidete dann eine Reihe von Jahren zu Steben bei Baireuth im Fichtelgebirge das Amt eines Oberbergmeisters, das er wieder aufgab, um die Schweiz, Italien und Frankreich zu bereisen. In Paris lernte er Aimé Bonpland kennen, mit dem er 1799 eine fünfjährige wissenschaftliche Reise nach Südamerika unternahm. Bis 1804 durchwanderte er Venezuela und das Orinokogebiet, die Kordilleren von Bogota bis Quito, Peru bis Lima und endlich auch Mexiko. Den Chimborasso bestieg er 1802 bis zu 5 193 m Höhe. Von 1809—1827 weilte er meist in Paris, mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Im Auftrage des Kaisers Nikolaus von Rußland unternahm er 1829 eine Reise nach dem Ural und Altai, sowie an das Kaspische

---

[1]) Die Freundin, welche W. von Humboldt als Student in Pyrmont kennen lernte und an welche jene Briefe (11. Auflage, Leipzig 1883) gerichtet sind, hieß Charlotte Diede und war die Tochter eines Pfarrers.

[2]) W. von Humboldt, gesammelte Werke, herausgeg. von A. von Humboldt, 7 Bände, Berlin 1841—43. — Rudolf Haym, W. von Humboldt, Berlin 1856.

Meer. Seitdem lebte er in Berlin als wirklicher Geheimrat, von Friedrich Wilhelm III. hochgeehrt und mit Friedrich Wilhelm IV. innig vertraut. Als neunzigjähriger Greis starb er den 6. Mai 1859. Das Jahr zuvor hatte er das Hauptwerk seines Lebens, den „Kosmos“, vollendet. In diesem, sowie in seinen „Ansichten der Natur“ hat A. von Humboldt dem deutschen Volke zwei klassische Werke hinterlassen, welche für alle Zeiten ein schönes Zeugnis ablegen von deutschem Fleiß und deutscher Wissenschaft, und wodurch er der Begründer der neuern Naturforschung geworden ist. Aber nicht bloß unter den Fachgelehrten, sondern unter allen Gebildeten hat er durch seine herzlichen und lebenswarmen, in klassischer Prosa geschriebenen Schilderungen Liebe zur Natur zu erwecken verstanden [1]).

Leopold von Ranke wurde den 21. Dezember 1795 geboren zu Wiehe im Unstrutthale in Thüringen. Seit 1809 besuchte er die damals noch kursächsische Landesschule Pforta, welcher Rektor Ilgen vorstand, und bezog dann die Universität Leipzig, wo er als Schüler von Gottfried Hermann mit den historischen und philosophischen auch philologische Studien verband. Seit 1825 lebt er als Professor der Geschichte in Berlin. Ranke hat die deutsche Geschichtschreibung zu einer Kunst erhoben. Mit der strengsten Objektivität und Unparteilichkeit vereinigt er eine seltene Glätte und Feinheit des Stils, sowie eine künstlerische Darstellung. Von seinen Werken verdienen hervorgehoben zu werden die deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, 6 Bände; englische Geschichte, vornehmlich im 17. Jahrhundert, 9 Bände; französische Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert, 6 Bände; Weltgeschichte, 5 Bände [2]).

---

[1]) Eine wissenschaftliche Biographie schrieb Karl Bruhns († 1881 in Leipzig), 3 Bände 1872; eine populäre verfaßte Hermann Klencke († 1881 in Hannover), 7. Aufl. (bearbeitet von Th. Kühne und E. Hintze), Leipzig (Spamer) 1882.

[2]) Seit 1867 erscheint bei Duncker und Humblot in Leipzig in mehr als 50 Bänden eine Gesamtausgabe seiner Werke, die als deutsches Nationalwerk angesehen werden kann.

Register.

Die **Zahlen** bezeichnen die **Seiten** des Buches.
